Gumplowicz

Der Rassenkampf

DER RASSENKAMPF.

SOCIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

VON

DR. LUDWIG GUMPLOWICZ,

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER K. K. UNIVERSITAET IN GRAZ.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIV.-BUCHHANDLUNG.

1883.

Vorwort.

Was ich dem Leſer hier biete, ſind einige ſchüchterne Anfangslaute einer groſsen Wiſſenſchaft der Zukunft — der Naturgeſchichte der Menſchheit. Wenn ich es vorzog nicht dieſe Bezeichnung, ſondern die der Sociologie auf den Titel des Buches zu ſetzen, ſo geſchah es um dem möglichen Miſsverſtändniſſe vorzubeugen, welches aus dem ganz andern Sinne der erſteren Bezeichnung der ſich ſeit Prichard's »Naturgeſchichte der Menſchheit« an dieſelbe knüpft, hier ſich einſchleichen könnte. Dagegen ſcheint mir, daſs die von Comte herrührende Bezeichnung Sociologie dem Weſen und dem Sinne jener Wiſſenſchaft der Zukunft näher kommt.

Ich bilde mir nicht ein etwas Neues zu bieten; es giebt nichts Neues auf menſchlich-geiſtigem Gebiete. Alle möglichen Bauſteine die bei einem wiſſenſchaftlichen Gebäude nur verwendet werden können, ſind »ſchon dageweſen«. Ich glaube nicht, ob es möglich iſt irgend einen neuen zu ſchaffen.

Das Einzige was ich für möglich halte iſt, durch eine neue Combination des uralten Materials dem Gebäude eine

neue Form, ein neues Gepräge zu geben. Nur dieſes Gepräge wechſelt mit der Zeit und mit wechſelnden Anſchauungen und es kann ſo unerſchöpflich mannigfach ſein wie unerſchöpflich mannigfach die Individualitäten ſein können.

Ob nun das was ich hier zuſammengetragen und zu einem proviſoriſchen loſen Bau zuſammenfügte von der Idee einer ſelbſtändigen Individualität getragen iſt und daher ein ſelbſtändiges Gepräge zeigt — das zu beurtheilen iſt nicht meine Sache.

Nur die eine Zuverſicht glaube ich ausſprechen zu dürfen: möge auch dieſer Bauverſuch wie hunderte vor ihm als werthlos erkannt werden, die »Naturwiſſenſchaft der Menſchheit« wird deſswegen keinen Miſserfolg zu verzeichnen haben. Von mannigfachen Irrthümern, Fehlern und Miſsgriffen nimmt ſie heutzutage ihren Ausgang; doch wird ſie ihren Weg nicht verfehlen und einſt gewiſs an's Ziel gelangen. Wir aber, die Taſtenden und Irrenden uns bleibt das beruhigende Bewuſstſein, daſs wir im ſchweren Ringen um Wahrheit fallend, Andern, die uns nachfolgen ſo manchen Weg geebnet, ſie vor ſo manchem falſchen Pfade gewarnt, mit einem Worte, zur Erreichung des höchſten Zieles aller Wiſſenſchaft, der Wahrheit, das Unſrige redlich beigetragen haben.

Darüber kann ich nun ruhig ſein. Ein anderes Bedenken aber iſt's das in mir aufſtieg. »Wie, wenn ein »Fünkchen beſſerer Erkenntniſs« das in dieſem Buche enthalten ſein mag »in den Zunder menſchlicher Leidenſchaft fällt« um mich Roſcher's trefflichen Ausdruckes zu bedienen,

und die hell auflodernde Flamme dann ringsherum ihr Vernichtungswerk verbreitet?« Das war ein gewichtiges Bedenken und es wühlte lange in meinem Hirne. Doch überwand ich auch dieſes. Möglich, daſs menſchliche Leidenſchaft auch ſo manchen Satz dieſes Buches herbeizerren wird zur Rechtfertigung verruchten Treibens — aber dann wird ja dieſes Buch nur das Schickſal der erhabenſten Lehren theilen die je der Menſchheit verkündet wurden. Denn auch im Namen der erhabenſten Lehren der Religion — hat böswillige Verkehrtheit immer Ströme Blutes flieſsen laſſen.

Was ſoll es alſo frommen bei wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen das Treiben menſchlicher Leidenſchaft in Rechnung zu ziehen? — Die Leidenſchaft mit Niedertracht gepaart geht unbehindert ihren Weg — möge die Wiſſenſchaft unbehindert den ihrigen verfolgen! Sie hat nicht den Anſpruch und nicht die Hoffnung die Leidenſchaften zu zügeln — da niedrige Denkungsart den Lehren der Wiſſenſchaft unzugänglich iſt. Möge man alſo der Wiſſenſchaft den einen Troſt laſſen, unbehindert die Wahrheit zu ſuchen und was ſie als ſolche erkennt rückſichtslos zu verkünden; und verſchone man ſie doch mit unnützen Scrupeln und laſſe ihr unangetaſtet ihren einzigen Glaubensſatz: daſs die Wahrheit und das redliche Suchen derſelben der Menſchheit nie ſchaden könne, daſs im Gegentheil nur in der Wahrheit das Heil der Menſchheit liegt.

Graz im April 1883.

Inhalt.

I.

Geſchichtsphiloſophie und Sociologie.

II.

Polygeniſmus.

III.

Urſprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

IV.

Der Naturprozeſs der Geſchichte.

V.

Geſchichtliche Hinweiſungen.

Anhang.

I.

Geschichtsphilosophie und Sociologie.

1. Das ſociologiſche Problem.

Hegel und ſeine Schüler hatten die Geſchichtsphiloſophie gründlich in Miſscredit gebracht. Es war für längere Zeit nicht rathſam wiſſenſchaftliche Unterſuchungen als geſchichtsphiloſophiſche zu verrathen. Diejenigen nun, die dem ganz natürlichen Drange das Problem der Geſchichtsphiloſophie wieder aufzunehmen nicht widerſtehen konnten, flüchteten unter andere Fahnen und gaben ſich den Anſchein als ob ſie andere Objekte angreifen würden. Das war nur eine Kriegsliſt; im Grunde galten ihre Bemühungen immer demſelben Problem.

So wendeten die Einen ſich der Völkerpſychologie zu, die andern der Culturgeſchichte und neuerdings wird wieder dasſelbe Ziel mittelſt der Sociologie angeſtrebt. Doch die immer ſich gleichbleibende Unlösbarkeit des immer identiſchen Problems laſtet wie ein Fluch auf allen dieſen Beſtrebungen und bereitet heute ſchon der Sociologie beinahe dasſelbe Schickſal, das ſeiner Zeit die Geſchichtsphiloſophie ereilte. Man zuckt verdächtig die Achſeln, wenn man von Sociologie hört und dieſe allerneueſte Diſciplin iſt ſehr nahe daran in denſelben Verruf zu kommen wie die einſtige Geſchichtsphiloſophie.

Daſs es ſich in dieſen mit verſchiedenen Namen bezeichneten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen um eine und dieſelbe Sache handelt iſt nicht ſchwer zu erweiſen.

Es ſind dieſelben Grundprobleme des menſchheitlichen Daſeins, mit denen es alle gleicherweiſe zu thun haben.

»Was bedeutet dieſer ganze geſchichtliche Prozeſs, deſſen Träger die Menſchheit oder die menſchliche »Geſellſchaft« und ihre Theile ſind? Wie war der Anfang dieſes Prozeſſes? Welche Geſetze beherrſchen ſeine Entwicklung? Welche Tendenzen und Ziele verfolgt er? Worin liegt ſein Weſen? Was iſt ſeine Idee, ſein Sinn?« — Das ſind die Fragen, mit denen die Geſchichtsphiloſophie und alle oben genannten in ihr wurzelnden oder an ihre Stelle tretenden Diſciplinen ſich beſchäftigen. Und da dieſes gerade die höchſten Fragen ſind, die der menſchliche Geiſt überhaupt aufwerfen kann und ihre vollkommene Löſung ſeine natürlichen Kräfte gewiſs überſchreitet, daher die vielen bisherigen Miſserfolge der genannten Diſciplinen. Dieſe Miſserfolge ſind aber nichtsdeſtoweniger von gröſstem wiſſenſchaftlichem Werth, weil ſie ebenſoviele Staffeln auf der Stufenleiter der Erkenntniſs darſtellen; andererſeits aber tragen ſie auch dazu bei auf dieſem Gebiete die allzu freie Fantaſie etwas zu zügeln und ſtrengere Selbſtkritik walten zu laſſen.

2. Die drei Arten der Geſchichtsauffaſſung.

Alle geſchichtsphiloſophiſchen Syſteme laſſen ſich auf drei Hauptrichtungen zurückführen; denn es ſind nur drei Grundauffaſſungen der menſchheitlichen Entwicklung möglich und es ſcheint, daſs dieſe drei Grundauffaſſungen eine natürliche Reihenfolge im Gedankenprozeſſe der Menſchheit bilden, wenn ſie auch zu jeder Zeit in verſchiedenen Repräſentanten nebeneinander vorkommen und ſich gegen-

ſeitig bekämpfen. Dieſe drei Richtungen und Auffaſſungen ſind: die theiſtiſche, die freiheitliche oder rationaliſtiſche und die naturaliſtiſche.

Die erſte denkt ſich die Geſchichte als das Werk einer zielbewuſst handelnden Gottheit und verwandelt alle oben erwähnten höchſten Fragen des menſchheitlichen Daſeins in Fragen nach dem Willen und den Abſichten dieſes höchſten Weſens. Die Antworten auf dieſelben ſucht und findet ſie in der Religion.

Die zweite betrachtet die menſchheitliche Geſchichte und Entwicklung als Werk des freien Menſchengeiſtes und will in der menſchlichen Vernunft die Wege und Ziele finden, welche die Menſchheit zu wandeln und welche ſie anzuſtreben habe.

Die dritte betrachtet die Menſchheit als einen unfreien Beſtandtheil der Natur und forſcht nach den Naturgeſetzen, nach denen dieſer Beſtandtheil in ewiger Nothwendigkeit die ihm vorgezeichneten, natürlichen Bahnen durchläuft. Wie erwähnt folgen dieſe drei Richtungen und Auffaſſungen einander im Denkprozeſſe der Menſchheit und wenn ſie auch einander nie ganz ablöſen und immer auch gleichzeitig verſchiedene Theile der Menſchheit beherrſchen, ſo läſst ſich doch behaupten, daſs die erſte dieſer Richtungen der Vergangenheit, die zweite der Gegenwart, die dritte der Zukunft angehört. [1])

---

[1]) Vrgl. Rocholl: Die Philoſophie der Geſchichte. Göttingen 1878 Einleitung. »Immer zuerſt wird die Geſchichte unter theologiſche Geſichtspunkte gebracht. Sie iſt Erzeugniſs der Gottheit. So in der antiken, ſo im Beginne der chriſtlichen Welt. Dann kommt mit der Renaiſſance zuerſt der humaniſtiſche Gedanke. Er ſchliesst wiſſenſchaftlich mit dem philoſophiſchen Idealismus ab und ſchafft praktiſch die ««Geſellſchaft.»» Die Geſchichte iſt Erzeugniſs des Menſchen. Endlich erſcheint die natürliche Anſchauung. Die Naturwiſſenſchaften führen den naturaliſtiſchen Gedanken ein. Sie beherrſchen nicht ohne Widerſpruch, aber ſie beherrſchen eine Zeit lang wenigſtens das öffentliche Leben. Wenden wir

Dem entſprechend muſs anerkannt werden, daſs bis heute die erſte dieſer Richtungen, die theiſtiſche, die gröſsten Triumphe in der menſchlichen Geſchichte aufzuweiſen hat, die zweite die freiheitliche oder rationaliſtiſche ihr heutzutage ein ſiegreiches Gleichgewicht hält und daſs die dritte bis heutzutage nur ſchüchterne Verſuche und glänzende Miſserfolge zu verzeichnen hat.

---

3. Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie.

Wir müſſen die obigen allgemeinen Andeutungen noch etwas näher ausführen. Die Philoſophie der Geſchichte entſteht nicht erſt da und braucht nicht erſt da als entſtanden angenommen zu werden, wo ſie ſich zuerſt als ſolche giebt, alſo mit Hegels Geſchichte der Philoſophie [1]: ſondern ſie muſs zum mindeſten auch ſchon da anerkannt werden, wo der Verſuch gemacht wird die Geſchichte der Menſchheit als ein zuſammenhängendes Ganze darzuſtellen und dabei gewiſſe in derſelben ſich manifeſtirende Ideen nachzuweiſen, wenn man nicht auch alle gelegentlich von Philoſophen und Denkern über das Weſen der Menſchheitsgeſchichte geäuſserten Anſchauungen, wie es Rocholl thut, als Aeuſserungen der Geſchichtsphiloſophie betrachten

---

ſie für unſere Wiſſenſchaft an, ſo ſagen ſie: Die Geſchichte iſt Erzeugniſs der Natur. Wir können jene erſte Periode unter das Zeichen: Gott, die zweite unter die Bezeichnung: Menſch, die dritte unter diejenige: Natur — bringen.»

[1]) So bei Conrad Hermann: Philoſophie der Geſchichte, Leipzig 1870. Eine umfaſſende Bearbeitung der Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie von ihren erſten Anfängen und bei allen Culturvölkern lieferte neuerdings Rocholl in dem ſoeben erwähnten Werke: Die Geſchichte der Philoſophie.

will. In letzterem Sinne wird man von Geſchichtsphiloſophie aller alten Völker, vorzüglich aber der Culturvölker des orientaliſchen und claſſiſchen Alterthums ſprechen können, als eine eminent geſchichtsphiloſophische Leiſtung aber durch eine zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte unter Nachweis gewiſſer in derſelben ſich manifeſtirender Ideen, wird uns dann die Bibel erſcheinen. »Eminent« aber müſſen wir dieſe Leiſtung nennen, weil ihre theiſtiſche Anſchauung der Geſchichte durch Jahrtauſende die herrſchende war und noch heutzutage in allen europäiſchen Literaturen überwiegend die herrſchende iſt.

Neben dieſer theiſtiſchen durch die Lehren des Judenthums und Chriſtenthums repräſentirten Anſicht macht ſich ſeit der Wiedererweckung des Claſſiciſmus in Europa die rationaliſtiſche Geſchichtsauffaſſnng geltend, die an die griechiſche Philoſophie ſich anlehnend die Geſchichte aus der geiſtigen Beſchaffenheit des Menſchen zu erklären ſucht. Dieſe Auffaſſung macht die menſchliche Vernunft zur Quelle alles Geſchehens auf ſocialem Gebiete, unterſucht daher einzig dieſe menſchliche Vernunft, um die Beziehungen derſelben zur menſchlichen Geſchichte klar zu legen.

Auf dieſem Standpunkt ſteht die ganze rationaliſtiſche und zwar ebenſowohl die idealiſtiſche wie die realiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Für die Geſchichtsſchreibung war dieſe Auffaſſung, wie das ſchon in Griechenland und Rom der Fall war, ungemein fördernd — denn ſie iſt die eigentliche Schöpferin der ſog. pragmatiſchen Geſchichtsſchreibung. Während nemlich die theiſtiſche Auffaſſung die Geſchichtſchreibung zu einer monotonen und trockenen Erzählung der »Thaten Gottes« macht: läſst die rationaliſtiſche Auffaſſung den Hiſtoriker in den Charakteren der Menſchen, in ihren geiſtigen Eigenſchaften, in ihren Intereſſen, Trieben und Leidenſchaften die Urſachen ihrer Handlungen und Thaten ſuchen. Daher die hohe Stufe der griechiſchen

und römifchen Gefchichtsfchreibung und ihr ftetiger Auffchwung feit der Wiedererweckung des Claſſicifmus in Europa.

Sowohl der theiftifchen wie der rationaliftifchen Gefchichtsauffaſſung trat zuerft fchüchtern der Gedanke entgegen, dafs die geiftige Befchaffenheit und in Folge deſſen die Handlungen und Schickfale der einzelnen Völker eine nothwendige Folge der diefelbe umgebenden Natur feien. Montesquieu verdankt der Formulirung diefes feinerzeit überaus kühnen Gedankens den grofsen Erfolg feiner Schrift »über den Geift der Gefetze«. Denn nichts fchien mehr ein Werk des freien menfchlichen Willens, der menfchlichen Willkühr zu fein, als die Gefetze, die in verfchiedenen Zeiten und Ländern von den Herrfchern der einzelnen Völker verkündet worden find. Der Nachweis nun, den Montesquieu in dem vierzehnten Buche feines »Efprit des lois« zu liefern verfuchte, dafs diefe Gefetze in nothwendiger Beziehung zu den Climaten der einzelnen Länder ftehen, dafs ihre Befchaffenheit von diefen Climaten abhängt, diefer Nachweis bedeutete eine Revolution in den gewohnten Anfchauungen über die in der Gefchichte waltende Willensfreiheit des Menfchen, die fich nur etwa dem höheren Willen eines ihn infpirirenden perfönlichen Gottes füge. Die Montesquieu'fche Ausführung rief plötzlich die Vorftellung einer durch die äufsere Natur gefetzten Nothwendigkeit hervor, der fich die menfchliche Freiheit fügen müffe. Das war die erfte Mine, die der geiftreiche Franzofe unter die rationaliftifche Burg legte. Diefe Mine aber follte nicht fobald losgehen. Allerhand fromme Männer und Philofophen waren redlich beftrebt diefelbe unfchädlich zu machen. In erfter Linie Herder.

In feinen »Ideen zur Gefchichte der Menfchheit« acceptirt er vollkommen die Montesquieu'fche Idee vom Einflufs des Clima's und im allgemeinen der Natur auf

die menſchlichen Geſchicke und geſchichtlichen Ereigniſſe: verwebt aber ſehr geſchickt dieſe naturaliſtiſche Idee nicht nur mit rationaliſtiſchen, ſondern auch mit theologiſchen Geſpinnſten. Herder will Gegenſätze verſöhnen. Die ganze Anlage ſeines Werkes weckt den Schein einer ſtreng naturaliſtiſchen Auffaſſung, da er die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte der Menſcheit mit der Betrachtung der Erde als »eines Sternes unter Sternen« beginnt, ſodann die geologiſche Entwicklung der Erde, die Entwicklung der drei Naturreiche darſtellt, bis er endlich zum Menſchen und ſeiner Geſchichte als quaſi zur Fortſetzung der Natur und ihrer Werke gelangt, wobei er zuerſt die »Naturvölker« (Grönländer, Eskimos etc.) und ſodann das allmählige Auftreten der Culturvölker und ihrer Geſchichte in gebräuchlicher Reihenfolge ſchildert. Ja noch mehr! Hie und da verſtreut, findet man bei Herder echt naturaliſtiſche und moniſtiſche Anſchauungen; da er aber alles dieſes wieder mit dem rationaliſtiſchen und theologiſchen Standpunkt ausſöhnen will, ſo macht er es ſchlieſslich keinem recht und verdient vollkommen das herbe Urtheil, welches Laurent von einem theologiſch-rationaliſtiſchen Standpunkt über ihn fällt. [1]) Im Grunde genommen hat Herder ganz richtige Anſchauungen über die Stellung des Menſchen im Weltall und über die Bedeutung der Geſchichte als eines Naturprozeſſes: nur hätte er die theologiſchen Fragen, die in die Wiſſenſchaft nicht hineingehören, ganz aus dem Spiele laſſen ſollen. Indem er Gott und Natur identificirt, verdirbt er es mit den Theologen und läſst ſeine naturaliſtiſchen Anſchauungen zu keinem durchwegs klaren und unverfälſchten Ausdruck kommen. [2])

---

[1]) Laurent Hiſtoire du droit des gens T. XVIII. 115. sq.

[2]) Den Gedanken des Einfluſſes der phyſiſchen Natur auf den Menſchen und ſeine Geſchicke, alſo auch auf die Geſchichte hat in unſerer

Doch muſs Herder als der eigentliche Begründer der Philoſophie der Geſchichte angeſehen werden. Friedrich Schlegel und Hegel ſind ſeine Nachfolger. Erſt der letzere emancipirte ſich ganz von den theologiſchen Conceptionen Herders, ohne jedoch die naturaliſtiſche Seite der »Ideen« conſequent weiter zu entwickeln. Vielmehr verſucht es Hegel den durch Herders Werk ſich hindurchziehenden unklaren und ſich widerſprechenden Dualismus von Gott und Natur in einer höheren Einheit aufzulöſen und auszuſöhnen, nämlich in ſeinem bekannten »abſoluten Geiſt«. Indem Hegel in der ganzen Geſchichte nur die Verkörperung und Entwicklung dieſes einen und einheitlichen »abſoluten Geiſtes« ſieht und darſtellt, hat er aber den Boden all und jeder Wirklichkeit und Wiſſenſchaft verlaſſen und ſeine Philoſophie der Geſchichte zu einer reinen Phantasmagorie gemacht.

Hegel ſchildert uns etwas, das nur in ſeinem Kopfe exiſtirt und betheuert uns, daſs es Wirklichkeit ſei; zur beſſeren Beglaubigung tauft er ſeine Phantaſien auf Namen, die aus der Weltgeſchichte entlehnt ſind — wodurch ihm die Täuſchung deſto beſſer gelingt.

Hegels pfiffige Formel, wonach ſich der abſolute Geiſt

Zeit wieder Buckle in ſeiner «Geſchichte der Civiliſation in England» zu Ehren bringen wollen. Er bemüht ſich bekanntlich die Geſchichte und den Geiſt der verſchiedenen Völker aus dem Clima ihrer Länder zu erklären. Gegen dieſe übrigens ſchon von Hegel entſchieden abgewieſene Idee bemerkt Jodl: «Mag in der Entwicklung des geſchichtlichen Lebens immerhin das von Buckle betonte Wechſel- und Doppelverhältniſs zwiſchen Natur und Geiſt eine entſcheidende Rolle ſpielen: zur vollkommenen Erklärung, zur durchgängigen Rationaliſirung der geſchichtlichen Erſcheinungen, zur Begründung einer den geſammten Geſchichtsverlauf umfaſſenden cauſalen Erkenntniſs ſeiner Vorgänge reicht es in keiner Weiſe aus» l. c. 60 und zwar desswegen nicht, wollen wir hinzufügen, weil Buckle dieſes Wechſelverhältniſs auf Seiten der Natur zu einſeitig nur in dem Clima und der Bodenbeſchaffenheit ſucht.

»im $^{3}/_{4}$ Takt« von Theſis, Antitheſis und Syntheſis entwickelt und fortbewegt, läſst ſich auf all und jedes anwenden — ſpeciell aber auf all und jede phyſiſche, geiſtige und ſociale Bewegung und man braucht nur immer jeden dieſer »$^{1}/_{4}$ Takte« als ein beliebiges Entwicklungsſtadium der bezüglichen Bewegung (die doch überall in Natur und Leben herrſcht) zu bezeichnen und die entſprechende »Philoſophie« iſt fertig. Man kann auf dieſe höchſt bequeme Art ebenſogut eine Philoſophie der Phyſik ſchreiben, indem man z. B. die Attraction als Theſis, die Repulſion als Antitheſis, die Cohäſion als Syntheſis bezeichnet und dann das Nähere paſſend oder unpaſſend durchführt, wie eine Philoſophie der Muſik, Malerei u. ſ. w. Um eine Philoſophie der Geſchichte zu Stande zu bringen brauchte Hegel nur den Orient als Theſis des »abſoluten Geiſtes«, das claſſiſche Alterthum als Antitheſis und die »germaniſche Welt« als Syntheſis zu bezeichnen und in dieſe Formeln die Weltgeſchichte ſchlecht und recht hineinzuzwängen. Freilich könnte ein Chineſe mit eben ſolchem Rechte Europa als Theſis, Amerika als Antitheſis und die chineſiſche Welt als Syntheſis des abſoluten Geiſtes bezeichnen und eine chineſiſche Philoſophie der Geſchichte fabrizieren. Er würde dann wahrſcheinlich in China ebenſo populär werden, wie Hegel in Europa. Denn populär wird immer diejenige Lehre, die es den Menſchen am leichteſten macht, die Welt und das menſchliche Leben zu begreifen. Deſswegen bleibt die Bibel das populärſte Buch, weil ihre Formel, Welt und Leben zu begreifen die einfachſte iſt. Für diejenigen nun, die ſich mit dem theologiſchen Standpunkt nicht begnügen und die Welt »philoſophiſch« auffaſſen wollten, lieferte Hegel eine ebenſo einfache, leicht ſich anzueignende »philoſophiſche« Formel. »Der abſolute Geiſt entwickelt ſich« und damit Punktum. Nun ſehen die Leute überall ganz richtig die Theſis, Antitheſis

und Synthesis — das trifft überall zu, wenn man darauf dressirt ist — und sind glücklich, die Welt begriffen zu haben. Aus einer ähnlichen Ursache ist in neuester Zeit die Hartmann'sche Philosophie so populär geworden. Indem Hartmann alle Vorgänge in Welt und Menschenleben, die wir nicht begreifen, aber gerne begreifen möchten, als Thaten des »Unbewussten« hinstellt, hat er ebenfalls der wissbegierigen Menge so eine einfache Formel hingeworfen, mit der sie sich gerne zufrieden gibt und bei der sie sich beruhigt. Jetzt wissen sie's, worüber sie sich bisher vergebens den Kopf zerbrachen. »Das Unbewusste thut's!« auch eine »philosophische« Erklärung — weil sie weder in der Bibel noch im Katechismus steht! — Die Leute sind glücklich und Hartmann ist populär.

Eine jede solche Formel hat das Eigenthümliche oder vielmehr es liegt im Wesen einer jeden solchen Formel, dass sie wohl einige Zeit auf alle Erscheinigen des Lebens angewendet werden kann (was, wenn es der Meister selbst nicht thut, seine »Schule« besorgt): dass sie jedoch keiner weitern wissenschaftlichen Entwicklung und Vertiefung fähig ist. So hat sich denn auch die Philosophie der Geschichte in Deutschland mit dem Hegel'schen absoluten Geist in eine Sackgasse verrant, aus der es keinen rechten Ausweg mehr gab. Die specifisch Hegel'sche Philosophie der Geschichte endigt mit Hegel und einigen seiner Schüler (man denke z. B. an G a n s und dessen »Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung«), die seine Formeln auf einige andere Gebiete des Wissens anzuwenden versuchten. Eine fruchtbare, wissenschaftliche Fortentwicklung war in dieser Richtung nicht möglich. Mit dem »absoluten Geist« gieng es nicht weiter; das Kunststück, das Hegel mit demselben anstellte, verpuffte wie ein Feuerwerk. Nur hie und da wurde von Historikern und historischen Dilettanten ein versprühter Funke dieses Feuerwerks aufgefangen und zu kleinen

Flämmchen entfacht; den unverftändlichen »abfoluten Geift« verfuchte man einfach ins Alltägliche und Verftändliche zu überfetzen, und zwar machten aus demfelben die Einen kurzweg den »Geift des Menfchen« in feiner gefchichtlichen Entwicklung und feierten die »Siege desfelben über die Natur«; den andern erfchien jener abfolute Geift als »allmähliger Fortfchritt menfchlicher Cultur«, den fie in der Gefchichte nachzuweifen fich beftrebten; noch andere endlich glaubten den abfoluten Geift in den »Volksgeiftern« und »Volksfeelen« zu erkennen und wandten fich dem Studium und der Erforfchung diefer Volksgeifter zu. So entftanden auf dem Grabe der Hegel'fchen Philofophie die fog. Culturgefchichte [1]) (Kolb, Klemm, Henne am Rhyn, Hellwald) und die Völkerpfychologie (Lazarus und Steinthal). [2])

---

[1]) Ueber die Entwicklung der Culturgefchichte fehe man die gediegene Schrift von Jodl »Die Culturgefchichte, ihre Entwicklung und ihr Problem.« Halle 1878. Bezeichnend für das grofse Anfehen, das die Culturgefchichte noch immer geniefst, find folgende, nicht übertreibende Worte Jodl's: So kann man alfo fagen, es fei die Auffaffung der Gefchichte unter dem leitenden Gefichtspunkt einer Entwicklung der Cultur, welche die Signatur unferer gegenwärtigen Gefchichtswiffenfchaft bilde und mehr oder weniger alle Leiftungen derfelben beherrfche, auch da, wo diefelben fich auf fpecielle Gebiete befchränken und keineswegs den Anfpruch erheben, die Gefammtheit der Culturleiftungen einer Zeit oder eines Volkes zur Darftellung zu bringen« S. 3. Wenn aber Jodl S. 98 ff. es unternimmt, die Culturgefchichte als befondere Wiffenfchaft, welche zwifchen »erzählender Univerfalgefchichte« und »reflectirender Gefchichtsphilofophie« die Mitte halten foll, zu retten: fo erachten wir diefen Verfuch theils als einen überflüffigen, theils als einen verfehlten. Der von ihm für die Culturgefchichte vindicirte »Gefichtspunkt des Zuftändlichen« erinnert an die ähnlichen fcholaftifchen Bemühungen der Statiftiker, ihrer »Wiffenfchaft« einen Inhalt zu geben.

[2]) Für das Verhältnifs der Völkerpfychologie zur Hegel'fchen Philofophie mögen als charakteriftifche Illuftration die Definitionen des Staates bei Hegel und Lazarus angeführt werden. Während der Erftere den Staat definirt als »die Geftalt, welche die vollftändige Realifirung des Geiftes im Dafein ift« (Philofophie der Gefchichte S. 20) erklärt Lazarus: »Jeder

Diejenigen aber, die ſich mit ſolch' mühſeliger Kleinkrämerei nicht befriedigten, ſondern nach Höherem und nach dem Ganzen ſtrebten, kehrten um und knüpften wieder an den alten Herder an und zwar die einen an deſſen theologiſche, die andern an deſſen naturaliſtiſche Anſchauungen. Die erſtere vollkommen unwiſſenſchaftliche Richtung, deren Verfolgung immer am leichteſten und am lohnendſten iſt, erreichte einen Höhepunkt (der Unwiſſenſchaftlichkeit!) in Bunſen (Hippolytus und Gott in der Geſchichte); an die naturaliſtiſchen Anſchauungen Herders knüpfte Schelling mit ſeiner Naturphiloſophie an, worin er den vagen Verſuch macht, die lebloſe und belebte Welt mitſammt der Geſchichte als einen belebten und nach beſtimmten Geſetzen ſich entwickelnden »Organiſmus« darzuſtellen. Der Schelling'ſche Verſuch enthielt kräftige Impulſe und Anregungen, die theilweiſe bis in die neueſte Zeit fortwirkten. Wir ſagen theilweiſe, denn es darf nicht verkannt werden, daſs der neueſten naturaliſtiſchen Richtung der Geſchichtsphiloſophie und Sociologie auch noch von anderen Seiten die kräftigſte Förderung zu Theil ward. Und zwar kommt hier in erſter Linie der ungeheure Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in Betracht (Darwin, Haeckel, Wundt), zweitens die poſitiviſtiſche Philoſophie Auguſte Comte's, endlich der, an die naturaliſtiſchen Ideen Montesquien's und Herder's ſtark ſich anlehnende Verſuch Buckle's (Geſchichte der engl. Civiliſation) die Geſchichte der Völker aus den Einwirkungen des Clima's und der ſie umgebenden Natur zu erklären. [1])

Staat iſt eine geäuſserte, der Realität eingebildete Idee eines Volkes..« (Zeitſchrift f. Völkerpſychologie I. 10). Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daſs wir ſowohl die eine wie die andere Definition für ganz inhaltsloſe »philoſophiſche« Phraſen anſehen, von denen die letztere ſcheinbar etwas verſtändlicher iſt als die erſtere — doch nur ſcheinbar, wie wir das noch in der Folge zeigen werden.

[1]) Hier mag bemerkt werden, daſs Buckle damit eine Idee durch-

Von allen diefen Impulfen war derjenige der Schelling'fchen Naturphilofophie der unheilvollfte. Er verleitete nämlich in Deutfchland dazu, die Refultate der Naturwiffenfchaft und die Ideen Comte's und Buckle's in der Richtung für die »Sociologie« zu verwerthen, dafs man die Menfchheit und die »Gefellfchaft« als einen natürlichen Organifmus behandelte. Damit aber war man auf einen falfchen Weg gerathen, auf dem weder aus den Refultaten der Naturwiffenfchaft und noch viel weniger aus den Ideen Comte's und Buckle's für die Wiffenfchaft irgend ein pofitiver Gewinn zu erzielen möglich war.

Diefe letzte und neuefte geiftige Verirrung, bei der man fo viele naturwiffenfchaftliche Gedankenfchätze auf einen ganz fterilen Boden verfchwendete, wo diefelben

---

führen wollte, die bereits längft vor ihm als ein glücklich überwundener Standpunkt angefehen werden konnte. Sagte doch fchon Hegel ganz richtig: »Rede man mir nichts von griechifchem Himmel, denn jetzt wohnen da Türken, wo ehemals Griechen wohnten, damit Punktum und lafst mich in Frieden« und Gobineau's Werk (Effai fur l'inégalité des Races) widerlegt ebenfalls diefe falfche Anfchauung ganz entfchieden. Ja, Gobineau geht vielleicht feinerfeits zu weit, wenn er jeden Einflufs des Clima's auf die Entwicklung der Gefchichte ganz leugnet und letztere ausfchliefslich von der verfchiedenen Blutmifchung der Raffen abhängig fein läfst. Charakteriftifch für Gobineau ift in diefer Beziehung, dafs er den Mittelpunkt der Gefchichte immer dort fieht »où habite à un moment donné le groupe blanc le plus pur, le plus intelligent et le plus fort« und gegenüber diefem Raffenmoment den climatifchen Einflufs folgendermafsen ganz beftreitet: »Ce groupe refidât-il par un concours de circonftances politiques invincibles, au fond du glaces polaires où fous les rayons de feu de l'equateur, c'eft de ce côté que le monde intellectuel inclinerait. C'eft lá que toutes les idées, toutes les tendances, tous les efforts ne manqueraient pas de converger et il n'y a pas d'obftacles naturels qui puffent empècher les denrées, les produits les plus lointains d'y arriver à travers les mers, les fleuves et les montagnes.« Das ift wohl das entgegengefetzte Extrem zu Montesquieu's und Buckle's Anfchauungen.

weder keimen noch Wurzel faſſen konnten, repräſentiren in Deutſchland die Sociologen Lilienfeld und Schäffle.

Durch die vielbändigen Werke beider [1]) zieht ſich ein einziger richtiger Gedanke oder eigentlich eine einzige richtige Vorſtellung, nämlich daſs das Leben der Menſchheit, das geſchichtliche und ſtaatliche Leben, ebenſo von feſten, unabänderlichen Geſetzen beherrſcht ſei, wie die anorganiſche und organiſche Natur. Dieſes Geſetz ſuchen ſie beide mit groſsem Eifer — und bis zu dieſem Punkte ſind ſie in vollem Rechte. Leider aber finden ſie es nicht und das wäre noch nicht ſo arg; ſchlimmer iſt's, daſs ſie beide es gefunden zu haben glauben und an dem Irrthum mit hartnäckiger, einer beſſeren Sache würdiger Conſequenz feſthalten.

Der Irrthum aber beider läſst ſich ganz kurz bezeichnen und auch nachweiſen. Beide glauben, daſs die menſchliche »Geſellſchaft« (wobei ſie ſelbſt im Unklaren ſind und die Unklarheit ruhig walten laſſen, ob ſie darunter die ganze Menſchheit, eine Raſſe, ein Volk, eine Nation oder ſonſt welche ſociale Gemeinſchaft verſtehen?) ebenſo und nach denſelben Geſetzen lebe und ſich entwickele wie die natürlichen Organiſmen; zu dieſer Vorſtellung verleitete beide ein unglückſeliges Gleichniſs, das ſich einige Naturforſcher erlaubten, daſs jeder Organiſmus eine Gemeinſchaft vieler Individualzellen iſt, von denen jede eine Individualität für ſich bilde. Daraus ſchloſſen nun Schäffle und Lilienfeld etwas voreilig, daſs wahrſcheinlich auch jeder Menſch nur eine Zelle im »geſellſchaftlichen« Organiſmus bilde und auf dieſe flüchtige, ganz unſtichhältige Vorſtellung bauen ſie beide ihre bändereichen Syſteme, allerdings mit viel Geiſt und Witz, doch ohne wiſſenſchaftlichen Halt, ja viel-

---

[1]) Schäffle: Bau und Leben des ſocialen Körpers etc. Tübingen. Lilienfeld: Gedanken über die Socialwiſſenſchaft der Zukunft. Mitau.

leicht auch ohne den nöthigen wiſſenſchaftlichen Ernſt. Dabei will Lilienfeld vor ſeinen Vorgängern, die zwiſchen Geſellſchaft und natürlichem Organiſmus Analogien fanden (wie z. B. die organiſche Staatslehre von Rohmer, Bluntſchli etc.) dieſen Vorzug in Anſpruch nehmen, daſs er eine »reale Analogie« zwiſchen denſelben nachgewieſen, ja ſogar »bewieſen« zu haben glaubt. Und zwar wiederholt Lilienfeld die Behauptung, dieſes »bewieſen« zu haben, beinahe auf jeder Seite ſeines Buches; wenn eine ſo häufige Wiederholung einer ſolchen Behauptung etwas »bewieſen« zu haben, den Beweis erſetzen könnte, dann hätte er es freilich bewieſen. Einen andern Beweis aber hat er für ſeine »reale Analogie« nicht erbracht. Wohl aber hat Schäffle dieſelbe als bewieſen angenommen und wie er ſelbſt ſagt »ſyſtematiſch weiter verfolgt.«

Wir können nur eines ſagen — wer die Mühe nicht ſcheut und ſich durch Lilienfeld's und Schäffle's 4- und 5bändige Werke hindurcharbeitet und bei dieſer ſchwierigen Arbeit ſein nüchternes, geſundes Urtheil nicht einbüſst, der muſs zur Ueberzeugung kommen, daſs dieſe Werke trotz ihrer vielen Excerpte aus naturwiſſenſchaftlichen Werken und trotz des vielen auf die Nachweiſung der »realen Analogien« zwiſchen Biologie und Sociologie verwendeten Geiſtes und Witzes abſolut kein poſitives, wiſſenſchaftliches Reſultat ergeben.

---

4. Wiſſenſchaftlicher Werth der drei Grundrichtungen.

Sollen wir nun den Werth angeben, den die ſoeben dargeſtellten drei Richtungen der geſchichtsphiloſophiſchen oder ſociologiſchen Forſchung für die weitere Entwicklung

unſerer Wiſſenſchaft haben? Ueber die erſte dieſer Richtungen, die theologiſche, brauchen wir eigentlich nichts mehr zu ſagen. Ihre Rolle iſt ausgeſpielt; in der modernen Wiſſenſchaft bedarf es keiner Widerlegung derſelben mehr. Auch die zweite Richtung, die rationaliſtiſche oder metaphyſiſche, iſt in unſerer Zeit in raſchem Niedergange begriffen.[1]) Zwei Erkenntniſſe, zwei mächtige Entdeckungen auf geiſtigem Gebiete gaben ihr den Todesſtoſs: die Erkenntniſs von der Unfreiheit des Willens und die zweite von der Einheit der Natur und des Geiſtes. Möge der Kampf um dieſe zwei Poſitionen noch ſo lange fortdauern, ſein Ausgang iſt nicht zweifelhaft. Die Anhänger der Freiheit und des Dualismus kämpfen für eine verlorene Sache und der Schluſs dieſes Kampfes hängt nur von dem Zeitpunkt ab, in dem die dritte Richtung, die naturaliſtiſche, ihre ſiegreichen Banner auf der ſo lange vergebens geſtürmten Poſition des geſchichtsphiloſophiſchen oder ſociologiſchen Problems aufpflanzen wird. Zu dieſer Erſtürmung wollen wir unſer Scherflein beitragen. Wir kennen die Gefahren dieſes Unternehmens, aber auch trotz alledem und alledem deſſen Werth. Wir wiſſen, was unſerer wartet beim Fehlſchlagen desſelben, anerkennen aber im voraus die Bedeutung der, jeden durch Leichtfertigkeit verſchuldeten Miſserfolg auf dieſem Gebiete mit Recht treffenden Strafe.

---

[1]) Ueber die rationaliſtiſche Richtung urtheilt Lotze: »Nach den platten Verſuchen, den Lauf der Geſchichte und alles was in ihren Ereigniſſen von Werth iſt, aus nüchterner Willkühr der Einzelnen zu erklären, finden wir nun wieder mit Vorliebe von einem allgemeinen Geiſte und ſeinem unbewuſst organiſchen Wirken, geſellige Zuſtände der Menſchen, religiöſe Stimmungen und die veränderlichen Richtungen der Kunſt abgeleitet etc.« Mikrokosmus I. 32.

5. Die Quellen der theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſung.

Bevor wir nun zur Begründung unſerer Auffaſſung ſchreiten, die wir kurzweg als realiſtiſche bezeichnen möchten, wollen wir zuerſt die Quelle, aus der die theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſungen floſſen, in Betracht ziehen. Dieſe Quelle liegt offenbar in unſerem Denken. Dieſes aber iſt ebenſo wie unſer Körper ein Produkt der uns umgebenden Natur. Es kann nicht anders ſein. Nur daſs auf unſern Körper, auf ſeine materielle Qualität, materielle Beſtandtheile der uns umgebenden Natur einfließen, unſer Denken aber mit beeinflußt und gebildet wird von Vorgängen, die darauf einwirken. Unſer Denken iſt abhängig von Eindrücken, die es empfängt. Was um uns her geſchieht, was wir um uns her im menſchlichen Leben und in den Vorgängen der Natur beobachten, das giebt unſerem Denken ſeine Prägung und Geſtaltung. Wenn wir nach Moleſchott's nicht ganz unrichtiger Bemerkung materiell das ſind was wir eſſen, ſo ſind wir geiſtig gewiſs groſsentheils das was wir erleben, d. h. was wir anſchauen und mit unſerem Intelekt percipiren.[1]) Was anderes kann unſer Denken zuerſt nicht ſein. Aus dieſer Beſchaffenheit unſeres Denkens als eines Produktes der von uns empfangenen, intelectuellen Eindrücke erklären ſich

---

[1]) »Iſt der phyſiſche Menſch zunächſt Product der Natur, ſo iſt der geiſtige Menſch vorzugsweiſe Produkt der Geſellſchaft« (Lilienfeld l. c. I 261). Dieſen Satz hört man oft wiederholen; es handelt ſich nur darum, den vagen Begriff der Geſellſchaft zu analyſiren und zu präciſiren, um auch die Art und Weiſe des Einfluſſes eines ſolchen collectiven Factors auf das Individuum genauer kennen zu lernen. Das iſt bis jetzt wenig geſchehen.

zur Genüge die Täuſchungen der theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſung.

Im täglichen Leben hatte frühe ſchon der Menſch Gelegenheit ſich ſchaffend und ſchöpferiſch zu bethätigen und alſo auch zu beobachten. Wie er ſich als Urheber der von ihm geſchaffenen Werke anſah, ſo mußte er für die exiſtirende Welt, die nicht von ihm geſchaffen war, einen andern Schöpfer vorausſetzen. Der Gedanke, daß er ſelbſt vieles ſchaffe, erzeugte mit Nothwendigkeit den andern, daß die von ihm nicht geſchaffenen Dinge von einem anderen Schöpfer herrühren. Dieſer Gedanke, einer nothwendigen Denkungsweiſe entſprungen, erzeugt die theiſtiſche Auffaſſung.

Die Erfahrung, daß der Menſch nichts ohne Plan und Abſicht ſchaffe: erzeugte den weiteren Gedanken, daß auch dieſer unbekannte Schöpfer ſein Werk, die von ihm geſchaffene Welt, mit Plan und Abſicht ſchuf.

Und nun war der Entwicklung der theiſtiſchen Auffaſſung eine weite Bahn eröffnet.

An dieſelbe ſchloß ſich die rationaliſtiſche eng an. Denn wo immer der Menſch handelnd auftrat, wurde bei oberflächlicher Betrachtung ſein Handeln als ein freies und zielbewußtes aufgefaßt. Der Gedanke des freien Willens und zielbewußten Handelns iſt alſo ebenfalls nur eine der vielen Einprägungen, die der menſchliche Geiſt aus dem täglichen Leben und deſſen Vorgängen empfängt. Die Ideen des zielbewußten Weltſchöpfers und des, durch ſeine aus freiem Willen entſpringende Handlungen die »Weltgeſchichte« machenden Menſchen, mußten der ganzen Anlage des menſchlichen Denkprozeſſes gemäß, ihre Ergänzung finden in dem Gedanken, daß ſowohl die ganze Schöpfung, als auch die ganze Entwicklung der Geſchichte nur im Menſchen ſelbſt ihren Zweck haben könne.

Da alles menſchliche Handeln immer eine Zweckbeziehung auf menſchliche Bedürfniſſe hat, ſo konnte der Geiſt des Menſchen gar keinen andern Gedanken faſſen, als daſs die ganze vom Weltſchöpfer geſchaffene Welt dieſelbe Zweckbeſtimmung hätte; und für was anders ſollte auch der in der Geſchichte handelnd auftretende Menſch ſich ſo ſehr bemühen als für ſeine eigenen Zwecke? Durch die Einwirkungen des täglichen Lebens und der geſchichtlichen Erfahrung geformt und gebildet, war der menſchliche Geiſt eines andern Gedankens, einer andern Auffaſſung gar nicht fähig. Im Spiegel ſeines Geiſtes konnte ſich Weltſchöpfung und Weltgeſchichte gar nicht anders darſtellen, denn als Mittel für ſeine Zwecke.

---

5. Kriticiſmus und Moniſmus.

Spät erſt gelangte der menſchliche Geiſt zu Zweifeln über die Beſchaffenheit dieſes Spiegels und tiefere Unterſuchungen desſelben zeigten, daſs ſo manches darin ſich darſtellende Bild ſeine Form und ſeine Geſtalt nicht aus der Wirklichkeit nehme, ſondern der Form und Geſtalt dieſes Spiegels ſich anpaſſe.

Dieſe Erkenntniſs iſt die gröſste That menſchlicher Wiſſenſchaft (Hume, Kant). Erſt nachdem dieſe vollbracht war, konnte im menſchlichen Geiſte die Ahnung aufſteigen, daſs nicht er ſelbſt der Mittelpunkt der Schöpfung, nicht er der Quell aller Geſchichte ſei — daſs er vielleicht nur ein willenloſes Atom im groſsen Weltall und daſs die ganze Entwicklung der Geſchichte, deren verſchwindend kleinſter Theil erſt in ſein reflectirtes Bewuſstſein überging, nur ein nach höheren, nicht von ihm abhängigen Geſetzen ſich vollziehender Naturprozeſs ſei, den er mitmache, der aber mit nichten nur ſeinetwegen ſich abſpiele.

Dieſer dunkle und nach dem erſten oberflächlichen Eindruck unheimliche Gedanke hat durch die moderne Naturwiſſenſchaft in vielen Stücken eine mächtige Unterſtützung und Beſtätigung gefunden, in deren Folge die geozentriſche und antropozentriſche Anſchauung zu den überwundenen Standpunkten gelegt wurden. Man war nun bei der naturaliſtiſchen und zugleich moniſtiſchen Auffaſſung angelangt. Dieſelbe geht von der Ueberzeugung aus, daſs die menſchheitliche Geſchichte ſich ganz ebenſo abſpielt, wie jeder andere Naturprozeſs, welcher beſtimmten, unabänderlichen Geſetzen folgend, ſich mit eiſerner Nothwendigkeit vollzieht.

In dieſer Ueberzeugung ſtimmen die modernen Sociologen überein — ſie iſt der Grundton, der ſich durch die Werke Comte's, Carey's, Spencer's, Lilienfeld's und Schäffle's hindurchzieht. Aber dieſe Ueberzeugung bleibt ſo lange noch eine ſubjective, ſo lange ſie nicht wiſſenſchaftlich begründet iſt. Es muſs nachgewieſen und bewieſen werden, daſs die menſchliche Geſchichte ein ſolcher Naturprozeſs iſt und worin derſelbe beſteht.

6. Die Naturprozeſſe.

Die Anſtrengungen der neueren Sociologie galten daher dem Verſuche, das Weſen dieſes groſsen weltgeſchichtlichen Naturprozeſſes zu ergründen.

Wenn dieſe Anſtrengungen bis heutzutage fruchtlos blieben, ſo liegt die Urſache davon wieder darin, daſs die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes, der alte Vorrath falſcher Begriffe, die eingewurzelten Denkgewohnheiten auch bei dieſen Unterſuchungen eine verhängiſsvolle Rolle ſpielten und bisher noch jeden Verſuch, das Weſen des

geſchichtlichen und ſocialen Naturprozeſſes zu ergründen, vereitelten.

Vor allem alſo müſſen wir dieſe ſtörenden und irreführenden, im menſchlichen Geiſte ſelbſt liegenden Urſachen näher ins Auge faſſen, um uns ihren ſchlimmen Folgen deſto ſicherer entziehen zu können. Die erſte dieſer Urſachen lag in dem falſchen Begriff, den man ſich überhaupt von einem Naturprozeſs machte.

Dieſer Begriff nämlich konnte im menſchlichen Geiſte ſelbſtverſtändlich kein anderer ſein als derjenige, der ſich ihm aus den ihn umgebenden, von ihm bisher beobachteten und gekannten Naturprozeſſen ergab.

Die Naturprozeſſe, die der Menſch bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, laſſen ſich im Ganzen auf vier Arten zurückführen. Er kennt den ſyderiſchen Naturprozeſs, der mit Hilfe der raumdurchdringenden Kräfte der Anziehung und der Gravitation mit bewunderswürdiger Regelmäſsigkeit die Planeten um Sonnen kreiſen läſst.

Er kennt chemiſche Naturprozeſſe, welche im Mineralreich vor ſich gehen und in denen chemiſche auf Verwandtſchaft beruhende Kräfte eine Rolle ſpielen.

Er kennt vegetabiliſche Naturprozeſſe, welche eine höhere und complicirtere Art der ſoeben erwähnten ſind und an dem pflanzlichen Organiſmus zur Erſcheinung kommen.

Er kennt ſchlieſslich animaliſche Naturprozeſſe, die er an belebten Organiſmen, alſo an dem Thierreich und an ſich ſelbſt beobachtet.

Dieſe vier Arten von Naturprozeſſen nehmen im menſchlichen Geiſte leicht die Form einer Stufenfolge vom Niedrigeren zum Höheren an — ſie treten zu einander in ein ſolches Verhältniſs nicht der Natur der Sache gemäſs, ſondern zufolge der Syſtematiſirungsſucht unſeres Geiſtes. Denn welches Verhältniſs des Höheren und Niedrigeren

kann an und für ſich zwiſchen dem Kreiſen der Planeten und dem Entſtehen und Vergehen lebender Weſen exiſtiren? Aber das Faſſungsvermögen des menſchlichen Geiſtes ſucht immer und überall gewiſſe Stützpunkte, ſozuſagen Krücken, um ſich beſſer aufrecht halten zu können, und daraus folgt, daſs alles und jedes, was nur in deſſen Bereich fällt, ſich es gefallen laſſen muſs, mit all und jedem in dieſem Bereiche befindlichen in Relationen gebracht und in ſyſtematiſche Verhältniſſe eingezwängt zu werden.

Die Kryterien aber für dieſe Syſtematiſirung zu finden, iſt nicht ſchwer, denn dieſelben brauchen gar nicht der wirklichen Natur der Erſcheinungen zu entſprechen, ſondern werden aus dem Reſervefonde der Perceptionsmittel geholt, die uns bei der Auffaſſung dieſer Erſcheinungen zu Gebote ſtehen. So iſt es denn nicht ſchwer, für dieſe vier Arten von Naturprozeſſen ein Kryterium zu finden, nach welchem ſie ſich in eine aufſteigende Entwicklungsreihe als einzelne Phaſen einſtellen laſſen. Ein ſolches Kryterium iſt die Anzahl der Kräfte die nach unſerer Vorſtellung bei den einzelnen dieſer Prozeſſe thätig ſind.

Und zwar betrachten die Naturforſcher bald die einen dieſer Kräfte für einfacher, die andern für complicirter und laſſen die erſteren in den letzteren mit inbegriffen ſein oder ſie laſſen in demſelben Naturprozeſſe bald nur einen, bald mehrere für ſich wirkende Kräfte auftreten und claſſificiren dieſe Naturprozeſſe nach der Zahl der in ihnen auftretenden Kräfte in einfache und complicirtere oder was dasſelbe beſagt, in niedrigere und höhere.

Eine ſolche in der Naturwiſſenſchaft gang und gäbe Vorſtellung reſumirt Quatrefages,[1]) indem er ſtatt von einzelnen Naturprozeſſen von Naturreichen ſpricht (règnes), in denen dieſelben ſich abſpielen, wie folgt: das Planeten-

[1]) Quatrefages L'espèce humaine Paris 1878.

reich (règne ſideral) iſt durch eine allgemeine Erſcheinung charakteriſirt, nemlich durch die Keppler'ſche Bewegung, die man auf eine einzige Kraft zurückführen kann, auf die Schwerkraft.

Das Mineralreich iſt charakteriſirt durch zweierlei Erſcheinungen: durch die Keppler'ſche Bewegung und durch phyſikaliſch-chemiſche Erſcheinungen, welche beiderlei Arten von Erſcheinungen zurückführbar ſind auf zwei Kräfte: die Schwerkraft und die Etherodynamie.

Das Pflanzenreich iſt durch dreierlei Erſcheinungen charakteriſirt: Keppler'ſche Bewegung, phyſikaliſch-chemiſche und drittens vitale Erſcheinungen, die zurückführbar ſind auf drei Kräfte: die Schwerkraft, Etherodynamie und Lebenskraft.

Das Thierreich endlich iſt durch viererlei Arten von Erſcheinungen gekennzeichnet: Keppler'ſche Bewegung, phyſiſch-chemiſche Erſcheinungen, vitale Erſcheinungen und endlich willkürliche Bewegungen; alle dieſe Erſcheinungen ſind zurückführbar auf vier Kräfte: Schwerkraft, Etherodynamie, Lebenskraft und Thierſeele.[1]) Selbſtverſtändlich citiren wir hier die obige Claſſification der Naturprozeſſe nur als Beiſpiel, um zu zeigen, wie ſich die Naturwiſſenſchaft mit den beobachteten Proceſſen abfindet, wie ſie dieſelben ſiſtematiſirt. Eine weitere Bedeutung legen wir dieſer Claſſification nicht bei, denn an und für ſich iſt an dieſer Claſſification alles willkürlich; alles beruht auf Namen, die man unbekannten Urſachen giebt, was übrigens auch Quatrefages anerkennt. Genau genommen nemlich iſt weder ein Grund vorhanden, von einem niedrigeren oder einfacheren und einem höheren oder complicirteren Naturprozeſs zu ſprechen; noch iſt es erwieſen oder erweislich, daſs Schwerkraft etwas einfacheres

[1]) Quatrefages l. c. p. 5—12.

oder gar anderes ſei als Etherodynamie oder Etherodynamie etwas einfacheres oder anderes als die ſog. Lebenskraft oder die ſog. Thierſeele. Wie geſagt, es ſind das nur Nothbehelfe unſerer Vorſtellung, die über die Eigenſchaften der Dinge uns gar keine Auskunft geben. Nichtsdeſtoweniger aber ſind dieſe Vorſtellungen über Naturprozeſſe und die denſelben zu Grunde liegenden Kräfte inſofern von groſser Bedeutung, weil ſie auf das ganze menſchliche Denken, wo es ſich nur um Naturerſcheinungen handelt, von entſcheidendem und beſtimmendem Einfluſſe ſind. Und ſo iſt es denn natürlich, daſs im Augenblicke, wo in Folge der Beſeitigung der theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Täuſchungen über das Weſen der menſchheitlichen Geſchichte die Erkenntniſs dämmerte, daſs dieſe letztere vielmehr nichts anderes als ein Naturprozeſs iſt, in welchem der Menſch als ein willenloſes Atom ſich fortbewegt: daſs in dieſem Augenblicke nur an einen ſolchen Naturprozeſs gedacht werden konnte, deſſen Begriff im menſchlichen Denken bereits vorlag. Nun kannte dieſes Denken nur die obigen vier Arten von Naturprozeſſen und muſste ſich daher für einen derſelben entſcheiden. Das Naheliegendſte war denn, daſs man von dieſen vier Naturprozeſſen den höchſten, alſo den animaliſchen, mit der Entwicklung der menſchheitlichen Geſchichte in Verbindung brachte und ſich dieſelbe in irgend einer ähnlichen Form als Naturprozeſs zu erklären ſuchte. Dabei konnte es zwei Methoden geben und hat es auch in der That gegeben. Entweder man dachte ſich die ganze Menſchheit in ihrer geſchichtlichen Geſammtentwicklung als eine Art belebten Weſens, das ſeine Kindheit, Jugend, Mannes- und Greiſenalter durchmachen muſs, und ſuchte auf dieſe Weiſe die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit zu erklären. Oder man faſste diejenigen ſocialen Einheiten und Gemeinſchaften, in denen ſich je einzelne Theile der

Menſchheit zuſammengefaſst unſerem Auge darſtellen, als ſolche »lebende Organiſmen« auf und ſuchte in ihren Einzelentwicklungen das Vorhandenſein dieſes animaliſchen Naturprozeſſes nachzuweiſen. Wie geſagt, dieſe zwei Methoden ſind die naheliegendſten und wurden hie und da ſchon in älteſter, am häufigſten aber in neueſter Zeit befolgt, ſelbſtverſtändlich aber ohne irgend einen bleibenden, wiſſenſchaftlichen Erfolg.

---

7. Die gangbare Vorſtellung über die Entwicklung der Menſchheit.

Als weitere Urſache des Miſslingens der Verſuche, die Geſchichte als Naturprozeſs darzuſtellen, erſcheinen uns wieder Anſchauungen und Vorſtellungen, die ſich aus den Eindrücken des täglichen Lebens und den oberflächlich recipirten Erfahrungen der Geſchichte dem menſchlichen Geiſte eingeprägt haben. Zu dieſen gehört in erſter Reihe die Vorſtellung von der Geneſis und der Verbreitung und Vermehrung der Menſchheit auf der Erde.

Die tägliche Erfahrung prägt es dem menſchlichen Geiſte ein, daſs aus einem geſchlechtsverſchiedenen Menſchenpaare viele Nachkommen hervorgehen und daſs dieſe Nachkommenſchaft durch fortgeſetzte Zeugung die Zahl der Nachkommen ihres Elternpaares wieder bedeutend vermehrt. Dieſe Betrachtung aus dem täglichen Leben auf den unbekannten Gang der Entwicklung der Menſchheit übertragen, erzeugt im menſchlichen Geiſte die gangbare Vorſtellung von der Art und Weiſe der Vermehrung des Menſchengeſchlechts, indem mit Zuhilfenahme der einfachſten Denkoperation die ganze Menſchheit ſich als von einem

Paare abſtammend darſtellt.[1]) Daſs die Dinge in der Wirklichkeit ſich anders abſpielen mochten, als ſie ſich im Spiegel ſeines von den Einprägungen der täglichen Erfahrungen gebildeten Geiſtes darſtellen, das überſieht der Menſch nur allzuleicht. Er faſst die Geſtalten der Auſsenwelt und die Formen der geſchichtlichen Entwicklung nach den Schattenbildern auf, die ſie in ſeinen geiſtigen Geſichts-

---

[1]) Linnè will mittelſt dieſer einfachen »logiſchen« Operation die Abſtammung der einzelnen Spezies von je einem Urpaar beweiſen, wogegen Prichard die nur zu richtige Bemerkung macht, daſs man »einen völlig genügenden Beweis von einem ſo ſpeculativen Verfahren durchaus nicht hernehmen kann« Prichard: Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes deutſch von Wagner. 1840. I 15. Auch die falſch aufgefaſsten Lehren Darwin's (ſ. unten II. 15) verleiteten die Gelehrten und Forſcher faſt auf allen Wiſſensgebieten, ſpeciell aber die Linguiſten überall den einfachen Anfang zu ſehen und die beſtehende groſse Mannigfaltigkeit ſocialer und geiſtiger Erſcheinungen, alſo z. B. der Völker und Sprachen aus urſprünglichen einfachen Einheiten zu deduciren. So ſagt z. B. Laſſaulx in ſeiner Philoſophie der Geſchichte: »Das ganze Menſchengeſchlecht iſt ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur nach nichts Anderes als die in die Vielheit auseinandergegangene Einheit des erſten Menſchen und der erſte Menſch nichts Anderes als die noch in der Einheit beſchloſſene Vielheit aller derjenigen, die aus ihm hervorgehen.« Wir werden im Verlaufe unſerer Ausführungen noch mannigfach darauf zurückkommen und die Irrthümlichkeit dieſer Anſchauung, die heute auf ſo vielen Gebieten menſchlichen Forſchens herrſchend geworden iſt, nachweiſen. Ein leider zu früh verſtorbener und mit Recht ſehr gefeierter deutſcher Sprachforſcher, Lazar Geiger, hat jene Anſchauung, nachdem er ihre Berechtigung auch auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft nachgewieſen zu haben glaubte, als groſses Entwicklungsgeſetz der Menſchheit formulirt: »Das Hervorgehen des Manigfaltigen aus der Einheit, ſagt er, es ſcheint das groſse Grundgeſetz aller Entwicklungen der Natur und des Geiſtes zu ſein« (Zur Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Stuttgart 1871. S. 28). Er hat hiemit der heute ſiegreichen und herrſchenden Anſchauung treuen Ausdruck gegeben. Wir können derſelben leider nicht beiſtimmen. Uns ſcheint das gerade Gegentheil wahr zu ſein — und wir hoffen im Laufe dieſer Ausführungen unſere Anſicht zu begründen.

kreis werfen. Nun ſind aber dieſe Schattenbilder keineswegs getreue Abbildungen der Dinge, ſondern erleiden eine Umgeſtaltung durch die Natur und Beſchaffenheit dieſes ſeines geiſtigen Horizontes. Will man daher der wahren Beſchaffenheit dieſer Dinge auf die Spur kommen, ſo muſs man an dieſen in den geiſtigen Horizont einfallenden Schattenbildern erſt eine Correctur vollziehen, indem man ſich von ihnen alles das wegdenkt, was einzig und allein durch die Natur und Beſchaffenheit unſeres geiſtigen Horizontes an ihnen entſtanden iſt reſp. geändert wurde. Nur durch die Vornahme einer ſolchen Correctur können wir in unſerem Geiſte die treuen Abdrücke der Dinge percipiren. Dieſe Correctur aber muſs darin beſtehen, aus unſeren Vorſtellungen über die Dinge alles das zu eliminiren, was offenbar nur eine Zuthat unſeres Geiſtes und ſeiner Denkgewohnheiten iſt. Nach Vornahme dieſer Eliminirung müſſen wir dann verſuchen, die übrigbleibende oder direct entgegengeſetzte oder auch eine beliebig andere Vorſtellung über die Dinge probeweiſe feſtzuhalten und dieſelbe an anderen uns bekannten Thatſachen der Natur und der geſchichtlichen Erfahrung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nur auf dieſem Wege können wir zu wahren Vorſtellungen über die Dinge zu gelangen hoffen. Wir ſagen zu »Vorſtellungen«, denn davon ſind wir weit entfernt, die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs des Entwicklungsganges der Geſchichte der Menſchheit heutzutage zuzugeben. Daran hindern uns zwei Umſtände. Erſtens iſt die Spanne Zeit der uns bekannten Geſchichte gar zu klein als daſs man von ihr irgend einen berechtigten Schluſs auf die geſammte vielleicht nach Millionen Jahren rückwärts zählende und ebenſo vielen entgegengehende Geſchichte der Menſchheit ziehen könnte. Das Bischen uns bekannter Geſchichte mag ja nur eine momentane Krümmung und Wendung dieſes Millionen

Jahre umfaſſenden Entwicklungsganges repräſentiren — eine momentane Wendung, vielleicht gar eine momentane Abweichung, die auf die Richtung der ganzen Entwicklung gar keinen Schluſs ziehen läſst? Wenigſtens ſind wir auf dieſem Gebiete noch ſehr weit entfernt von der Kunſt des Aſtronomen, aus einer kurzen, ja aus der verſchwindend kleinſten an einem Planeten beobachteten Richtung ſeines Laufes mittelſt mathematiſcher Operationen die ganze vergangene und künftige Bahn desſelben zu berechnen. Nachdem wir von dieſem Höhepunkt der Wiſſenſchaft auf unſerem Gebiete noch ſehr weit entfernt ſind, müſſen wir uns überhaupt hüten, aus dieſer kurzen Strecke bekannter Entwicklungsbahn auf die ganze, irgend welche ſichere Schluſsfolgerungen zu ziehen (von Berechnungen iſt ohnedieſs keine Rede). Zweitens haben wir es auf unſerem Gebiete mit dem bei weitem ſchwierigſten Räthſel zu thun, das irgend welcher Wiſſenſchaft entgegentritt — nämlich mit dem Menſchen und ſeinen Handlungen. Wir ſollen die Geſetze erforſchen, nach denen die Ereigniſſe ſich vollziehen, die durch menſchliche Handlungen geſetzt werden; wir ſollen alſo in letzter Linie die Geſetzmäſsigkeit dieſer Handlungen darlegen, alſo den geheimniſsvollen Zuſammenhang der Geſetzmäſsigkeit von Ereigniſsen mit der Willkühr der Einzelnen aufhellen. Dieſe Aufgabe zu löſen iſt die Wiſſenſchaft heutzutage noch nicht im Stande. Von einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs der Geſetzmäſsigkeit der ſocialen Entwicklung ſind wir des ſtörenden Dazwiſchentretens des Menſchen wegen noch weit entfernt. Alſo nicht von Erkenntniſſen kann es ſich vorerſt handeln, ſondern nur von beiläufigen Vorſtellungen, und es iſt gut, ſich über dieſen einzig möglichen geringen Inhalt derſelben und darüber, was ſie nicht enthalten können, im voraus klar zu werden. Was nun dieſe zu erlangenden Vorſtellungen keineswegs enthalten

können, das ist den Zweck dieser ganzen menschheitlichen Entwicklung. Denn um den Plan oder auch nur den Zweck derselben kennen zu lernen, müsste sie eben in ihrer Gänze, in ihrer Gesammtheit uns bekannt sein. Bekanntlich darf man einem Narren keine halbe Arbeit zeigen. Warum? Weil er voreilig von der Hälfte auf das Ganze schliessen will und dabei selbstverständlich irrt. Der Kluge aber wird von etwas Unfertigem auf das Vollendete nicht schliessen wollen. [1]) Sodann können diese Vorstellungen keineswegs eine Erklärung und ein Begreifen aller

[1]) Die Geschichtsphilosophie und ihre Tochterwissenschaften begiengen aber immer den Irrthum, die bekannte Geschichte der Menschheit als ein Ganzes aufzufassen und als ein solches zu construiren. — Aus dem vermeintlichen Ganzen wollte man die Idee herauslesen und bemühte sich, nachzuweisen, wie diese Idee von dem angeblichen Anfange sich zu entwickeln begann, welche Stadien sie durchlief und zu welchem Höhepunkte sie gelangte oder anzulangen im Begriffe stehe. Und als eine nüchterne Betrachtung die Nichtigkeit dieser Auffassung der bekannten Geschichte als eines einheitlichen Ganzen erwies: verfiel man in Verzweiflung an der Möglichkeit der Wissenschaft selbst, die doch nur eine Abstraction aus einem Ganzen sein könne — wie man meinte. Ebenso falsch wie jene Auffassung der Geschichte als eines übersehbaren Ganzen, ebenso grundlos ist dieser Skepticismus. Um einen Naturprozess wissenschaftlich zu begreifen, braucht man ihn durchaus nicht in seiner Totalität vor sich zu haben; letzteres ist bei Naturprozessen überhaupt unmöglich, da die Naturprozesse sich in unendlichen Zeiträumen abspielen. Doch ist es ja das eigenthümliche aller Naturprozesse, dass sie immer gleichartig verlaufen und dass jedes zeitlich begränzte Stück derselben nach denselben Gesetzen verläuft, wie das unabsehbare in der Unendlichkei sich verlierende Ganze. Wir werden also allerdings uns hüten, die uns bekannte Geschichte der Menschheit als ein Ganzes aufzufassen: wir werden es immer fest im Auge behalten, dass wir es da nur mit einem verschwindend kleinen Fragment eines unendlichen Prozesses zu thun haben. Doch nichtsdestoweniger muss uns dieses zeitlich begrenzte Fragment Rede und Antwort stehen und uns Auskunft geben über die Gesetze, nach denen sich der Prozess selbst in alle Ewigkeiten abspielt. An der Möglichkeit der Wissenschaft dieses Naturprozesses werden wir deshalb keineswegs verzweifeln.

Details dieſer ſocialen Entwickung enthalten; dieſelbe ſpielt ſich nämlich in Vorgängen ab, die uns Widerſprüche und Gegenſätze in Fülle darbieten, welche zu erklären eben wegen der Natur des Menſchen unmöglich iſt.

Was dieſe Vorſtellungen alſo einzig und allein enthalten können, das ſind die Hauptcontouren dieſer ſocialen Entwicklung in der uns bekannten Spanne Zeit und zwar vorerſt mit völliger Auſserachtlaſſung all der untergeordneten Züge, die zu dieſen Hauptcontouren nicht paſſen und ihnen zuwiderlaufen.

Gewiſs, eine gründliche, wiſſenſchaftliche Erkenntniſs der Geſetze der ſocialen Entwicklung müſste auch all dieſe Abweichungen und Gegenſtrömungen erklären — davon müſſen wir aber bei dem ganz primitiven Stande unſerer Wiſſenſchaft noch abſehen. Wir müſſen uns vorderhand mit den Grundſtrichen dieſer Entwicklung, mit beiläufiger Vorſtellung über die Hauptſtrömungen derſelben begnügen und die Erklärung der denſelben anſcheinend zuwiderlaufenden Striche und Strömungen ſpäteren Forſchungen und ſpäteren Zeiten überlaſſen. Nachdem wir unſere Aufgabe ſo einſchränkten und unſere Aſpirationen ſo herabſtimmten — können wir es wohl verſuchen, auf dem oben angedeuteten Wege zu einer richtigen Vorſtellung über die Anfänge und den Entwicklungsgang der Menſchheit zu gelangen.

Doch wollen wir zuerſt noch zwei Punkte feſtſtellen, von denen der erſte dieſen Verſuch überhaupt rechtfertigen, der andere die einzuſchlagende Richtung desſelben andeuten ſoll.

---

8. Einheitliche Weltauffaſſung.

Trotz aller oben dargeſtellten Miſserfolge iſt es eine heutzutage weitverbreitete wiſſenſchaftliche Ueberzeugung,

die nicht nur zu immer neuen Verſuchen, das ſociologiſche Problem zu löſen anſpornt, ſondern auch dieſelben rechtfertigt, nämlich die Ueberzeugung von der »Einheit des Geſetzes« (Carey) oder die »moniſtiſche« Weltauffaſſung (Häckel). Es iſt das die Ueberzeugung, daſs es ein einheitliches, ja daſs es ein und dasſelbe Geſetz iſt, welches auf allen Gebieten der Natur, ſowohl auf denjenigen der materiellen wie der geiſtigen Erſcheinungen herrſcht — daſs es überhaupt ein Irrthum iſt, die Natur dualiſtiſch aufzufaſſen und gar von beſonderen Geſetzen der materiellen und geiſtigen Welt zu ſprechen. Wenn wir dieſe Ueberzeugung eine wiſſenſchaftliche nennen, ſo kann uns freilich mit einigem Anſchein von Berechtigung der Einwand gemacht werden, daſs wiſſenſchaftlich nur jene Ueberzeugung genannt werden darf, die nach den bekannten Regeln und Methoden der Wiſſenſchaft zur Evidenz erwieſen iſt; daſs der »Moniſmus« oder die »Einheit des Geſetzes« ſo lange ſie nicht erwieſen iſt, nur ein Glaube ſei.

Darauf antworten wir, daſs erſtens die Geſchichte aller Wiſſenſchaften den Beweis liefert, daſs auch die groſsartigſten und wichtigſten Entdeckungen immer erſt als Ahnungen im menſchlichen Geiſte dämmerten, für die man von den verſchiedenſten Seiten her und von fremden Wiſſensgebieten Wahrſcheinlichkeitsgründe und Belege herbeiholte, auf welche geſtützt man erſt direkt auf die Entdeckung der zuerſt nur geahnten Erkenntniſs ausgieng. Iſt nun aber für eine, wenn auch noch nicht zur Evidenz erwieſene Wahrheit aus dem ganzen Entwicklungsgange der Wiſſenſchaft, und aus den verſchiedenſten andern Wiſſensgebieten eine ſolche Menge von Wahrſcheinlichkeitsgründen herbeigeholt, daſs ſich die noch nicht erwieſene Thatſache dem Geiſte des Menſchen als eine faſt unzweifelhafte aufdrängt: ſo kann man wohl ſchon von einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ſprechen, wenn auch nur in dem

Sinne, daſs für dieſelbe indirekte und anderen Wiſſensgebieten entnommene wiſſenſchaftliche Gründe ſprechen.

So wird man, um ein bekanntes Beiſpiel zu citiren, die Ueberzeugung des Columbus, daſs es auf der andern Hemiſphäre ein bewohntes Land geben müſſe, wohl als eine wiſſenſchaftliche bezeichnet haben dürfen, auch bevor dieſelbe erwieſen war — und die Geſchichte der Wiſſenſchaften zeigt uns viele ſolcher Beiſpiele von wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen, die ſich auf noch nicht erwieſene Thatſachen bezogen. Eine ſolche ſcheint uns nun in unſeren Tagen die »Einheit des Geſetzes«, der »Monismus« zu ſein.

Daſs ſie eine allgemeine iſt, lehrt ein Blick in die Literatur aller modernen Wiſſenſchaften. Göthe gab dieſer Ueberzeugung den ſchönen poetiſchen Ausdruck: »Natur hat weder Kern noch Schaale, ſie iſt alles mit einem Male.« »Was uns bewegt, ſagt Lotze (I. 79) iſt die eine Ueberzeugung, daſs die Natur nicht blos ihrem Sinne nach, ſondern auch in den Geſetzen ihres Haushalts nothwendig ein Ganzes bildet, deſſen verſchiedene Erzeugniſſe nicht nach verſchiedenem Recht, ſondern nur nach der verſchiedenen Benützungsweiſe desſelben Geſetzeskreiſes von einander abweichen. Auf dieſer Vorausſetzung beruhen alle Hoffnungen, die wir für den Fortſchritt der Wiſſenſchaft hegen und alle Gewohnheiten unſeres praktiſchen Lebens. Wer vor der ungeheuern Aufgabe zurückſchreckt, die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens auf dieſe Grundlagen wirklich zurückzubringen, empfindet ein Gefühl, das wir völlig theilen. Aber die Gröſse der geforderten Leiſtung darf uns nicht bewegen, zu ihrer bequemeren, aber nur ſcheinbaren Erfüllung Principien zu wählen, deren Möglichkeit wir eben ſo wenig einſehen.«

Buckle baut auf dieſer Einheit des Geſetzes in Natur- und Geiſtesleben das ganze wiſſenſchaftliche Gebäude ſeiner Geſchichtsphiloſophie. Ebenso Carey, der eine groſse

Partie ſeines Werkes über Socialwiſſenſchaft, der Betrachtung und dem Nachweis dieſer »Einheit des Geſetzes« widmet.[1]) Draper beginnt ſeine Geſchichte der geiſtigen Entwicklung Europa's mit der Auseinanderſetzung, daſs auch im »ſocialen und individuellen Leben« natürliche Geſetze walten. Bastian leitet mit ähnlichen Betrachtungen ſein Hauptwerk »der Menſch in der Geſchichte« ein. »Was in uns denkt iſt nur das weitere Erzeugniſs eines Naturkörpers.«

9. Einzuſchlagende Richtung.

Wenn wir uns nun auf dieſe allgemeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung ſtützen, ſo fragt es ſich noch, welche Richtung wir einſchlagen müſſen, um zur Löſung des ſociologiſchen Problems zu gelangen und darüber wird uns die beſte Auskunft die Betrachtung des Haupthinderniſſes geben, welches bis jetzt dieſer Löſung im Wege ſtand.

Dieſes Hinderniſs war folgendes.

Auf den erſten Blick und ſcheinbar iſt es der Menſch der die Geſchichte macht. An ſeinen freien Willen ward nicht gezweifelt, und als endlich Zweifel darüber aufſtiegen, iſt dieſer freie Wille philoſophiſch und unphiloſophiſch in tauſendfacher Weiſe vertheidigt worden und gegen die gottloſen Zweifler wurden die ſchwerſten Verdächtigungen erhoben. Alles in allem, muſs man ſagen, daſs die Lehre von der Freiheit des menſchlichen Willens bis heutzutage die Herrſchaft behauptet.

Nun entſteht das groſse Dilemma: macht ein »ewiges, ehernes« Geſetz die Geſchichte, oder macht es der freie Wille des Menſchen. Eines ist mit dem andern nicht vereinbar. Das erſtere würde den letzteren ausſchlieſsen: hält

[1]) Dieſe Partie ſeiner Socialwiſſenſchaft iſt deutſch in Berlin als beſonderes Buch unter dem Titel: „Die Einheit des Geſetzes" erſchienen.

man an letzterem feſt, wie es bis heutzutage im groſsen Ganzen geſchehen, da kann von einer Geſchichtswiſſenſchaft im Ernſte gar keine Rede ſein. Denn wie könnte man von einem nach Geſetzen ſich abſpielenden Proceſs ſprechen, wo der freie Wille des Menſchen jeden Augenblick dieſem Prozeſſe neue Bahnen vorſchreiben kann?

Es könnte nun ſcheinen, daſs uns nur eine Alternative bleibt um zu einer Geſchichtswiſſenſchaft, oder zu einer Naturgeſchichte der Menſchheit zu gelangen, nämlich die der völligen Leugnung und Bei-Seite-Setzung des freien Willens und ſeines möglichen Einfluſſes auf den Gang der Geſchichte. Doch dieſer Weg, iſt vorderhand wenigſtens, ein unmöglicher und zwar aus doppeltem Grunde.

Denn erſtens iſt die Freiheit des menſchlichen Willens noch immer ein philoſophiſches Problem, das ſeiner Löſung harrt. In dieſem Stadium iſt dieſelbe ebenſowenig geeignet, als Dogma zur Grundlage wiſſenſchaftlicher Beweisführungen zu dienen, als es angemeſſen ſein kann, auf deren Nichtvorhandenſein, alſo auf der Unfreiheit des menſchlichen Willens, als auf einer ausgemachten Thatſache zu bauen.

Zweitens aber wäre es bei dem heutigen Stande menſchlicher Erkenntniſs geradezu unmöglich, die Geſetzmäſsigkeit des Geſchichtsproceſſes aus der nothwendigen Handlungsweiſe der Einzelnen nachzuweisen.

Aber dieſes Zurückgehen auf den Einzelnen und ſeine Willensfreiheit oder Unfreiheit, dieſe atomiſtiſche Unterſuchung iſt auch gar nicht nöthig, um eine Grundlage für eine Naturgeſchichte der Menſchheit zu erlangen. Ja! ein ſolches atomiſtiſches Vorgehen würde geradezu das Erreichen irgend welchen Reſultates unmöglich machen.

Nichtsdeſtoweniger aber iſt es eine ſelbſtverſtändliche Bedingung jeder Möglichkeit einer Naturgeſchichte der Menſchheit, mit Elementen zu operiren, die Calcüle auf Elemente zu bauen, die ſich eben berechnen laſſen, die

ſich einem »ewigen ehernen Geſetze« beugen, ohne demſelben irgend welchen unberechenbaren Widerſtand zu leiſten.

Wenn es alſo mit der menſchlichen Freiheit keine Naturgeſchichte der Menſchheit geben kann, wenn mit dem Individuum als unfreiem Weſen nicht operirt werden kann (ſei es auch nur aus Unzulänglichkeit unſerer geiſtigen Erkenntnisſmittel): giebt es dann noch, und welche ſind es die feſten Elemente in der Geſchichte der Menſchheit auf die man r e c h n e n kann; die ſtets und unfehlbar jenen »ewigen, ehernen Geſetzen« folgen, unfehlbar und unabweichbar?

Auf dieſe Frage antworten wir mit einem entſchiedenen Ja! Es giebt ſolche feſte Elemente auf dem Gebiete der Geſchichte der Menſchheit, die genau berechenbar ſind; die der Wiſſenſchaft als Subſtrate und Subjekte objektiver und exakter Beobachtung und Forſchung dienen können, und deren Entwicklung und Bewegung eben ſolchen feſten Geſetzen unterliegt, wie der Lauf der Planeten oder die Entwicklung der Organismen. Dieſe Elemente ſind die verſchiedenen e t h n i ſ c h e n und ſ o c i a l e n G r u p p e n, aus denen die Menſchheit beſteht.

Wer auch nur ein wenig mit der politiſchen Tagesgeſchichte vertraut iſt, der weiſs es, wie aller politiſche Calcül immer auf das Verhalten ſocialer (und auch ethniſcher) Gruppen baſirt iſt. Und warum? weil eben ſo unberechenbar wie das Verhalten der E i n z e l n e n, eben ſo leicht berechenbar dasjenige der G r u p p e n iſt. Nicht minder wird der Geſchichtskenner es bezeugen, wie leicht das Verfahren und die Handlungsweiſe ſolcher Gruppen (ſeien es ganze Völker und Nationen, oder Volksclaſſen und Stände) in ihrer Geſetzmäſsigkeit begriffen und nachgewieſen werden kann — während die Einzelnen immer unberechenbar, ihre Handlungsweiſe oft ganz unbegreiflich iſt.[1])

[1]) An einer Stelle bei M e h r i n g ſcheint derſelbe Gedanke durchzuſchimmern. Es heiſst dort S. 26: „Die Geſchichtsphiloſophie hat es

Wollen wir nun zu einer Wiſſenſchaft der Geſchichte, zu einer Naturgeſchichte der Menſchheit gelangen, ſo müſſen wir dieſe ſocialen Gruppen in's Auge faſſen, ihr Entſtehen und ihre Entwicklung, ihre verſchiedenen Arten und Geſtalten, ihre Bewegungen und Evolutionen beobachten und unterſuchen. Das ſind die in ſich feſten Elemente, auf die man rechnen, auf die man wiſſenſchaftliche Calcüle baſiren kann. Dieſe Richtung müſſen unſere Unterſuchungen einſchlagen, wenn wir irgend einen Erfolg erzielen wollen.[1])

Dieſe Richtung nicht eingeſchlagen zu haben, ſcheint uns der gemeinſame Fehler aller früheren Verſuche, die Naturgeſetze der Geſchichte aufzufinden, geweſen zu ſein. Auch Lotze verfällt in denſelben, wenn er gegenüber den verſchiedenen »organiſchen Auffaſſungen« der Geſchichte, die das entgegengeſetzte Extrem der individualiſtiſchen Auffaſſung bilden, auf letzteres wieder zurückkommt.

---

aber auch nicht mit dem Menſchen zu thun; auch eine ſolche Betrachtung gehört für abgeſonderte andere Diſciplinen. Nur inſoferne der Menſch für die Gemeinſchaft angelegt iſt und in der Gemeinſchaft lebt, wird er Object für die Geſchichte." Alſo doch immer noch der Menſch, nur der Menſch in der Gemeinſchaft! Das halten wir für einen Grundirrthum, ſo wie wir den ganzen Mehring'ſchen „Verſuch": Die philoſophiſch-kritiſchen Grundſätze der Selbſtvollendung oder die Geſchichts-Philoſophie, Stuttgart 1877, für einen verfehlten Wiederbelebungsverſuch einer Geſchichtsphiloſophie nach Hegel'ſcher Methode anſehen.

[1]) Bei Gobineau, deſſen Theorie an dem Erbübel des Monogeniſmus leidet, finden wir die richtige Erkenntniſs des groſsen Unterſchiedes der Betrachtung der Individuen und der Gruppen. „Encore une fois, ſagt dieſer geiſtreiche Franzoſe, deſſen Werk wir trotz ſeiner groſsen Irrthümer nicht genug empfehlen können, et cent fois, ce n'est pas sur le terrain étroit des individualités que je me place. Il me paraît trop indigne de la science de s'arrêter à de si futiles arguments. Si Mungo-Park ou Lauder ont donné a quelque nègre un certificat d'intelligence, qui me répond qu'un autre voyageur, rencontrant le même phenix, n'aura pas fondé sur sa tête une conviction diamétralment opposée! Laissons dont ces puérilités et comparons, non pas les hommes, mais les groupes". (l. c. I 304.)

»Die schönen Erfolge, die wir diesen Bemühungen verdanken, sagt Lotze l. c., werden durch das Geständnifs nicht geschmälert werden, dafs doch die Geschichte sich nicht ohne die persönlichen Geister mache, und dafs eine genauere Beobachtung in jenem allgemeinen Geiste doch nur die gleichförmige Endrichtung erkenne, welche die Einzelnen unter dem Eindrucke allgemeingültiger Bedingungen und durch die Wechselwirkungen ihres gegenseitigen Verkehrs annehmen. Nicht als wären darum alle schönen und bedeutsamen Formen des Daseins in Natur und Geschichte nur nachgeborne Folgen von Umständen, die thatsächlich nun einmal vorangingen; wohl mag vielmehr das, was wir als idealen Gehalt in der verwirklichten Welt finden, auch der erste treibende Grund zu jener bestimmten Ordnung der Dinge gewesen sein, als deren nothwendiges Ergebnifs wir es beständig wiedergeboren werden sehen. Aber überall da, wo wir nicht nach dem Werthe des Gewordenen, sondern nach der Möglichkeit seines Werdens und dem Hergange seiner Verwirklichung fragen, da wird unser Blick sich doch nothwendig auf die einzelnen realen Elemente richten, in deren gesetzlicher Wechselwirkung die Vermittlung alles Werdens allein liegt. Und so wird Geschichte und Naturwissenschaft jede Entstehung eines neuen, jede Gestaltung eines frühern Zustandes aus dem gegenseitigen Verkehr vieler einzelnen individuellen Punkte herleiten, in denen allein die Idee sich zu thatkräftigen Wirklichkeiten verdichtet hat.«

Der Irrthum liegt darin, diese »einzelnen realen Elemente« in den Individuen zu sehen; auch wir werden unsern Blick »auf die einzelnen realen Elemente richten« doch sehen wir im socialen Naturprozefs nicht die einzelnen Menschen, sondern die socialen Gruppen als solche Elemente an. Wir werden also in der Geschichte nicht nach gesetzmäfsigen Handlungen der Einzelnen, sondern

ſozuſagen nach geſetzmäſsigen Gruppenbewegungen forſchen. Und hier wollen wir noch folgendes anmerken.

Der groſse Naturforſcher Agaſſiz ſcheint in einer niedrigen Thierclaſſe — bei den Inſecten — etwas bemerkt zu haben, was mit einer ſolchen »geſetzmäſsigen Gruppenbewegung« identiſch iſt. Da er nun mit der Geſchichte des Menſchen ſich nicht befaſste, andererſeits wahrſcheinlich in den landläufigen Anſchaungen über »ſittliche Freiheit«, »Atomismus« etc. befangen war: ſo machte er eine Unterſcheidung und Eintheilung der geiſtigen Fähigkeiten der höhern und niedern Thiere. Während er den höhern Thieren und dem Menſchen ſozuſagen eine perſöhnliche Einſicht zugeſteht, eine geiſtige Kraft, vermöge welcher das Individuum ſeine eigenen Schritte leiten und lenken kann und daher auch eine »höhere, eine edlere Verantwortlichkeit« übernimmt: ſieht er bei den Inſecten, wie z. B. bei den Bienen nur »die Summe der Kräfte und Fähigkeiten, denn Tauſende von Weſen wirken für denſelben Zweck, ſcheinbar zu einem Ziele, was doch ſehr verſchieden von dem individuellen Verſtande des Menſchen und auch der höhern Thiere iſt.«[1]) Ich glaube, dieſe Unterſcheidung des Naturforſchers beruht auf einer mangelhaften Beobachtung des Menſchen in der Geſchichte; denn ein eingehenderes Studium dieſer letzteren wird uns zeigen, daſs es auch beim Menſchen weniger auf den »individuellen Verſtand« ankommt, daſs es auch bei ihm die »Summe der Kräfte und Fähigkeiten« (und ſügen wir hinzu der Triebe) iſt, welche die geſetzmäſsigen Gruppenbewegungen die den Inhalt der Geſchichte bilden, beherrſcht.

[1]) Agaſſiz: Schöpfungsplan, Leipzig 1875 S. 100.

II.

Polygenismus.

10. Die Politik der Natur.

Wir haben auf die formalen Denkfehler, die sozusagen aus üblen Angewöhnungen unseres Denkens entspringen, hingewiesen; wir haben sodann die principiellen Hindernisse aufgedeckt, die sich einem gedeihlichen Fortschritt und der Erzielung positiver Resultate auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft entgegenstellten. Wir haben schliesslich die Richtung angedeutet, die wir einschlagen wollen, um dem angestrebten Ziele näher zu kommen. Diese Richtung verfolgend, müssen wir nun in erster Linie das Menschengeschlecht selbst, und die im Bereiche desselben uns entgegentretenden ethnischen und socialen Gruppen in's Auge fassen.

Setzen wir also vorerst die gangbare Vorstellung über den einfachen Anfang des Menschengeschlechts, den dasselbe in einem oder auch etlichen ersten Elternpaaren genommen habe, als eine durch die Erfahrungen des täglichen Lebens unserem Geiste eingeprägte Denkform ganz bei Seite; greifen wir, gewissen Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten folgend, eine andere, weniger gangbare Vorstellung auf und prüfen wir dieselbe experimentweise an bekannten Thatsachen der Natur und Geschichte. Eine solche Vermuthung nun, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, nach der wir eine andere Vorstellung über die Anfänge der Menschheit aufgreifen, ist folgende. In der ganzen uns umgebenden Natur, insoferne dieselbe

ſchöpferiſch iſt, ſehen wir ein Geſetz walten, wonach immer eine groſse Anzahl Keime in die Welt geſetzt wird, aus der eine viel geringere Anzahl von Weſen ſich herausbildet, aus denen wieder nur die kleinſte Zahl zu Früchten ſich entwickelt, reſp. Früchte hervorbringt. Dieſes Geſetz waltet auf dem ganzen Gebiete des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens. Viel Keime, weniger Weſen, am wenigſten Früchte (oder reife Organiſmen): dieſes Geſetz können wir überall im Pflanzen- und Thierreich beobachten. Aus dieſem Walten der Natur ſpringt uns »eine weiſe Vorſicht«, ſozuſagen eine kluge Politik in die Augen. Als ob ſie die Anſchläge der dem Leben jeder Gattung feindlichen Gewalten, und die Gefahren, die jeden lebenden Organiſmus umlauern, im voraus in Berechnung ziehen würde, ſieht die Natur ſich vor, und bringt, um wenigſtens eine kleine Anzahl reifer Früchte heranzuziehen — eine Unzahl Keime hervor.[1]) Verſchwenderiſch in den erſten

[1]) Von unzähligen Beiſpielen einige: „Von den Milliarden junger Auſtern, welche jährlich aus dem Ei ſchlüpfen, gehen die allermeiſten unter der Ungunſt der äuſsern Verhältniſſe zu Grunde . . .“ Oscar Schmid Deſcendenzlehre 186. Fiſche und Fledermäuſe vermehren ſich ſo ungeheuer, daſs ſie, „wenn alle Keime zur Ausbrütung kämen . . . in wenigen Jahren alle Meere ausfüllen nnd die Erde haushoch bedecken würden“ Büchner ſechs Vorleſungen S. 43. „Bei den Fiſchen liefert ein einziger Wurf oft tauſende, ja hunderttauſende von Eiern. Ein Vogelpaar das nur viermal in ſeinem Leben vier Junge zeugt, würde binnen 15 Jahren bei ungehinderter Vermehrung eine Nachkommenſchaft hinterlaſſen, deren Zahl ſich auf Tauſende von Millionen belaufen müſste. Bei dem Stör hat man ſogar mehrere Millionen Eier gefunden. Es ergiebt ſich leicht, ſagt Seidlitz, daſs, wenn auch nur eine Million Eier eines Störs ſich zu Weibchen entwickelte, ſchon die Groſsenkel als ganz junge Fiſchchen keinen Platz nebeneinander auf der Erdoberfläche hätten und daſs die vierte Generation allein an Caviar das Volumen der Erde liefern würde“. (Daſelbſt.) Zum Glück bringt die Natur den unvergleichlich groſsen Theil der Keime nur zu dem Zweck hervor, um ſie zu Grunde

Anfängen des Lebens, braucht die Natur ſpäter, mit den Opfern, die ſie den dem Leben feindlichen Gewalten bringt, nicht zu geizen. Sollte nun die Natur von dieſem in der ganzen Pflanzen- und Thierwelt genau eingehaltenen Geſetze gerade bei dem Menſchengeſchlecht abgewichen ſein? Es iſt gar kein Grund zur Annahme, daſs ſie auf dem Gebiete des Menſchengeſchlechts eine andere Politik befolgt hätte, als auf dem der Pflanzen- und übrigen Thierwelt, über die der Menſch in ſeinem Dünkel gar zu erhaben ſich wähnt.

In der That haben auch Philoſophen und Naturforſcher der Neuzeit gar kein Bedenken getragen, ſich für die mehrheitliche, polygenetiſche Abſtammung der Menſchheit und gegen die monogenetiſche auszuſprechen.

Als ſich die Gelehrten und Theologen des vorigen Jahrhunderts den Kopf darüber zerbrachen, wie man ſich das Vorkommen der Menſchen in Amerika, die offenbar nicht mit denen der alten Welt eines Stammes waren, erklären ſollte, meinte Voltaire: man brauchte darüber nicht mehr erſtaunt zu ſein, als darüber, daſs man auch Fliegen in der neuen Welt finde.[1])

Göthe, deſſen Genialität und Divinationsgabe gerade auf dem Gebiete des naturwiſſenſchaftlichen Denkens anerkannt iſt, ſagt über dieſe Frage: »Der Meinung, daſs die Natur in ihren Produktionen höchſt ekonomiſch ſei, muſs ich widerſprechen. Ich behaupte vielmehr, daſs die Natur

---

gehen zu laſſen. „. . Unzweifelhaft kommen wie von den Polypeneiern ſo auch von jenen zarten der vielen niedern Thiere, nur ſehr wenige zur Entwicklung; ſie werden eine Beute von Schaaren anderer Thiere und die ganz auſserordentliche Vermehrung einiger niederer Thiere ſteht in einem ſtrengen Verhältniſſe zu den Gefahren, welchen ihre Nachkommen ausgeſetzt ſind.“ Agaſſiz Schöpfungsplan 112.

[1]) „. . . on ne devait pas être plus surpris de trouver en Amerique des hommes que de mouches . . “ Eſſai sus le moeurs et l'esprit des nations. Oeuvres compl. XVI. p. 35.

ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe und daſs es weit mehr in ihrem Sinne ſei, anzunehmen, ſie habe ſtatt eines einzigen armſeligen Paares die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen. Als die Erde bis zu einem gewiſſen Punkte der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genügſam grünte, trat die Epoche der Menſchwerdung ein und es entſtanden durch die Allmacht Gottes die Menſchen überall, wo der Boden es zulieſs und vielleicht auf den Höhen zuerſt.« [1])

Von den neueren Naturforſchern ſpricht ſich unter anderen auch Burmeiſter ganz entſchieden für den Polygeniſmus aus[2]) und in neueſter Zeit hat Profeſſor Fritſch in Berlin in einem in der Verſammlung der Geſellſchaft für Erdkunde gehaltenen Vortrage »über Geographie und Anthropologie als Bundesgenoſſen« ſich folgendermaſsen über dieſe Frage geäuſsert:

»Wie ſich aus dieſem Ueberblick ergiebt, bleiben als älteſte Kernländer der heutigen Kontinente das ſüdweſtliche und nordweſtliche Aſien, beide Gebiete getrennt durch den Himalaya, das centrale und ſüdliche Afrika, und der Weſten Nordamerika's.

»An verſchiedenen Stellen können alſo andererſeits heutige oceaniſche Gebiete einſt trocken gelegen und dem werdenden Menſchengeſchlecht als Wiege gedient haben. Als im Umſchwung der Zeiten an ſolchen Stätten die Exiſtenzbedingungen für das Auftreten der Menſchen auf der Erde günſtig wurden, werden wir im Sinne der Deſcendenzlehre annehmen müſſen, daſs vervollkommungsfähige Formen der Thierwelt zu dieſer höchſten Ausbildung aufgeſtrebt ſeien.

---

[1]) Eckerman's Geſpräche mit Göthe Thl. II S. 29.

[2]) S. im Anhang: A.

»Dabei ist es offenbar wiedersinnig, sich vorzustellen, daſs nur an einer bestimmten Stelle diese günstigen Bedingungen eingetreten seien; daſs gerade nur eine lokale Form als Vorgänger des Menschen funktionirt habe; daſs endlich gar nur ein Paar plötzlich diese Stufe erklommen und sich der staunenden Nachwelt als erstes Menschenpaar präsentirt habe. Man denke sich nur den Prozeſs der Vervollkommnung in seinen einzelnen Phasen, wie unter mannigfachen Wechselfällen im Verlauf der Jahrtausende die Individuen der Ahnen des Menschen dem Ziele durch den Einfluſs der umgestaltenden Momente zustrebten, bald vielleicht Generationen durch ungünstige Verhältnisse zu Grunde giengen, bald durch Rückschlag entarteten, und nun plötzlich hier ein Männlein, dort ein Weiblein als ganzer Mensch dastand, um sich natürlich sofort zu finden, zu lieben — und durch engste Jnzucht die erreichten Vortheile unmittelbar auf's neue in Frage zu stellen. Aber auch eine gröſsere Individuenzahl, aus demselben Stamme sich herausbildend, um zu Menschen zu werden, will mir wenig plausibel erscheinen, da bei der Nothwendigkeit eine strenge Kontinuität der Reihe festzuhalten, man doch stets wieder in irgend einer Stufe der Vervollkommnung bei dem einen Stammvater anlangen müſste, von dem daselbe gelte wie von einem ersten Adam; oder es vermischten sich seine Nachkommen fernerhin mit Individuen einer noch nicht so weit fortgeschrittenen Form — dann ist die Einheit des Stammes aufgegeben. Demnach ist es sowohl im Sinne der Descendenz, als auch unter Würdigung des definitiv beobachteten Verhaltens des Menschengeschlechtes äuſserst unwahrscheinlich, daſs ein sogenannter monophiletischer Stammbaum des Menschen existirt. Es ist viel eher anzunehmen, daſs die Vorläufer unseres Geschlechtes ebenfalls bereits eine verbreitete Form auf der Erde ausmachten; war dies der

Fall, ſo iſt ferner mit Sicherheit anzunehmen, daſs ſie bereits unter ſich ſchon Raſſenunterſchiede zeigten.«[1])

---

11. Die ethiſchen Gründe für den Monogeniſmus.

Zwei Rückſichten waren es vornehmlich, die den Forſchern und Philoſophen auf dem Gebiete der Anthropologie ſeit jeher eine mit den Anforderungen der ſtrengen Wiſſenſchaft unvereinbare Reſerve auferlegten, ſobald die Frage nach der »Einheit des Menſchengeſchlechtes« an ſie herantrat. Erſtens die Rückſicht auf die von der chriſtlichen Lehre recipirte bibliſche Tradition, und zweitens die Rückſicht auf die ſittlichen Conſequenzen, die man in der Theorie (und leider nur in der Theorie!) aus der geglaubten Thatſache der Einheit des Menſchengeſchlechts, und nur aus derſelben ziehen zu müſſen glaubte. Religiöſe Scrupeln hielten ab, von jedem Rütteln an der bibliſchen Tradition, daſs alle Menſchen von einem Elternpaare abſtammen; ethiſche Rückſichten lieſsen die entgegengeſetzte Lehre als gefährlich erſcheinen. Daraus erklärt es ſich, daſs die geheimen in der tiefſten Seele gehegten Zweifel vieler Gelehrten und Forſcher an der Wahrheit des Lehrſatzes von der Einheit des Menſchengeſchlechtes ſich vorerſt in Beſtrebungen manifeſtiren, theils die entgegengeſetzte Lehre mit der bibliſchen Tradition in Einklang zu bringen, theils die Unabhängigkeit des ethiſchen Grundſatzes der Gleichheit der Menſchen von der naturwiſſenſchaftlichen Thatſache der Einheit oder Vielheit der Abſtammung, zu demonſtriren. Vorerſt wagte man

---

[1]) Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin B VIII 1881 S. 243.

ſich nicht weiter hinaus, weil man einer naturwiſſenſchaftlichen Wahrheit wegen nicht gar zu koſtbare, ſittliche (wenn auch nur theoretiſche) Errungenſchaften und Ideen auf's Spiel ſetzen wollte.

Faſst man all dieſs in's Auge, ſo wird man es begreifen, welche Bedeutung für die vorliegende Frage ſchon der einfachen Anzweifelung der Einheit des Menſchengeſchlechts ſeitens hervorragender Forſcher beizumeſſen iſt, die nach ihrer ganzen geiſtigen Richtung und vielleicht auch ſocialen Stellung, jedem brüsken Angriff auf herrſchende ſittliche Ideen ſorgſam aus dem Wege gehen.

Wenn wir z. B. Alexander Humboldt's Anſicht in dieſer Frage zn Rathe ziehen wollen, dürfen wir nicht vergeſſen, daſs er dieſelbe von einem »ethiſchen« Standpunkte aus behandelt, daher in dieſem Punkte den unbefangenen wiſſenſchaftlichen Standpunkt verläſst. Er ſagt es ſelbſt nur zu deutlich: »Indem wir die Einheit des Menſchengeſchlechtes behaupten, widerſtreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menſchenraſſen. Es giebt bildſamere, höher gebildete, durch geiſtige Cultur veredelte: aber keine edleren Volksſtämme.« Dieſe Worte entſpringen offenbar mehr dem warmen Gefühl für die Menſchheit als dem unbefangenen Forſchergeiſt. Nichtsdeſtoweniger wagt es Alexander Humboldt nicht die Einheit des Menſchengeſchlechts als wiſſenſchaftlichen Satz hinzuſtellen und citirt ohne Widerſpruch ſowohl die Worte des »gröſsten Anatomen unſeres Zeitalters« Johann Müllers, daſs »die Erfahrung es nicht ermitteln kann, ob die gegebenen Menſchenraſſen von mehreren oder Einem Urmenſchen abſtammen» wie auch die folgenden, gegen die Wahrheit der bibliſchen Tradition gerichteten Worte ſeines Bruders Wilhelm: »Wir kennen geſchichtlich, oder auch nur durch irgend ſichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchen das

Menſchengeſchlecht nicht in Völkerhaufen getrennt geweſen wäre. Ob dieſer Zuſtand der urſprüngliche war, oder erſt ſpäter entſtand, läſst ſich daher geſchichtlich nicht entſcheiden. Einzelne, an ſehr verſchiedenen Punkten der Erde, ohne irgend ſichtbaren Zuſammenhang wiederkehrende Sagen verneinen die erſtere Annahme und laſſen das ganze Menſchengeſchlecht von einem Menſchenpaare abſtammen. Die weite Verbreitung dieſer Sage hat ſie bisweilen für eine Urerinnerung der Menſchheit halten laſſen. Gerade dieſer Umſtand aber beweiſt vielmehr, daſs ihr keine Ueberlieferung und nichts geſchichtliches zu Grunde lag, ſondern nur die Gleichheit der menſchlichen Vorſtellungsweiſe zu derſelben Erklärung der gleichen Erſcheinung führte: wie gewiſs viele Mythen, ohne geſchichtlichen Zuſammenhang bloſs aus der Gleichheit des menſchlichen Dichtens und Grübelns entſtanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menſchlicher Erfindung, daſs ſie die auſser aller Erfahrung liegende Erſcheinung des erſten Entſtehens des Menſchengeſchlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weiſe und ſo erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menſchengeſchlecht ſchon Jahrtauſende hindurch beſtanden hatte, eine wüſte Inſel oder ein abgeſondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden ſein.« (ſ. Kosmos I. S. 382.) Auch aus einer andern Stelle des Kosmos ſcheint hervorzugehen, daſs die Einheit des Menſchengeſchlechts nicht die wiſſenſchaftliche Ueberzeugung A. Humboldt's war. Denn aus der Einheit und einheitlichen Abſtammung der Menſchheit würde allerdings die einſtige Exiſtenz eines Urvolkes folgen, als welches man im Mittelalter in der That conſequenterweiſe die Juden anſah. Dagegen meint Alexander Humboldt: »Die Geſchichte, ſoweit ſie durch menſchliche Zeugniſſe begründet iſt, kennt kein Urvolk, keinen

einigen ersten Sitz der Cultur ... im grauen Alterthum, gleichsam am äußersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Centra der Cultur, die gegen einander strahlen . . .«[1]) Diese Thatsache paßt sehr schlecht zur Annahme der Einheit des Menschengeschlechts, dagegen sehr gut zur entgegengesetzten Annahme.

Da diejenigen, welche den ethischen Grundsatz der Gleichheit und Nächstenliebe nur aus der angeblichen naturwissenschaftlichen Thatsache der Einheit des Menschengeschlechts ableiten zu können glaubten, als Mittelglied ihrer Deduction die Arteinheit der Menschen benützten: so war es natürlich, daß Gelehrte, die an jenen ethischen Grundsätzen nicht rütteln wollten, denen aber die Einheit der Abstammung nicht einleuchten wollte, sich zuerst auf die Bekämpfung dieses Causalnexus zwischen Abstammungs- und Arteinheit warfen und indem sie diese letztere als Prämisse jener ethischen Grundsätze stehen ließen, den Zusammenhang derselben mit der Abstammungseinheit in Abrede stellten. Damit waren sie bemüht, einerseits die angebliche naturwissenschaftliche Gruudlage jener ethischen Grundsätze zu retten, ohne ihre wissenschaftliche Ueberzeugung von der Vielheit der Abstammung preis zu geben.

Zu diesen Gelehrten gehört in erster Linie Waitz. »Wir werden zwar den Satz festhalten, sagt er, daß aus erwiesener Stammeseinheit die Einheit der Art folgt, nicht aber den anderen, der mit Unrecht von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daß gesonderte Abstammung, wo sie sich darthun läßt, ein ausreichender Beweis für Artverschiedenheit ist.«[2])

---

[1]) Kosmos II 146.

[2]) Anthropologie I 22.

Nachdem er ſich auf dieſe vorſichtige Weiſe den Boden für die Aufſtellung polygeniſtiſcher Anſichten ſorgfältig vorbereitet, fährt er ſodann fort: »Geibel hat eine gröſsere Anzahl von Beiſpielen zuſammengeſtellt, die zu beweiſen ſcheinen, daſs die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar iſt, theils weil eine maſſenhafte Exiſtenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beſchränkt iſt, um eine allmählige Ausbreitung derſelben über das ganze Gebiet, das ſie gegenwärtig einnehmen, zu geſtatten: ſo beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meiſten der Süſswaſſerbewohner überhaupt.

»Die Heerden- und Schwarmthiere würde man ſich ohnehin nicht wohl als urſprünglich in einem Paare geſchaffen denken können. Daher hat man ſich genöthigt geſehen, neuerdings mehrere Schöpfungscentren und urſprüngliche Ausgangspunkte wenigſtens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erſcheint es aber zugleich auch als unerläſslich, Arteinheinheit und Stammeseinheit, die, wie ſich gezeigt hat, ihrem Begriffe nach ohnehin nicht zuſammenfallen, voneinander feſt zu unterſcheiden.« [1])

Nach dieſer begrifflichen Auseinanderſetzung unterwirſt ſodann Waitz alle für und gegen den Polygeniſmus angeführten Gründe einer ſorgfältigen Kritik und gelangt ſchlieſslich zum Reſultat, vor dem »Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die ſämmtlichen Menſchenſtämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südweſtaſien verlegten Paradieſe, ableiten und ihre urſprünglichen Wanderungen nachweiſen zu können glauben.« [2])

---

[1]) l. c. S. 23. [2]) S. 224.

»Dagegen ſteht es auch auf anderer Seite, ſo fährt Waitz fort, übel genug um die poſitiven Gründe, die man für die Abſtammung der Menſchen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von ſolchen im wiſſenſchaftlichen Sinne die Rede ſein kann. Ohne mit denen ſtreiten zu wollen, für welche der Glaube an die altteſtamentliche Erzählung die Stelle ſolcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrſcheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäſsigkeit begehen ſehen, wie die ſein würde, daſs das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an ſo ſchwachen Fäden hinge wie die Exiſtenz eines einzigen Menſchenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abſtammung des Menſchengeſchlechts, welcher nur auf einer teleologiſchen, nicht auf einer phyſikaliſchen oder phyſiologiſchen Betrachtung ruht und deſſen Tragweite wir nicht allzu hoch anſchlagen dürfen; doch ſcheint es ſo ziemlich den einzigen (?) Anhaltspunkt zu bezeichnen, den dieſer Gegenſtand unſerer Ueberlegung darbietet.« Indem ſodann Waitz der extrem polygeniſtiſchen Anſicht von Agaſſiz und ſeiner Anhänger entgegentritt, meint er ſchlieſslich: »Allerdings iſt es ſtatthaft anzunehmen, daſs in verſchiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menſchen in Maſſe entſtanden ſind, und daſs die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermiſchung, die unter den Nachkommen verſchiedener Paare eintrat, ihren Urſprung genommen haben. Es dürfte ſogar ſchwer ſein, nach Berückſichtigung aller bis jetzt bekannten Thatſachen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme zu leugnen . . .« »Faſſen wir kurz zuſammen, was unſere Kritik ergeben hat, ſo muſs zugeſtanden werden, daſs für die beſonnene Prüfung

ein Theil von Agaſſiz Anſicht unangefochten zurückbleibt . . . Jener Theil beſteht in dem Satze, daſs es in der heiſsen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen einſt Menſchen entſtanden, und von denen ſie ausgiengen.« [1]) So ſpricht einer der in dieſer Frage ängſtlichſten und behutſamſten Anthropologen.

Nach ſolchem Vorgange hat man ſich nun von wiſſenſchaftlich-theologiſcher Seite nur mehr noch dagegen verwahrt, daſs die Frage der Abſtammung mit derjenigen der (»ſittlichen«) Einheit des Menſchengeſchlechts verquikt werde. Das that unter andern der Theologe Pfleiderer in folgender Ausführung:

» . . . Daſselbe dürfte auch gelten bei der Frage nach der Abſtammung des Menſchen von einem Paar. Sie iſt der Naturwiſſenſchaft ganz unbedenklich zu freier Forſchung nach ihren eigenen Geſetzen anheimzugeben. Derſelben vorſchreiben zu wollen, auf welches Reſultat ſie kommen müſſe, das geht hier ebenſo wenig als irgend ſonſt wo an. Wenn die theologiſchen Apologeten dies letztere doch faſt durchweg bei dieſem Punkte thun, ſo verrathen ſie damit fürs erſte eine bedenkliche Miſskennung oder Miſsachtung der Wahrheit überhaupt, die ſich ja nicht nach Belieben machen und drehen läſst, ſondern nur durch redliches Forſchen gefunden werden kann, und dann aber auch, wenn ſie unzweideutig gefunden iſt, unbedingt und ausnahmslos von allen anerkannt ſein will. Fürs andere aber verrathen ſie damit zugleich ein nicht minder bedenkliches Miſstrauen gegen ihre eigene Sache, als ob dieſelbe auf ſolchen Sand gebaut wäre, daſs ſie vor jedem naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſs zittern und beben müſſe. Die wahre Apologetik kann hier nur die

---

[1]) l. c. 224—226.

Aufgabe haben, zu zeigen, daſs das Reſultat der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung, wie es auch ausfallen möge, das wahre Intereſſe des religiöſen Glaubens entfernt nicht berührt. Geſetzt alſo, die Naturwiſſenſchaft käme zu dem Ergebniſs, daſs die Menſchheit nicht von einem Paar abgeſtammt ſein kann, ſondern daſs die jetzige Raſſenverſchiedenheit auf urſprüngliche Artunterſchiede und damit zugleich auch auf mehrfache autochtoniſche Anfänge in verſchiedenen Theilen der Erde zurückzuführen ſei, was wäre das im Grunde ſo Schlimmes für die religiöſe Anſchauung von der Menſchheit? Man ſagt, es wäre die Einheit des Menſchengeſchlechts und damit die daraus fließende Pflicht der allgemeinen Bruderliebe zwiſchen den Menſchen aufgehoben.

Allein kann denn dieſe Einheit nur auf phiſiſcher Abſtammung beruhen? Nicht auch auf geiſtiger Verwandſchaft, das heiſst auf der weſentlichen Gleichartigkeit der geiſtigen Befähigung. Dass dieſe geiſtige Befähigung, daſs dieſe geiſtige Verwandſchaft zwiſchen allen menſchlichen Raſſen vorhanden iſt, hat Niemand im Ernſt zu läugnen verſucht; auch da, wo die geiſtige Fähigkeit auf noch ſo niederer Stufe der Ausbildung zurückgeblieben iſt, iſt ſie doch immer noch vorhanden, wie ſich dies ganz unzweilfelhaft an der allgemeinen Sprachfähigkeit, dem ſpezifiſchen Merkmal der Menſchlichkeit, zeigt. Nun lehrt aber überdies die Geſchichte, ſoweit ſie zurückgeht, daſs die Menſchengeſchlechter ſich in den älteſten Zeiten am fremdeſten und feindſeligſten gegenüberſtanden und daſs immer und überall erſt in Folge der Kulturentwicklung die Schranken fielen oder doch ſich milderten. Wenn ſonach die Geſchichte der Menſchen ein allmähliges Zuſammenwachſen der zu Anfang ſich fremd gegenüber ſtehenden lehrt, warum ſollte nicht die Einheit der Menſchen ſtatt

an den Anfang, wo sie ja doch jedenfalls nur ganz kurze Zeit gedauert hätte, eher an das Ende der Menschheitsentwicklung zu setzen sein, als das Ziel, dem sie zustrebt?«[1])

12. Für den Polygenismus sprechende Thatsachen.

Wenn wir nun auch solche Ansichten wie die soeben angeführten der Denker und Forscher unseres Jahrhunderts als subjektive wissenschaftliche Ueberzeugungen qualificiren: so dürfen wir dieselben dennoch objektiv so lange für nichts anderes als Vermuthungen ausgeben, bis sie nicht einst wissenschaftlich erwiesen werden.

So lange aber letzteres nicht der Fall ist, wird die exacte Wissenschaft nicht müde werden dürfen, für diese Vermuthungen sich nach Beweisen und unterstützenden und begründenden Thatsachen umzusehen.

Halten wir nun eine Umschau, ob nicht gewisse Thatsachen der Geschichte und Erfahrung diese Vermuthungen bestätigen. Eine solche Thatsache scheint uns folgende zu sein. Ueberall in den Anfängen bekannter Geschichte tritt uns eine sehr grosse Anzahl menschlicher Stämme, die sich unter einander als blutsfremd und von verschiedener Abstammug betrachten, entgegen. Diese Vielheit schwindet im Laufe der Geschichte theils durch »Amalgamirung«, theils durch »Aussterben«. Ebenso tritt uns in neuentdeckten Welttheilen bei den sogenannten Naturvölkern eine Unzahl von Stämmen, Horden und Schwärmen entgegen, die sich gegenseitig bis aufs Blut hassen, anfeinden, befehden und vernichten. Dabei

[1]) Pfleiderer: Die Religion etc. B. I 288.

ift aber eine grofse Zahl diefer Stämme theils in fchon bekannten Zeiten nach Entdeckung diefer Länder ausgeftorben, theils im Ausfterben begriffen. Andere wieder verfchmelzen meift auch unter der Einwirkung europäifcher Eroberung und amalgamiren fich zu gröfsern, gleichartigeren Maffen. Auf die urfprüngliche Vielheit der Stämme bei hiftorifchen Völkern, die wir bereits als amalgamirte Einheiten in der Gefchichte antreffen, deuten auch die überall fich vorfindenden ihrer Anlage nach gleichen Stammfagen. Die Genefis diefer letzteren ift immer und überall dieselbe, da fie eben nichts anderes find als eine durch die Befchaffenheit des menfchlichen Geiftes und feine natürliche und nothwendige Denkoperation bedingte Vorftellung.

Ueberall da nämlich, wo eine gröfsere Anzahl von Stämmen zu einer politifchen oder focialen Einheit gelangt ift, ohne dafs die urfprünglichen Stammesunterfchiede ganz verwifcht, oder dem Bewufstfein entfchwunden wären, bringt es die Befchaffenheit des menfchlichen Geiftes mit fich, dafs er diefe in der Einheit beftehende Vielheit, fich durch einen gemeinfamen Stammvater, deffen Nachkommenfchaft fich in viele Linien theilte, erklärt. Diefe Erklärung hat mit den wahren Vorgängen gar nichts zu thun; fie ift nur eine aus der täglichen Beobachtung der Familie in den menfchfichen Geift übergangene Denkform. Unterftützt wird diefe Erklärung aber noch durch eine andere Denkgewohnheit, die fich in uns aus der Beobachtung der uns umgebenden Welt herausgebildet hat. Im täglichen Leben nämlich fehen wir, dafs Familienglieder, namentlich Gefchwifter einander fehr ähnlich find. Diefe ohne Unterlafs überall fich uns aufdrängende Beobachtung erzeugt bei uns eine Denkform, vermöge welcher wir alle in der Wirklichkeit vorgefundene Aehnlichkeit zwifchen verfchiedenen Menfchengruppen auf eine gemeinfame Abftammung zurückführen und uns aus derfelben erklären.

Diefe Denkgewohnheit geht bekanntlich fo weit, dafs man aus der Aehnlichkeit zwifchen gewiffen Affen und Menfchen auf eine Familienverwandfchaft und gemeinfame Abftammung derfelben fchlofs. Als ob der Umftand, dafs gemeinfame Abftammung Typenähnlichkeit zur Folge hat, die Möglichkeit ausfchliefsen würde, dafs die Natur auch ohne Zwifchenglied eines gemeinfamen Elternpaares ähnliche Typen felbftändig hervorgebracht hätte. Es ift das wieder ein Schlufs aus der befchränkten täglichen Erfahrung auf kofmifche Verhältniffe, die fich durchaus nicht diefen kleinen Verhältniffen analog geftaltet zu haben brauchen. Uebrigens kann man bei näherer Betrachtung darin nichts Ungereimtes und Widerfprechendes finden, wenn man fieht, dafs das Gefetz, wonach die Natur in ihren mannigfaltigen Erzeugniffen und Schöpfungen Typenähnlichkeit walten läfst, fich in den einzelnen ihrer Schöpfungen noch immer infoferne manifeftirt, dafs auch diefe fortzeugend Typenähnlichkeit hervorbringen. Nur der Schlufs von diefer Typenähnlichkeit zweiter Reihe auf die Unmöglichkeit der Typenähnlichkeit der erften Reihe ift offenbar ein Trugfchlufs. Sehen wir nun von diefen falfchen Erklärungen ab, fo haben wir es in der Wirklichkeit in allen Fällen, wo wir Stammfagen finden, welche die beftehenden, focialen Verfchiedenheiten auf eine gemeinfame Abftammung, und fpäter eingetretene Linientheilung zurückführen, mit Produkten einer gröfseren oder geringeren politifchen und focialen Amalgamirung zu thun, die entweder bereits zu einem folchen Grade der Einheit vorgefchritten find, dafs die Vorftellung eines gemeinfamen Stammvaters ein moralifches Bedürfnifs geworden ift, oder dafs eine folche Vorftellung im Intereffe irgend eines (meift herrfchenden) focialen Beftandtheiles gelegen ift. Dafs die Sache fich überall fo verhalten haben dürfte, dafür fprechen folgende Thatfachen der Gefchichte

und die offenbar denſelben zu Grunde liegenden Geſetze geſchichtlicher Entwicklung.

Die autentiſche Geſchichte aller Staaten des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns eine Entwicklung von einer Vielheit und Mannigfaltigkeit von Stämmen und ſocialen Beſtandtheilen zu einer immer gröſseren Einheit und Einheitlichkeit, bei welcher Entwicklung die Mehrheit der urſprünglichen beſonderen und verſchiedenen Elemente ihre Beſonderheiten zu Gunſten des einheitlichen Ganzen opfert. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon in hiſtoriſchen Zeiten ſehr viele Stämme mitſammt all ihren Beſonderheiten verſchwunden. Solche Amalgamirungs- und Vereinheitlichungsprozeſſe ſehen wir ſchon in den groſsen Staaten des kleinaſiatiſchen Alterthums (Perſien) vor ſich gehen; wir beobachten ſie ſodann in Griechenland und Rom, im gröſseren Maſsſtabe aber in Deutſchland, Frankreich und England und heutzutage ſpielt ſich ein ſolcher Prozeſs vor unſeren Augen in Ruſsland, theilweiſe in Oeſterreich ab.

Es iſt heutzutage ſchwer ein Volk auf Erden ausfindig zu machen, das nicht ein Reſultat eines ſolchen Amalgamirungsprozeſſes wäre. Wo wir hinblicken, ſehen wir ſolche ethniſche Amalgame. Als ein intereſſantes Beiſpiel können in dieſer Beziehung auch die ſüdafrikaniſchen Boers dienen, die man doch gewiſs geneigt wäre für einen einheitlichen Stamm anzuſehen. Hören wir was über dieſelben Fritſch berichtet:

»Wer ſind denn dieſe Boeren (ſprich: Buren) oder »Boers« wie die meiſten unſerer Zeitungen ſchreiben, welche, indem ſie dieſelben als »holländiſche Boers« bezeichnen, in der That einen doppelten Irrthum begehen. Wenn an den ſüdlichen Kämpfen etwas holländiſch iſt, ſo iſt es vor allem ihr Name und ihre Sprache. Ebenſo wenig wie wir im deutſchen »Bauers« ſagen, ſpricht der Holländer von

»Boers«; das »s« ist die aus dem englischen übernommene Pluralendigung.

»Wenn aber auch die Sprache dieser Kolonisten noch bis anf den hentigen Tag vorwiegend holländisch ist, so könnte man sie hinsichtlich ihrer Abstammung doch ebenso gut als Franzosen oder Deutsche bezeichnen. Die Familiennamen geben dafür den besten Beweis; darunter finden wir beispielsweise Namen wie »Voesse« (Fouché), Fillie (Villiers), Wiwije (Viviers), Jouberth, di Toit, de Polissier, Duplessis, Maré und so weiter, d. h. französische Namen von gutem Klange, meist nach Südafrika gelangt durch Hugenottenfamilien, die 1687 als Kolonisten rezipirt wurden. Bemerkenswerth ist dabei die häufige Verunstaltung des Namens dureh Uebertragung in die angenommene holländische Sprache. Andere Namen lauten: Krüger, Brandt, Schuhmann, Krause, Schreiber, Hardtmann, sind deutschen Ursprungs und stammen gleichfalls aus sehr früher Zeit (wie der Boer Hartmann beispielsweise der erste Kolonist auf dem Ort war, wo heute die Stadt Port Elisabeht steht). Holländische Namen sind selbstverständlich auch sehr verbreitet, berühmt darunter besonders: Retief, Ugs, Potgieter, Boota, Bloem, van Runen, van der Graf, Bezuidenhout und so weiter. Englische Namen kommen nur vereinzelt vor.

»In dem Kampf ums Dasein, welchen die bunt durcheinander gemischten Nationalitäten begannen, triumphirte, als offenbar mit der umgebenden Natur am besten im Einklang, das holländische und deutsche Element, so dass holländisches Phlegma und deutssche Ausdauer zu hervorstechendsten Charaktereigenthümlichkeiten der Boeren gehören, von der französischen Lebendigkeit ist kaum etwas in ihnen nachweisbar.

»Sie nennen sich aber mit Stolz »Afrikander« und der wirkliche Holländer ist ihnen ebensowohl ein »Uit-

länder« als der Engländer. Die Boeren können ſich jene Bezeichnung mit um ſo mehr Grund beilegen, als auch farbiges, afrikaniſches Blut in ihnen recht verbreitet iſt. Gerade Südafrika war von den älteſten Zeiten der Kolonie an eines der günſtigſten Verſuchsfelder für den praktiſchen Nachweiſs, daſs auch die abweichendſten Raſſen unſeres Geſchlechtes ſich mit Leichtigkeit fruchtbar vermiſchen, und man kann ſagen, daſs in Südafrika alle Klaſſen der Bevölkerung dazu das ihrige beigetragen haben, dieſe für den Anthropologen äuſserſt wichtige Thatſache in ein helles Licht zu ſetzen.

»Aber auch abgeſehen von dieſer farbigen Beimiſchung die in den blonden, recht verbreiteten Individuen ſich noch häufig durch einen etwas aſchigen Ton der Haut und fahlen Schein auf dem gekräuſelten Haar verräth, bei den brünetten mitunter zu einer auffallend dunklen Hautfarbe führte, hat die Einöde der Umgebung und die Loslöſung von der Cultur des Mutterlandes durchſchnittlich doch zu einem beträchtlichen Rückgang in der Bildung geführt« etc. etc.[1])

Solche Beiſpiele von ethniſchen Amalgamen könnte man aus Geſchichte und lebendiger Gegenwart unzählige citiren.

Was ſich nun aber in hiſtoriſchen Zeiten nachweisbar immer und überall zuträgt, das haben wir wohl ein Recht als ein Naturgeſetz der Geſchichte zu betrachten, und wenn wir ein ſolches Naturgeſetz, wenn auch nur in kleinem Zeitraum bekannter Geſchichte überall beobachten und conſtatiren können, ſo iſt es doch klar, daſs wir daſſelbe auch als für vorhiſtoriſche Zeiten von jeher geltend und wirkend anerkennen müſſen.[2])

---

[1]) Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde Berlin. Bd. VIII 1881 S. 82, 83. [2]) Vgl. unten Note zu 20.

Denn in der That, wie könnte man vernünftigerweiſe glauben, daſs ein ſociales Naturgeſetz auf dem Gebiete menſchlicher Entwicklung nur in der kurzen Spanne Zeit wirkſam geweſen ſein ſollte, die zufälligerweiſe durch beglaubigte Zeugniſſe zu unſerer Kenntniſs gelangte? Muſs nicht im Gegentheil eine halbwegs geſunde Logik zugeben, daſs ein ſolches Geſetz auch ſchon in jenen Jahrtauſenden und Hundertjahrtauſenden des Lebens der Menſchheit wirkſam ſein muſste, von denen wir keine geſchichtliche Kunde haben? Halten wir aber einmal die Wirkſamkeit dieſes ſocialen Naturgeſetzes auch in den vorhiſtoriſchen Zeiten der Menſchheit feſt, ſo müſſen wir all die früheſten Völker und Nationen, die uns in der erſten Dämmerung geſchichtlicher Zeiten entgegentreten, ebenſo ſchon als Amalgame der verſchiedenſten heterogenen Stämme, als Produkte eines in vorhiſtoriſchen Zeiten ſchon vollzogenen Verſchmelzungsprozeſſes heterogener ethniſcher Beſtandtheile anſehen, als welche uns die in der bekannten Geſchichte auftretenden und heute exiſtirenden Nationen erſcheinen. Dieſe Annahme wird vielfach beſtätigt durch die hiſtoriſch überlieferten ſocialen Zuſtände dieſer Völker in denen wir, wie in Indien und Aegypten ſocialen Schichten, Kaſten, begegnen, die nachweiſsbar, geſchichtlichen Zeugniſſen und antropologiſchen Spuren gemäſs auf eine verſchiedene Abſtammung deutlich und unwiderleglich hinweiſen. Wenn wir aber an der Hand dieſes ſich uns ſowohl aus der Betrachtung der Politik der Natur, wie der geſchichtlichen Thatſachen ergebenden Naturgeſetzes die Entwicklung der Menſchheit in die vorhiſtoriſchen Zeiten zurückverfolgen: ſo gelangen wir zu erſten Anfängen der Menſchheit die ſich uns, in geradem Gegenſatze zu der auch in der Bibel recipirten aus der täglichen Erfahrung in den menſchlichen Geiſt eingefloſſenen Vorſtellung von einem erſten Paare,

als eine Unzahl heterogener Menschenschwärme darstellen, die auf eine uns unerklärliche bis heute für uns noch mit dem Geheimniss der »Schöpfung« verhüllte Weise die Erde bevölkerten.[1])

[1]) Mit der Annahme der zahllosen ursprünglich die bewohnbare Erde bedeckenden Menschenschwärme sind wir auf unserem sociologischen Gebiete bei einer derartigen ersten Thatsache angelangt, wie einer solchen keine Wissenschaft entbehren kann. Es ist das das ursprüngliche »Chaos«, die ursprüngliche „Nebelmasse" des Geologen; es sind das die »Atome« des Physikers. Eine solche vorläufige Annahme, Hypothese, kann keiner Wissenschaft zum Vorwurf gereichen: denn keine kann einer solchen an dem äussersten Gesichtskreise ihrer Betrachtung entbehren. Fragt man uns nun, warum wir von diesen Urschwärmen beginnen und nicht auf deren Entstehung, auf deren Anfang unsere Forschung richten: so antworten wir einfach, dass uns diese Thatsache, diese Annahme vorderhand genügend scheint um die ganze folgende sociale Entwicklung zu erklären und ihre Gesetzmässigkeit zu begründen. Sodann aber müssen wir, um die sociale Entwicklung zu erklären von einer socialen Thatsache ausgehen; die Kräfte die heute in socialen Gemeinschaften wirken, sie konnten auch im Uranfang der Dinge nur sociale Kräfte sein und als solche nur in socialen Gemeinschaften hervortreten. Die Frage also: wie es zu diesen Urschwärmen kam, liegt jenseits unserer Betrachtung, liegt jenseits aller sociologischen Forschung und geht uns hier weiter nicht an. Möge der Antropolog, der Zoolog, der Darwinist sich in diese Frage vertiefen — dem Sociologen genügt die Annahme der Urschwärme — er braucht nicht weiter hinaufzusteigen in das Dunkel ihrer Genesis — nur muss er jede individualistische Ableitung derselben entschieden verwerfen, da sie mit der ganzen Reihe der folgenden socialen Erscheinungen nicht in Einklang zu bringen ist. Schliesslich wollen wir auch hier mit Lotze's Worten unsern Standpunkt vertheidigen: »Aber diese erste Anordnung selbst, wird man uns einwerfen, woher rührt sie? Wir wissen es nicht und wir haben keinen Grund hier schon die Vermuthung auszusprechen, die wir über sie hegen können.« Und weiter: » . . unsere Aufgabe ist es noch nicht den ersten Ursprung des Lebens zu suchen; wir fragen nur nach den Gesetzen, nach denen das wunderbar erschaffene sich innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung erhält.« (l. c. I. 70.)

13. Ethnischer Entwicklungsgang der Menschheit.

Aus den soeben vorgeführten Thatsachen läßt sich ein interessanter Schluss ziehen bezüglich der ethnischen Entwicklung der Menschheit. Wenn wir nämlich denjenigen Urzustand des Menschengeschlechts der sich uns durch einen logischen Rückschluss aus dem Entwicklungsgang der Völker in historischen Zeiten als einzig wahrscheinlich ergeben hat, mit dem Zustand vergleichen, der uns bei Beginn der historischen Zeiten entgegentritt: so ergibt sich uns für die ethnische Entwiklung der Menschheit eine doppelte Tendenz, die wir sowohl in historischen Zeiten als auch in der Gegenwart überall konstatiren können. Denn aus der allmähligen Abnahme der ursprünglichen Unzahl von heterogenen Menschenhorden und Stämmen die theilweise in die späteren ethnischen Amalgame übergehen einerseits, und der durch geschichtliche und tägliche Erfahrung bekannten Thatsachen der Vermehrung und Ausbreitung historisch bekannter Stämme andererseits, ergibt sich uns die Thatsache, dass die Entwicklung der Menschheit einerseits von einer unendlich grossen Vielheit allmählig verschwindender ethnischer Einheiten zu einer immer kleinern Anzahl von Stämmen fortschreitet und dass andererseits diese kleinere Anzahl meist auf Amalgamen beruhender Stämme in fortwährendem Wachsen und stetiger Vermehrung begriffen ist.

Es ergeben sich uns demnach zwei in entgegengesetzter Richtung laufende Tendenzen auf dem Gebiete menschheitlicher Entwicklung die eine von plus zu minus, die andere von minus zu plus.

Die Thatsache aber dieser doppelten Tendenz, die sich uns vorerst durch logische Schlüsse an der Hand erkannter Naturgesetze ergiebt, diese Thatsache, wie wir das schon

nachgewiefen haben, findet in bekannter Gefchichte und lebendiger Gegenwart ihre volle Beftätigung. Denn auch heutzutage finden wir als fchlagendfte Widerlegung der gangbaren Vorftellung von der Entwicklung der Menfchheit aus einem oder wenigen Paaren zu einer immer gröfseren Zahl, ganze Stämme und Horden der fogenannten Naturvölker, die ftatt fich zu vermehren, immer mehr zufammenfchrumpfen, während viele der übrigen Menfchenftämme offenbar und nach ftatiftifchen Nachweifen in fortwährender Zunahme begriffen find.

Diefe fonderbare, gegenfätzliche Erfcheinung ift eben nichts mehr und nichts weniger als die von allem Uranfang an fich bewährende, doppelte Tendenz der menfchheitlichen Entwicklung, das grofse, fociale Naturgefetz, das von jeher wirkfam, feine Wirkfamkeit vor unferen Augen fortfetzt, und wahrfcheinlich fo lange es Menfchen auf der Erde geben wird, fortfetzen mufs.

Die Erklärung diefer Erfcheinung könnte man einfach in einem Gefetz des Gleichgewichts fuchen, wonach die organifche Welt auf der Erde immer fich gleich bleibt. Es ift leicht denkbar, dafs die Maffe der Organifmen auf der Erde immer eine gleiche bleiben mufs und dafs diefelben durch kofmifche Verhältniffe unferes Erdballes bedingt ift. Daraus würde folgen, dafs bei dem, den Organifmen innewohnenden Vermehrungstriebe die einen derfelbe fich nur auf Koften der anderen vermehren können. Auf diefe Weife erklärt fich das Zurückweichen und Verfchwinden der Thierarten vor dem Menfchen und das Ausfterben der einen Raffen vor der Ausbreitung der andern. Es ift, als ob der Erdball auf feiner Reife durch den Weltenraum ein beftimmtes Gewicht nicht überfchreiten dürfte — oder beffer gefagt, da doch das Gewicht in der That fich nie ändern kann — als ob er nur eine beftimmte Anzahl Paffagiere mitnehmen dürfte. Vermehren

ſich die einen, dann müſſen die andern zu Grunde gehen. Aus einem ſolchen Naturgeſetze könnte man ſich die den Menſchen innewohnenden wilden Inſtincte gegen andere Thiergattungen und Menſchenarten erklären. — Hier mag auch noch daran erinnert werden, daſs es keineswegs ausgemacht iſt, daſs ſich die Zahl der Menſchen auf der Erde vergröſsere. Während die Mehrzahl der Statiſtiker eine ſolche Vermehrung durch Analogieſchlüſſe aus der ſtetigen Vermehrung einer gegebenen Volkszahl in der Gegenwart anzunehmen ſcheint, ſind andere Gelehrte, ſo z. B. Gobineau der Anſicht, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde einſt viel gröſser war als ſie jetzt iſt. (Siehe Gobineau l'inégalite des races I S. 355 und 356.) In der That ſcheinen ſehr viel Umſtände und Zeugniſſe für dieſe letztere Annahme zu ſprechen. Aber es iſt auch möglich, daſs dieſer Widerſpruch der Anſichten ſeine Löſung darin findet, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde ſich immer gleich bleibt, nur daſs die einen Menſchenagglomerate auf Koſten anderer wachſen.[1])

---

[1]) Es ſcheint erwieſen zu ſein, daſs viele »Menſchengruppen« im Gegenſatz zu anderen nicht die Fähigkeit haben ſich zu vermehren und eine geſchichtliche Entwicklung durchzumachen, ſondern in ihrem unentwickelten Zuſtande beharren. Dieſe Thatſache hebt auch Gobineau hervor: »Je prends un peuple ou, pour mieux dire, une tribu au moment où, cédant á un inſtinct de vitalité prononcé, elle se donne des lois et commence a jouer un rôle en ce monde. Par cela même que ses besoins que ses forces s' accroissent, elle se trouve en contact inévitable avec d'autres familles, et, par la guerre ou par la paix, réussit a les incorporer. Il n'est pas donné o toutes les familles humaines de se hausser à ce premier degré, passage nécessaires qu'une tribu doit franchir pour parvenir un jour a l'état de nation. Si un certain nombre de races, qui même ne sont pas cotées trés-haut sur l'echelle civilisatrice, l'ont pourtant traversé on ne peut pas dire avec verité que ce soit la une règle générale; il semblerait, au contraire, que l'espèce humaine éprouve une assez grande difficulté à s'élever au dessus de l'organisation parcellaire, et que c'est seulement pour des groupes specialement doués

14. Auseinanderſetzung mit dem Darwiniſmus.

So oft in früheren Jahrhunderten in Europa Denker und Forſcher irgend eine Beobachtung machten oder einen Gedanken faſsten, der mit den herrſchenden Lehren der Kirche nicht ganz im Einklang war: bemühten ſie ſich, wenn ſie ihre neue Idee veröffentlichen wollten, nachzuweiſen, daſs dieſelbe mit den Lehren der Kirche gut vereinbar ſei, zum wenigſten denſelben nicht widerſpreche. Solche Bemühungen ſind auch wohl noch heute, namentlich bei Franzoſen und Engländern, gang und gäbe. Ja ſogar Darwin muſste ſeiner ſtrenggläubigen Nation dieſes Opfer bringen und ſeine Lehre ſeinen Landsleuten als mit der Religion nicht im Widerſpruch, empfehlen.

Nun über dieſen Punkt iſt man in Deutſchland ſchon hinaus; da ſetzt man ſich über ſolche entſchuldigende Complimente an die Religion hinweg.

---

qu'a lieu le passage a une situation plus complexe. J'invoquerai en temoignage, l'etat actuel d'un grand nombre de groupes repandus dans toutes les parties du monde. Ces tribus grossières, surtout celles des nègres pélagiens de la Polynésie, les Samoyédes et autres familles du monde boréal et la plus grande partie des nègres africains n'ont jamais pu sortir de cette impuissance et vivent juxta-posées les uns aux autres et en rapports de complète independance.« In theilweiſem Widerſpruche mit dieſen letzten Worten aus denen es ſcheinen könnte, daſs dieſe Stämme gar keine Geſchichte machen, ſind die darauf folgenden: »Les plus forts massacrent les plus faibles, les plus faibles cherchent à mettre une distance aussi grands que possible entre eux et les plus forts; là se borne toute la politique de ces embryons de sociétés qui se perpetuent depuis le commencement de l'espèce humaine dans un état imparfait, sans avoir jamais pu mieux faire.« (l. c. I 42, 43.) Auch dieſe Horden alſo machen Geſchichte, d. h. ſie können ſich dem ſocialem Naturproceſſe nicht entziehen, ſie machen ihn durch, wobei die ſchwächeren von den ſtärkern maſſakrirt, nach und nach den Platz räumen und vom Schauplatz der Geſchichte verſchwinden.

Es ſcheint aber, daſs der menſchliche Geiſt eine ſo ſtarke Neigung zu Dogmen und Autoritätsglauben hat, daſs er immer nur die Götzen wechſelt, aber ohne dieſelben nicht leben kann.

Wohl entwöhnte ſich ein bedeutender Theil unſerer Intelligenz des Kirchenglaubens und der Autorität der religiöſen Dogmen: doch nur um an ihre Stelle — den Darwiniſmus zu ſetzen.

Der Darwiniſmus iſt bis auf ſein letztes i-Tüpfelchen heute ein noli me tangere eines groſsen Theiles der wiſſenſchaftlichen und unwiſſenſchaftlichen Welt geworden und ſeine Anhänger gleichen den frühern Anhängern der Dogmen bis auf den blinden Fanatiſmus mit dem ſie ihre Lehre vertheidigen und alles was nicht auf dieſelbe von A bis Z ſchwört, zwar nicht als Ketzer, wohl aber als »Dilettanten . . . denen das Reich des Lebendigen in ſeiner Ganzheit ein verſchloſſenes Buch geblieben» [1]) verdammen.

Wir wollen nun nicht beſſer ſein und auch nicht beſſer ſcheinen als ſo viele Gelehrte und Forſcher vergangener Jahrhunderte, und obwohl wir nicht in all und jedem dem Darwiniſmus beiſtimmen, obwohl wir in demſelben ſo manche Uebertreibung und Irrthümer ſehen, worauf hier einzugehen wir keinen Anlaſs haben: ſo wollen wir uns doch mit dieſer heute herrſchenden Lehre womöglich auf guten Fuſs ſetzen (welche Rückſicht ſie übrigens ihrer vielen Wahr-

---

[1]) Solche und ähnliche Ausfälle gegen wiſſenſchaftliche Gegner findet man unter andern bei Oscar Schmidt: Descendenzlehre und Darwiniſmus Leipzig 1873. Vergleiche daſelbſt auſser der obigen auf S. 275 befindlichen Stelle auch noch S. 272 wo eine gegneriſche ganz logiſche Einwendung damit abgefertigt wird, daſs ſie von der »gröbſten Unwiſſenheit in Angelegenheit der Descendenzlehre« zeuge, welcher Unwiſſenheit aber nicht mit einer Widerlegung, ſondern mit einer dogmatiſchen Phraſe entgegengetreten wird. Das treffen ja auch die Vertheidiger der kirchlichen Dogmen!

heiten wegen auch verdient) um uns die Herren Darwinianer nicht auf den Hals zu laden.

Wie verhält ſich aber die Anſchauung von der Vielheit der Menſchenabſtammung und der Erklärung der Typenvielheit der Menſchenſtämme aus ihrer verſchiedenen Abſtammung, zum Darwiniſmus? Wir können nun getroſt ſagen, daſs Darwin und ſeine Anhänger gegen eine ſolche Anſchauung nichts einzuwenden haben. Der Darwiniſmus iſt ſo vollauf mit der Frage der Umwandlung und Zuchtwahl beſchäftigt, daſs er nie Gelegenheit fand, ſich mit der einheitlichen oder vielheitlichen Abſtammung eingehender zu befaſſen. Doch liegt es im Geiſte dieſer Lehre und in ihren logiſchen Conſequenzen, daſs ſie durchaus nicht nur eine einzige Umwandlungs-Stammbaumlinie anzunehmen braucht, ſondern daſs ſie eine parallele nebeneinander laufende Vielheit ſolcher Umwandlungs-Stammbaumlinien ſehr wohl zuläſst und zulaſſen muſs. Denn würde ſie dieſs nicht thun, dann müſste ſie ja annehmen, daſs es im Momente der erſten Entſtehung der organiſchen Urzelle nur eine Zelle war aus der ſich in fortlaufender Metamorphoſe die ganze animaliſche Welt entwickelte. Eine ſolche unſinnige Annahme liegt dem Darwiniſmus ferne und er hat ſich auch oft dagegen verwahrt und ausdrücklich erklärt, daſs er nur von »Urformen« am Anfang der Entwicklung ſpreche; die Frage aber ob es ein oder mehrere Urform-Individuen gegeben habe, als unweſentlich betrachte. Nun hat der Darwiniſmus von ſeinem Standpunkte vollkommen Recht, ſich nicht noch überflüſſigerweiſe mit dieſer Frage zu beſchäftigen: denn ſein Hauptaugenmerk iſt ja nur auf die Beweiſe der Umwandlung der Arten und die Mittel, durch die dieſes geſchieht, gerichtet; daſs dieſer Prozeſs in vielen nebeneinanderlaufenden Entwicklungslinien, vielleicht auch auf vielen Punkten der Erde vor ſich geht, dagegen braucht der Darwiniſmns nicht zu ſtreiten, ſowie

auch diese Anschauung gegen ihn nicht streitet. In der That ist es den Schülern Darwins nicht schwer, sich für die Vielheit der Abstammung der Menschheit und gegen die »einpaarige« Abstammung zu erklären, ja, diese Vielheit (freilich in ihrem etwas beschränkten Sinne, wovon wir gleich sprechen wollen) scheint ihnen so selbstverständlich und aus dem Darwinismus eo ipso sich ergebend, daß sie diese ganze Frage kurzweg als »abgeschmackt« erklären. »Die oft ventilirte, jetzt eigentlich abgeschmackte Frage, meint Oscar Schmid, ob die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstamme, erledigt sich damit, daß aus den thierischen Vorfahren der Stamm, in welchem später die Sprache zum Durchbruch kam, sich natürlich allmählig absonderte und daß die zur Sprache und Vernunft führende Zuchtwahl in größern Individuengemeinschaften vor sich gehen mußte.[1]) Auch Büchner, der treueste Dolmetsch und Popularisator Darwins, behandelt diese »abgeschmackte« Frage in ähnlicher bagatellmäßiger Weise: »Denn einmal, meint er, die Möglichkeit der Umbildung des Affentypus in den menschlichen angenommen — mag dieses nun ganz allmählig oder mehr sprungweise geschehen sein — so ist es für die Sache selbst ziemlich einerlei, ob diese Umbildung ein oder mehreremale, da oder dort stattgefunden, und ob die jetzigen Verschiedenheiten unter den einzelnen Menschenrassen von allmähligen Umbildungen eines ursprünglichen einheitlichen Typus oder von ursprünglichen Verschiedenheiten der Abstammung herrühren.«[2]) Nicht so harmlos wie Schmid und Büchner faßt jedoch Häckel diese Frage auf, der auch hier Darwin »überdarwint«. Denn wenn auch Häckel

---

[1]) Oscar Schmid l. c. 385.

[2]) Büchner, der Mensch und seine Stellung in der Natur 2. Auflage S. 138.

nicht umhin kann, im Geiſte des Darwiniſmus die »einpaarige« Abſtammung, wie ſie die Bibel annimmt, zu perhorreſciren, ſo gibt er ſich doch ſehr viele Mühe, die einörtliche Herkunft der Menſchheit zu beweiſen und zwar die Herkunft der ganzen Menſchheit aus »Lemurien« — was unſeres Erachtens dem Geiſt der Lehre Darwins nicht weniger zuwider iſt, als die einpaarige Abſtammung. Häckel bekennt ſich daher zu einem Polygeniſmus im engern Sinne und zu einem Monogeniſmus im weiteren Sinne. Seine Ausführung, in der er es unternimmt, »die vielbeſprochene Frage vom einheitlichen oder vielheitlichen Urſprung des Menſchengeſchlechts, ſeiner Arten oder Raſſen, vom Standpunkte der Descendenztheorie aus zu beleuchten« lautet: »Bekanntlich ſtehen ſich in dieſer Frage ſeit längerer Zeit zwei groſse Parteien gegenüber, die Monophyleten und Polyphyleten. Die Monophyleten (oder Monogeniſten) behaupten den einheitlichen Urſprung und die Blutsverwandtſchaft aller Menſchenarten. Die Polyphyleten (oder Polygeniſten) dagegen ſind der Anſicht, daſs die verſchiedenen Menſchenarten oder Raſſen ſelbſtändigen Urſprungs ſind. Nach den vorhergehenden genealogiſchen Unterſuchungen kann es nicht zweifelhaft ſein, daſs im weitern Sinne jedenfalls die monophyletiſche Anſicht die richtigſte iſt. Denn vorausgeſetzt auch, daſs die Umbildung menſchenähnlicher Affen zn Menſchen mehrmals ſtattgefunden hätte, ſo würden doch jene Affen ſelbſt durch den einheitlichen Stammbaum der ganzen Affenordnung wiederum zuſammenhängen. Es könnte ſich daher immer nur um einen näheren oder entfernteren Grad der eigentlichen Blutsverwandtſchaft handeln. Im engeren Sinne dagegen wird wahrſcheinlich die polyphyletiſche Anſchauung in ſo ferne Recht behalten, als die verſchiedenen Urſprachen ſich ganz unabhängig von einander entwickelt haben. Wenn

man alſo die Entſtehung der gegliederten Wortſprache als den eigentlichen Hauptact der Menſchwerdung anſieht und die Arten des Menſchengeſchlechts nach ihrem Sprachſtamme unterſcheiden will, ſo könnte man ſagen, daſs die verſchiedenen Menſchenarten unabhängig von einander entſtanden ſeien, indem verſchiedene Zweige der aus den Affen unmittelbar entſtandenen ſprachloſen Urmenſchen ſich ſelbſtändig ihre Urſprachen bildeten. Immerhin würden natürlich auch dieſe an ihrer Wurzel entweder weiter oben oder tiefer unten wieder zuſammenhängen und alſo doch ſchlieſslich alle von einem gemeinſamen Urſtamme abzuleiten ſein.

»Wenn wir nun an dieſer letzteren Ueberzeugung allerdings feſthalten, und wenn wir aus vielen Gründen der Anſicht ſind, daſs die verſchiedenen Spezies der ſprachloſen Urmenſchen alle von einer gemeinſamen Affenmenſchen-Form abſtammen, ſo wollen wir damit natürlich nicht ſagen, daſs »alle Menſchen von einem Paare abſtammen.« Dieſe letztere Annahme, welche unſere moderne indogermaniſche Bildung aus dem ſemitiſchen Mythus der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte herübergenommen hat, iſt auf keinen Fall haltbar. Der ganze berühmte Streit, ob das Menſchengeſchlecht von einem Paare abſtammt oder nicht, beruht auf einer vollkommen falſchen Frageſtellung. Er iſt eben ſo ſinnlos, wie der Streit, ob alle Jagdhunde oder alle Rennpferde von einem Paare abſtammen. Mit demſelben Rechte könnte man ſagen, ob alle Deutſchen oder alle Engländer »von einem Paare abſtammen« u. ſ. w. Ein »erſtes Menſchenpaar« oder ein »erſter« Menſch hat überhaupt niemals exiſtirt, ſo wenig es jemals ein erſtes Paar oder ein erſtes Individuum von Engländern, Deutſchen, Rennpferden oder Jagdhunden gegeben hat. Immer erfolgt natürlich die Entſtehung einer neuen Art aus einer beſtehenden Art in der

Weiſe, daſs eine lange Kette von vielen verſchiedenen Individuen an dem langſamen Umbildungsprozeſs betheiligt iſt. Angenommen, daſs wir alle die verſchiedenen Paare von Menſchenaffen und Affenmenſchen nebeneinander vor uns hätten, die zu den wahren Vorfahren des Menſchengeſchlechts gehören, ſo würde es doch ganz unmöglich ſein, ohne die gröſste Willkühr eines von dieſen Affenmenſchenpaaren als das »erſte Paar« zu bezeichnen. Ebenſowenig kann man auch jede der zwölf Menſchenraſſen der Spezies . . . von einem »erſten Paare« ableiten.« [1])

Daſs dieſe Erklärungen Häckel's ſehr unklar und gewunden ſind, liegt auf der Hand, aber auch nicht minder die Urſache dieſer Unklarheit und Gewundenheit.

Häckel fühlt es wohl, wie er ſich gegen den Geiſt ſowohl aller geſunden Naturwiſſenſchaft, wie auch des Darwiniſmus ſchwer verſündigen würde, mit der Annahme einer »einpaarigen« Abſtammung der Menſchheit. Die muſs er alſo verwerfen. Andererſeits will er ſich den Rückzug zu ſeinem Steckenpferde, der Conſtruirung des einheitlichen Stammbaumes und Auffindung des Entſtehungscentrums der Menſchheit (Lemurien) nicht abſchneiden. Daher die Halbheit ſeiner Erklärungen, die Unterſcheidung zwiſchen Monogeniſmus im weiteren und engeren Sinne. Aber Häckel irrt gewaltig. Ganz ebenſo wie die »Einpaarigkeit« gegen alle Naturwiſſenſchaft und auch gegen den Darwiniſmus verſtöſst: ganz ebenſo iſt die »Einörtlichkeit« mit denſelben unvereinbar. Ganz dieſelben Erwägungen die gegen den Monophyletiſmus im engſten und engeren Sinne ſprechen — ganz dieſelben ſprechen auch gegen den Häckel'ſchen Monophyletiſmus im »weiteren Sinne«. Denn gewiſs iſt es ein Widerſinn anzunehmen, daſs jene niedrigſten und niedrigen Organiſmen und Thier-

---

[1]) Häckel, natürliche Schöpfungsgeſchichte 5. Auflage 1874 S. 599 ff.

formen, aus denen man ſich den Menſchen in Jahrmillionen herausentwickelt denkt, nur in einzelnen Exemplaren vorhanden waren, da uns doch die Maſſenhaftigkeit des Auftretens jener Organiſmen und Thierformen noch heutzutage überall vorliegt: [1]) aber ebenſo iſt es ein Widerſinn das Vorhandenſein jener niedrigſten Organiſmen, aus denen ſich nach der Lehre Darwins die ſpätere Thierwelt entwickelte an einen Punkt der Erde zu verlegen! Wenn der Darwiniſmus immer und überall nach »Einfachheit« und »einfacher« Erklärung der Erſcheinungen ſtrebt, ſo verſteht er doch darunter keine Zahlen-Einfachheit — eine ſolche Einfachheit wäre gerade eine Künſtlichkeit und Unnatürlichkeit. Eine natürliche Erklärungsart, und das iſt die Darwin'ſche Einfacheit, hat gar keinen Grund den Entſtehungherd der Thier- und Menſchenwelt an einen einzigen Ort zu verlegen. Derſelbe Naturprozeſs, den man in den Tiefen des Oceans der einen Hemiſphäre vorausſetzt, derſelbe wird ſich auch in den Tiefen des Oceans der andern Hemiſphäre abgeſpielt haben. Freilich werden dann die verſchiedenen Oertlichkeiten dieſem Naturprozeſs und ſeinen Produkten verſchiedene individuelle Charaktere aufgeprägt haben: dagegen aber ſpricht doch die wirkliche Thier- und Menſchenwelt am allerwenigſten!

So ſehen wir denn, daſs der reine Darwiniſmus ſelbſt unſerer Annahme durchaus nicht in den Weg tritt, wohl aber theilweiſe der Häckeliſmus d. i. die, die Lehre des Meiſters zum Extrem treibende Schülerſchaft. Und zwar

---

[1]) Nehmen wir z. B. den Häckel'ſchen Bathybius: »Viele tauſend Kubikmeilen Meeresboden beſtehen aus einem ſeiſig anzufühlenden Schlamm oder Schlick zuſammengeſetzt, theils aus offenbar erdigen, unorganiſchen Theilen, theils aus eigenthümlich geformten, ihrem Weſen nach vielleicht noch zweifelhaften Kalkkörperchen, endlich was die Hauptſache, aus einer eiweisartigen Subſtanz welche lebt. Dieſer lebende Schlamm, der ſogenannte Bathybius etc. Oscar Schmid l. c. 23.»

hat diefe Erfcheinung noch einen tieferen Grund, von dem wir jetzt fprechen wollen.

Das grofse unvergängliche Verdienft Darwin's ift nachgewiefen zu haben, dafs viele Umwandlungen und Abänderungen in den Typen der Organifmen durch die Mittel der Anpaffung und Vererbung, durch natürliche Zuchtwacht im Kampfe ums Dafein auf langfamem Wege erfolgte. Nun behauptet aber Darwin unferes Wiffens nirgends, dafs alle Verfchiedenheiten der Arten nothwendigerweife nur durch diefe Mittel erfolgten. Darwin fchliefst den Einflufs auch anderer Momente, f. z. Beifpiel individueller durch die verfchiedenften Einflüffe der umgebenden Natur u. dgl. bewirkter Verfchiedenheiten der Urorganifmen auf die Verfchiedenheiten der von ihnen abftammenden Arten keineswegs aus.

Anders feine übereifrigen Schüler. Entzückt über die Entdeckung des Meifters trachten fie die Bedeutung derfelben ins Maafslofe zu vergröfsern und gelangen auf diefe Weife zu argen Uebertreibungen.[1]) Weil Vererbung und Anpaffung, weil natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dafein eine bedeutende Rolle in der Umwandlung der Arten fpielen: will Häckel gar keine andere Urfache der Verfchiedenheit der Gattungen und Arten mehr anerkennen und vermifst er fich — was Darwin

[1]) Den Häckel'fchen Uebertreibungen gegenüber verhalten fich nüchterne Antropologen entfchieden ablehnend. So fchreibt z. B. Joly: Wie dem auch fei, m. E. nach hat es niemals jenen fprachlofen Pithecantropus alalus gegeben, deffen Bild uns Häckel entwirft als ob er ihn gefehen und gekannt hätte und deffen Stammbaum diefer Gelehrte mit Hilfe phantaftifcher und höchft gewagter Hypothefen von der Monere, den Protoplafmen oder lebendem Urftoff an bis zu feinem fprachbegabten Menfchen aufbaut, der die Bildungsftufe der Auftralier und Papuas im Anfange der diluvianifchen Periode erreichte (der Menfch vor der Zeit des Metalles S. 385).

nicht gethan hat — für das ganze Thierreich, für alle Menſchenraſſen der Erde einen einzigen Stammbaum zu conſtruiren, dem er ſogar einen einzigen von ihm beliebten Ort anweist, wo er ſeine Wurzel haben muſs.

Aus der von Darwin nachgewieſenen Möglichkeit der Umwandlung der Arten und ihrer ſecundären Verſchiedenheit gelangt Häckel zur Uebertreibung, die Unmöglichkeit einer primären Verſchiedenheit der Arten und Gattungen zu folgern und einen »Monophyletiſmus im weiteren Sinne« zu conſtruiren, welcher der Lehre Darwin's abſolut fremd war — und dem Geiſte der Descendenzlehre immer fremd bleiben wird.

Dabei ſchieſst ja, wie wir bereits erwähnten, der Häckeliſmus weit über das von Darwin ins Auge gefaſste Ziel hinaus und trifft alſo nicht dahin wohin Darwin treffen wollte, d. h. löst nicht die Aufgabe die der Darwiniſmus löſen wollte — und löſen ſoll.

Dieſe Aufgabe beſteht ja darin, an Stelle der Annahme von Wundern eine naturgemäſse und natürliche einfache Erklärung zu ſetzen. Dazu genügt es aber vollkommen, die Möglichkeit der Abſtammung des Thierreichs und der Menſchenarten von einfachen Urorganiſmen nachzuweiſen — wobei ein groſser Theil der Artverſchiedenheiten der einzelnen Typen, alſo auch der Menſchenraſſen ſich eben ſehr einfach und natürlich aus der Verſchiedenheit dieſer Urorganiſmen die durch deren verſchiedene geographiſche Lage bedingt war, erklärt — während ein anderer Theil dieſer Verſchiedenheiten allerdings in den Einflüſſen der Vererbung und Anpaſſung, der Zuchtwahl im Kampfe ums Daſein begründet ſein mag. Das Ausſchlieſsen aber der erſteren Einflüſſe und das ſtarre Feſthalten an den letzteren brächte in dieſe Erklärung ein neues Element der Unnatürlichkeit und der Wunderbarkeit. Daher hat

Häckel gewiſs unrecht, die »monophyletiſche Hypotheſe (wenn auch in ſeinem »weitern Sinne«) für die richtigere« und »für das Menſchengeſchlecht eine einzige Urheimat« anzunehmen [1]), denn dieſe Annahme bedeutet einen freiwilligen, ganz unnöthigen und muthwilligen Verzicht auf eine ſehr einfache und natürliche Erklärungsweiſe einer groſsen Zahl von Verſchiedenheiten unter den Menſchenraſſen, die ſich auf andere Weiſe nur ſehr ſchwer und künſtlich oder vielleicht gar nicht erklären lieſsen — einen Verzicht der in einer Theorie die nur zu dem Zwecke aufgeſtellt wurde, um ſtatt künſtlicher und unnatürlicher Erklärungsweiſen, einfache und natürliche zu ſetzen, höchſt unlogiſch iſt. Ja, ein ſolcher Verzicht iſt um ſo mehr unverzeihlich und geradezu leichtfertig, da doch die Darwin'ſche Theorie vorderhand noch weit entfernt iſt alle Erſcheinungen der Artverſchiedenheit der Organiſmen erklären zu können. Auf dieſes letztere Gebiet können wir uns freilich hier nicht einlaſſen, doch verweiſen wir in dieſer Beziehung auf Huxley, der das, wenigſtens vorderhand Unzulängliche dieſer Theorie ganz ſchlagend nachweist — eine Unzulänglichkeit, die unſeres Erachtens nie behoben werden wird. »Trotz alledem, ſagt nämlich Huxley, muſs unſere Annahme der Darwin'ſchen Hypotheſe ſo lange nur proviſoriſch ſein, als ein Glied in der Beweiskette noch fehlt; und ſo lange alle Thiere und Pflanzen, die ſicher durch Zuchtwahl von einem gemeinſamen Stamme entſtanden ſind, fruchtbar ſind und ihre Nachkommen unter einander (was bekanntlich bei natürlichen Thierarten nicht der Fall iſt) ſo lange fehlt jenes Glied. Denn für ſo lange kann nicht bewieſen werden, daſs die Zuchtwahl alles das leiſtet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig iſt.« [2])

---

[1]) Natürliche Schöpfungsgeſchichte S. 619.

[2]) Huxley, Stellung des Menſchen etc. überſ. von Carus S. 122. Wenn

Eine viel eingehendere und unſeres Erachtens vollkommen logiſch richtige Widerlegung hat die Darwin'ſche Theorie der Artenwandlung von dem groſsen Naturforſcher Agaſſiz erfahren und an der ſcharfen Logik desſelben, ändern all die Anfechtungen die ſeine Erörterungen erfahren haben, kein Jota. Wenn die Descendenzlehre ſich beſtrebt von den niederſten Organiſmen, von den Monern und Protozoen bis zum Menſchen eine continuirliche Entwicklungsreihe herzuſtellen, ſo iſt es Agaſſiz vollkommen gelungen, auf die gründlichſte Weiſe dieſe Continuität zu zerreiſsen und die Grundverſchiedenheit der »typiſchen Abtheilungen des Thierreichs« nachzuweiſen. »Es beſteht, ſagt Agaſſiz, ein Unterſchied im Urbegriff und dieſer Unterſchied iſt in der materiellen Erſcheinung ausgeführt. Man ſagt, der Menſch ſei die Krone einer aufſteigenden Scala. Unzweifelhaft iſt er das höchſte erſchaffene Weſen, aber er iſt der Culminationspunkt, beſonders ſeiner eigenen Reihe, der Reihe der Wirbelthiere. Kein wirbelloſes Thier hat irgend eine verwandtſchaftliche Beziehung in ſeiner Uranlage wie in deren ſichtbaren Ausführung mit dem Menſchen, während jedes andere Glied des Wirbelthiertypus, dem auch der Menſch angehört, in einem engen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe bezüglich ſeines anatomiſchen Baues mit ihm ſteht. Wie nun die Thiere nicht auf einen Plan begründet ſind, ſo werden ſie auch nicht alle auf einer Stelle gefunden, noch ſind ſie je auf einen Mittelpunkt beſchränkt worden. Die Thiere ſind über die ganze weite Oberfläche des Erdballes vertheilt, über Land und Meer; und wie weit ſie auch

---

auch dieſer Einwand Huxley's ſich ſpeziell auf das Thierreich bezieht, da die Menſchenarten untereinander kreuzungsfähig ſind, ſo iſt derſelbe doch genügend um das Princip der Zuchtwahl als ſolches zu erſchüttern und demſelben dieſe Bedeutung die ihm der Darwiniſmus beimiſst, zu nehmen.

räumlich von einander getrennt ſein mögen, wir finden ſie dennoch durch dieſelben Geſetze typiſcher Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten vereinigt.[1])

Um die Beharrlichkeit der Typen zu beweiſen, unterzieht Agaſſiz die Fortpflanzung der Thiere einer eingehenden Analyſe aus der ſich ergibt, daſs ſchon das Ei, aus dem die Thiere entſtehen »mit einer Individualität, d. h. mit einem typiſchen Charakter begabt iſt, ſo entſchieden, daſs nie und nimmer von Anbeginn der Welt an das Ei irgend eines Thiers ein Thier erzeugt, welches im Weſentlichen von der Mutter ſich unterſchied.«

»Welche Phaſen nun auch das Ei durchzumachen haben mag und wie ſehr es auch dem reifen Zuſtande irgend eines niedern Typus vorübergehend ähneln mag, es hat nie und nimmer irgend etwas Anderes erzeugt als die Spezies, von welchen es ſelbſt erzeugt worden iſt. Es iſt kein einziges Beiſpiel einer Abweichung von dieſem ewig wiederkehrenden Kreislauf der Entwicklung bekannt, welcher uns die Aufeinanderfolge ſpecifiſch identiſcher Weſen als Erfolg der Zeugung zeigt, mag die Vermehrung eine durch Eier, Knoſpen oder durch Theilung geſchehen . . . Je weiter wir dieſe verſchiedenen Weiſen der Vermehrung unter den Thieren prüfen, um ſo mehr überzeugt uns die Thatſache, daſs die Erhaltung der Idee, des Typus, die Beharrlichkeit gewiſſer Züge in der organiſchen Welt, der Urzweck (?) ein unleugbar unabweislicher Erfolg iſt.« (l. c. 23.) Welch wunderbare Erſcheinungen auch die Vererbung zu Tage fördert (z. B. Atavismus) ſo hat doch Agaſſiz nie finden können, daſs bei »all ihrer Fügſamkeit, ihrer Kraft ſich neue Züge anzueignen oder dieſelben abzuſtoſsen« »die Spezies ſich ändert«. Er gelangt

---

[1]) Agaſſiz: Schöpfungsplan S. 11 und 12.

daher zum Schluſſe, daſs »das Geſetz der Vererbung ſo zu wirken ſcheint, daſs es was weſentlich im Typus iſt, zurückhällt und Variation nur in dem erlaubt, was nicht charakteriſtiſch zur typiſchen Organiſation iſt.« (l. c. 63.)

Das Geſetz der Vererbung ſcheint Agaſſiz die Beſtimmung zu haben »vielmehr den Typus zu bewahren als ihn abzuändern.«

Speziell gegen die Darwin'ſche Theorie aber von der Entſtehung neuer Arten ſprechen die Thatſachen, die bei der Kreuzung von Thierſpezies und Menſchenraſſen beobachtet werden. Darüber äuſsert ſich Agaſſiz folgendermaſsen: »In direkter Verbindung mit der Frage der Vererbung ſteht diejenige über die Baſtardbildung. Ich habe Ihnen gezeigt, daſs die Nachkommen nah verwandter Thiere ebenſowohl dem männlichen wie dem weiblichen Weſen, von welchen ſie erzeugt wurden, gleichen können. Alle Nachkommen können dem einen oder dem andern gleichen, oder auch die Charaktereigenthümlichkeiten beider Eltern theilen. Aber ſobald ſich Thiere verſchiedener Spezies kreuzen z. B. das Pferd mit dem Eſel, ſo wird der Nachkomme immer ein Mitteldiug zwiſchen dieſen beiden — weder ein Pferd noch ein Eſel, ſondern ein Maulthier ſein. Mit andern Worten: der Spröſsling iſt immer Halbblut, immer zwiſchen beiden, dem Vater und der Mutter. Bei den Thieren geſchieht dieſes zwiſchen dem was wir Spezies nennen, bei dem Menſchen zwiſchen dem was wir Raſſen nennen. Die Kinder der Weiſsen und Neger ſind weder Weiſse noch Schwarze — ſie ſind Mulatten. Die Kinder der Neger und der Indianer ſind weder das eine noch das andere, ſie ſind Halbblut und haben die Eigenthümlichkeiten beider. Dasſelbe gilt auch für den Weiſsen mit dem Auſtralier, für den Weiſsen und Chineſen. Das iſt eine Thatſache

zu Gunſten des ſelbſtſtändigen Urſprungs der Menſchenraſſen. Hieraus folgerte man, daſs dieſelben in gleicher Weiſe von einander unterſchieden werden müſſen wie man die Spezies der Thiere von einander unterſcheidet. Ich will bei dieſem Punkte nicht verweilen, ſondern nur fragen, welchen Einfluſs haben die Thatſachen auf die Erhaltung oder Veränderung des Typus? Denken Sie ſich einmal bei der nächſten Generation eine Kreuzung zwiſchen Halbblut, ſagen wir einer Mulattin und einem Weiſsen oder einem Mulatten und einer Schwarzen und dieſes werde zwei oder drei Generationen fortgeſetzt? Dann iſt die Miſchung vollſtändig weg und wir kehren zum reinen Typus zurück. Und dasſelbe iſt auch bei Thieren der Fall; wir können ja Baſtarde oder Halbblut erzeugen, aber bringen wir ſie einige Generationen mit ihrer eigenen Art zuſammen, ſo haben ſie keine Kraft die angewieſene Richtung weiter fortzuführen; ihre Nachkommen kehren zu ihrem urſprünglichen Typus zurück. Dieſs ſcheint mir denn doch ein ſchlagender Beweis, daſs alle dieſe Geſetze der Vererbung und Uebertragung eher zur Erhaltung als zur Zerſplitterung des Typus dienen« (l. c. 67). Nachdem Agaſſiz noch eine Reihe ſeine Anſicht unterſtützender Thatſachen und Beobachtungen aus dem Thierleben vorführt, gelangt er zum Schluſſe, daſs es »nach unſerer gegenwärtigen Kenntniſs von der Entſtehung und Entwicklung der Thiere in der That Nichts zur Rechtfertigung der Annahme gibt, daſs die Thiere ſtufenweiſe von ihrem urſprünglichen Typus abgewichen wären und zu neuen, verſchiedenartigen ſich umgeſtaltet hätten.«

Endlich kommt Agaſſiz auf die Darwin-Haeckel'ſche Verwandtſchaft des Menſchen mit den Thieren, auf die aus der Aehnlichkeit und aus gewiſſen antropologiſchen Analogien mit einer, alle Logik bei Seite ſetzender Apodkticität geſchloſſen wird. Nun gibt Agaſſiz aller-

dings eine »zoologiſche Verwandtſchaft« zu, die »auf der Identität des Organiſationsplanes und der ideellen Anlage und in der materiellen Ausführung begründet iſt, gleichviel, von wo derſelbe ausgegangen.« Die Behauptung aber der meiſten Zoologen, »daſs es keine andere Verwandtſchaft gibt als die der Abkunft von einem gemeinſamen Urſtamme« beſtreitet Agaſſiz entſchieden, da wir eine ſolche »Abſtammung«, eine ſolche »Descendenz« weder »in der Natur verfolgen« noch »durch Beobachtung ermitteln« können. »Wir können die Thiere nur anatomiſch und phyſiologiſch miteinander vergleichen, können der Art und Weiſe ihrer individuellen Entwicklung folgen, ihre Lebensweiſe beobachten, ihre geographiſche Verbreitung ermitteln, ihre allmählige Aufeinanderfolge in den verſchiedenen geologiſchen Perioden mit einem groſsen Aufwande von Beobachtungen und Vergleichungen erforſchen; und indem wir die Reſultate all dieſer Unterſuchungen und Beobachtungen zuſammenfaſſen, dann die Thiere nach ihrer Aehnlichkeit, dem Grade der Verwandtſchaft gruppiren. Aber weiter gehen und behaupten, daſs, weil die Thiere einander ähnlich ſind ſie auch Eins von dem Andern abſtammen, heiſst etwas behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntniſs haben. Aehnlichkeit beweiſt keine Abſtammung .... Es gibt zwiſchen Thieren, welche gegenwärtig durch den halben Erdball von einander getrennt leben, Aehnlichkeiten desſelben Grades, wie unter denen, deren gemeinſame Abſtammung erwieſen iſt. Es gibt auch Aehnlichkeiten zwiſchen den embryoniſchen Phaſen der jetzt lebenden Wirbelthiere und den reifen Formen uralter, in den Schichten früher geologiſcher Epochen abgelagerter. Daſs dieſe Aehnlichkeiten eine Identität des Organiſationsplanes beweiſen, kann Niemand läugnen; aber nur wenn wir den Begriff von Zeit und Raum ganz aufheben, können wir deren Ab-

ſtammung von einander als möglich gelten laſſen. Ich möchte klar und ganz beſtimmt in einer Weiſe die nicht miſsverſtanden werden kann, feſtſtellen, daſs die Naturforſcher, auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Wiſſenſchaft keinen einzigen directen Beweis für die urſprüngliche Herkunft irgend welcher ſpecifiſch verſchiedener Thiere beibringen können. Sie haben keine einzige Thatſache, keine unmittelbare Beobachtung, worauf ſie eine ſolche Theorie begründen könne, ausgenommen den Grad der Aehnlichkeit der Organiſation und der Funktionen der Thiere. Alle vorliegenden Claſſificationen von den des Ariſtoteles an bis auf die neueſten Verſuche unſerer Tage ſtützen ſich lediglich und allein auf die Kenntniſs des Körperbaues nicht auf irgend welche Kenntniſs der Abſtammung.« (l. c. 125) ». . . wir wiſſen von dieſem gemeinſamen Urſprunge gar nichts Thatſächliches und tappen damit in völliger Dunkelheit in welcher nur Phantaſie herrſcht.« (S. 168.) »Wie wenig wir auch von jener Verſchiedenheit (der Arten) begreifen mögen — ſie kann vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nicht einer Urſache (Artenwandlung) zugeſchrieben werden, von welcher wir nichts wiſſen und von deren Exiſtenz überhaupt wir noch nicht den geringſten Beweis haben.« (170) Endlich bekämpft Agaſſiz das letzte Argument des Häckeliſmus die »embryoniſche Aehnlichkeit«. »Es iſt nicht zu läugnen, meint er, daſs die im Ei beobachtete Reihe der Umänderungen ganz im Allgemeinen mit der Aufeinanderfolge der Thiere in den geologiſchen Perioden übereinſtimmt. Embryoniſche Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns an reife Formen niederer Wirbelthiere in früheren geologiſchen Zeiten. Auf dieſe Thatſache geſtützt wollen nun die Vertreter der Transmutationslehre folgern, daſs in dem langen Laufe der Zeiten eine

reale Entwicklung des Einen aus dem Andern ſtattgefunden hat. Aber die embryoniſchen Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns ganz ebenſo lebhaft auch noch an reife Formen der niedern, gegenwärtig lebenden Wirbelthiere; ja ſie ähneln dieſen ihren Zeitgenoſſen in eben dem Grade und auch in derſelben Weiſe, wie ſie den foſſilen Formen analog erſcheinen. Dürfen wir daraus nun folgern, daſs, weil ein Hühnchen oder ein Hund unſerer Tage auf einer gewiſſen Stufe ſeiner Entwicklung gleichſam einem ausgewachſenen Knorpelfiſch ähnelt, daſs ſage ich, Hühner und Hunde jetzt unmittelbar aus Fiſchen ſich entwickeln werden. Wir wiſſen recht wohl, daſs das nicht geſchieht, nicht geſchehen kann, und dennoch iſt die Beweisführung genau dieſelbe, auf welche die Vertheidiger der Transmutationslehre dieſe ihre Theorie ſo plauſibel zu ſtützen pflegen. . . . . Die Entwicklungsſtufen eines jeden Säugethieres während des embryonalen Lebens erinnern an dieſe Stufenfolge (der Thiere nach ihrer Dignität) die Klaſſen der Wirbelthiere bedeuten in der That Entwicklungsſtufen des Vertebratentypus. Der Säugethierembryo durchläuft ein Fiſch — und ein Amphibienſtadium bevor er die entſchiedenen Säugethiercharaktere erhält. Aber deſshalb dürfen wir doch noch nicht annehmen, daſs heutzutage ein Vierfüſsler aus einem Fiſch ſich entwickelt, wir behaupten das aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir unter den Säugethieren und Fiſchen leben und wiſſen, daſs dergleichen geradezu unmöglich iſt. Aber Aehnlichkeiten derſelben, durch geologiſche Perioden getrennten Gattungen erlauben der Einbildungskraft und den nicht durch Beobachtung beſchränkten Hypotheſen einen weiten Spielraum.« (174—176)

III.

Ursprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

15. Sprachwiſſenſchaft und Polygeniſmus.

Es gehört in der Wiſſenſchaft nicht zu den Seltenheiten, daſs zwei Hypotheſen auf nahe verwandten Gebieten ſich gegenſeitig ſtützen; daſs zwei hypothetiſch aufgelöste wiſſenſchaftliche Räthſel gegenſeitig zu ihrer definitiven Löſung als Schlüſſel dienen. Wir glauben es nun nachweiſen zu können, daſs ein ſolches Verhältniſs zwiſchen der Frage des Polygeniſmus und der Frage nach dem Urſprung der Sprachen exiſtirt.

Conſtatiren wir zuerſt den paralellen und analogen Gang menſchlicher Erkenntniſs auf dieſen zwei Gebieten. Dem anfänglich herrſchenden Monogeniſmus in der Antropologie entſprechend herrſchte Monophyletiſmus in der Sprachwiſſenſchaft, was ſich übrigens auch als Conſequenz erklärt.

Man war überzeugt, daſs alle exiſtirenden Sprachen von einer Urſprache abſtammen, die einſt das Urvolk ſprach und bemühte ſich nur dieſe eine Urſprache herauszufinden. Daſs man dieſelbe lange Zeit im Hebräiſchen erkennen zu müſſen glaubte, war wieder nur eine Conſequenz des Feſthaltens an der bibliſchen Tradition.

Erweiterte linguiſtiſche und ethnographiſche Kenntniſſe, fortgeſchrittene Geſchichtskunde und lebendige Erfahrung in neuentdeckten Welttheilen gaben der mit groſser Hartnäckigkeit feſtgehaltenen Annahme der einen Urſprache endlich den Todesſtoſs. Der Polyphyletiſmus hat

in der Sprachwiſſenſchaft heutzutage eine viel unangefochtenere Geltung als ſein Corelat, der Polygeniſmus in der Anthropologie.

Aber ſo wie man ihn nur langſam und zögernd acceptirte, iſt man noch heute allgemein beſtrebt, ſeinen Umfang, die Zahl der Urſprachen, auf das möglichſte Minimum zu beſchränken und ſo wenig als möglich urſprüngliche Sprachſtämme anzuerkennen.

Von der einen Urſprache iſt man abgekommen um an deren Stelle einige zu ſetzen. Man verfährt dabei ſo, daſs man eine Anzahl Sprachen, die in ihrem Wortſchatze und ihrem grammatikaliſchen Baue Gemeinſamkeiten aufweiſen, entweder als voneinander oder als von einer gemeinſamen Sprache abſtammend auffaſst, ähnlich wie man die verſchiedenen Menſchenſtämme von einem erſten Paare ableitete.

Auf dieſe Weiſe werden z. B. die deutſche, litauiſche, ſlaviſche, celtiſche, italieniſche, albaneſiſche, griechiſche, eraniſche und indiſche Sprache in verſchiedenen mittelbaren oder unmittelbaren Abzweigungsverhältniſſen von einer »indogermaniſchen Urſprache» abſtammend dargeſtellt. [1])

Wir werden die Gründe anführen, die uns auch auf dieſem Gebiete die Ueberzeugung aufdrängen, daſs je weiter zurück gegen den Urſprung des Menſchengeſchlechts wir die Sprachen verfolgen, deſto unabſehbar-zahlreicher die ſelbſtändigen und urwüchſigen Sprachen zunehmen und daſs wir zur Annahme gezwungen ſind, daſs einſt der Unzahl von Menſchenhorden eine Unzahl urwüchſiger Sprachen zu Gebote ſtand.

---

[1]) Siehe Schleicher: Die deutſche Sprache l. c. S. 82.

16. Die Frage nach dem Urſprung der Sprache.

Die Frage nach dem einheitlichen oder vielheitlichen Urſprung der Sprachen hängt mit der vielumſtrittenen Frage nach dem Urſprung der Sprache überhaupt, eng zuſammen und kann nur auf Grund einer Löſung dieſer letzteren entſchieden werden.

Am Anfang dieſes Jahrhunderts hatte Herder es noch nöthig, gegen den Statiſtiker Süſsmilch den göttlichen Urſprung der Sprache zu beſtreiten. Heute erſcheint uns eine ſolche Polemik als üherflüſſig und als Scholaſtik ärgſter Sorte. Man kann alles was natürlich iſt, göttlich nennen, wenn man dieſe Bezeichnung vorzieht — doch wird heute dabei niemand an das Einſchreiten eines perſönlichen Gottes im Sinne einer plumpen Auslegung bibliſcher Terminologie denken.

Nach Herder, kehrte man zu der vernünftigeren Form der Frageſtellung der griechiſchen Philoſophen zurück: φυσει oder θεσει — d. h. Natur oder Menſchenſatzung? Es war im Grunde dieſelbe Frage, die man ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf politiſchem Gebiete vielfältig ſtellte und die Rouſſeau und die Publiciſten der franzöſiſchen Revolution auf dieſem Gebiete zu Gunſten der Menſchenſatzung (contrat social) entſchieden. Heute darf man wohl dieſen letzteren Standpunkt ſowohl auf politiſchem wie linguiſtiſchem Gebiete als einen überwundenen bezeichnen. »Das was der Entſtehung der Sprachwurzeln vorausgeht iſt Werk der Natur« ſagt Max Müller und hierin ſtimmen ihm heute alle Sprachforſcher bei.[1]) Leider iſt aber mit dem Worte »von Natur« und »natur-

---

[1]) Max Müller: Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. IX. Vorleſung.

wüchſig« die Sache ſelbſt, der wirkliche Vorgang noch immer nicht erklärt. Entſcheidet man ſich wie es heute wohl allgemein der Fall iſt, für die »Naturwüchſigkeit« der Sprache (ebenſowohl wie des Staates) ſo bleibt noch der ſchwierigere Theil des Problems zu löſen: wie man ſich denn den wirklichen Vorgang dabei zu denken habe?

Wenn wir nun auch dieſen Theil des Problems den ſchwierigeren nennen, ſo iſt es uns doch faſt unbegreiflich, daſs ihn ſo viele ausgezeichnete Denker und Sprachforſcher als unlösbar hinſtellten; daſs ſie dieſen natürlichen Vorgang der Sprachentſtehung als ein geheimniſsvolles Schöpfungsräthſel betrachteten, deſſen Dunkel kein menſchlicher Verſtand durchdringen könne.

Bopp läſst daher dieſes »Geheimniſs der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe unangetaſtet«; er unterſucht es nicht, »warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht ſtehen, oder warum die Lautgruppirung ſthe oder ſte ſtehen und nicht gehen bedeute.«[1]) Steinthal will »jedem der es wagt, die jedem Laute ſeiner Natur nach innewohnende Bedeutung zu beſtimmen im Tone des Dichters von Hiob fragen: ſtandſt du dabei als ſich der Bruſt des noch ſtummen Urmenſchen der erſte Sprachlaut entrang? und verſtandſt du ihn? . . .« Auch er alſo räth dieſes Geheimniſs vorderhand auſser Diſcuſſion zu laſſen; »man ſchreite, meint er, in der Wurzelforſchung ſchrittweiſe vor, ohne die Endergebniſſe zu denen man gelangen will, voraus zu greifen; und ſo wird ſich zeigen wie weit man nach etlichen Geſchlechtern gelangt ſein wird.«[2])

---

[1]) Bopp: Vergleichende Grammatik der indogermaniſchen Sprachen 1833. Vorrede.

[2]) Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft. Jahrgang 1867 S. 76.

Auch Schleicher verzweifelt daran, daſs wir je über »den Urſprung des Lautes und die Urſachen des Factums, daſs verſchiedenen Menſchengruppen für dieſelbe Anſchauug, für denſelben Begriff verſchiedene Laute als Bezeichnung ſich darboten« in's Klare kommen könnten.

Daher habe, meint er, die Sprachwiſſenſchaft »das Recht, auf die Frage wie iſt die Sprache entſtanden? eine Antwort zu verſagen. Die Sprachwiſſenſchaft ſetzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteſte, einfachſte Form derſelben kann ſie aus den vorliegenden Sprachen erſchlieſsen und ihre fernere Entwicklung verfolgen; aber wie der Menſch dazu gekommen dieſe einfachſte, erſchlieſsbare älteſte Sprache zu ſchaffen, das zu ergründen iſt nicht ihre Sache . . . Die Lehre von der Entſtehung der Sprache iſt demnach von der Sprachwiſſenſchaft auszuſchlieſsen, ſowie die Entſtehung der einfachen Grundſtoffe von der Naturwiſſenſchaft; ob ſie überhaupt möglich ſei, iſt eine Frage für ſich, deren Beantwortung uns glücklicherweiſe nicht obliegt.« [1])

Caro eliminirt ebenſalls die Frage nach dem Urſprung der Sprache als eine dureh Erfahrung unmöglich zu erprobende, aus der poſitiven Wiſſenſchaft. »Die Erfahrung, ſagt er, gibt uns kein Mittel an die Hand, die Frage nach dem Urſprung der Sprache zu ergründen; über derartige wichtige Gegenſtände weiſs ſie uns nichts zu ſagen, was man durch Beobachtung oder durch Verſuche erproben könnte.« [2])

Max Müller meint das Problem des Sprachurſprungs liege jenſeits der Grenze menſchlicher Faſſungskraft. [3])

---

[1]) Auguſt Schleicher: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1860.

[2]) Caro: Comptes rendus de l'Academie des sciences morales. Juli 1868.

[3]) . . that problem seems to be almost beyond the reach of the

Lazarus Geiger ſpricht endlich von den »gewichtigen, das gröſste aller Räthſel des Geiſtes betreffenden Fragen . . . : wie ward der Laut erzeugt? etc.« [1])

So verzweifelt ſchlecht nun wie es aus obigen Aeuſserungen ſcheinen mochte, ſteht die Frage nach dem Urſprung der Sprache keineswegs.

Nur muſs man, um eine befriedigende Löſung derſelben herbeizuführen, ſie in ihre Elemente zerlegen, dieſelben genau ſondern, um nicht, wie es die bisherige Sprachforſchung machte, durch eine ungehörige Vermiſchung derſelben zu einer falſchen Frageſtellung zu gelangen und damit die Antwort zu erſchweren oder gar unmöglich zu machen.

Denn die Frage nach dem wie der naturwüchſigen Entſtehung der Sprache enthält in ſich folgende Beſtandtheile, deren genaue Sonderung unumgänglich nöthig iſt. Es iſt nämlich zuerſt die Veranlaſſung in's Auge zu faſſen die zur Entſtehung der Sprache führt alſo die Theilfrage zu beantworten: was veranlaſste die Menſchen zum Gebrauche der erſten Sprachlaute? oder um es mit Beziehung auf unſere Vorausſetzung näher zu bezeichnen, aus welcher natürlichen Veranlaſſung entſtanden die erſten Sprachlaute?

Sodann kommt die zweite Theilfrage: was befähigte die Menſchen zur Hervorbringung der erſten Sprachlaute? Wo, in welchem natürlichen Momente ihres Weſens lag die Befähigung, die Sprache hervorzubringen und dieſelbe ſodann weiter zu entwickeln?

Drittens, wie verhielten ſie ſich, paſſiv und activ, während des Actes dieſer Hervorbringung? wie ſtellten ſie es

---

human understanding. Max Müller Lectures on the Science of Language London 1861 p. 330.

[1]) Lazarus Geiger: Urſprung und Entwicklung der Sprache I. S. 191.

an, bewuſst oder unbewuſst, daſs durch ſie die Sprache entſtand? daſs ſie die Sprache erzeugten?

Die letzte Theilfrage endlich iſt die nach der Beziehung des entſtandenen Sprachlautes zu dem durch denſelben bezeichneten Begriff. Muſste der Laut ſo ausfallen, wie er thatſächlich ſich geſtaltete oder konnte er auch anders ausfallen? War zwiſchem dem Laute und ſeinem Begriffe eine nothwendige Beziehung oder nicht?

Dieſe vier Theilfragen nun wollen wir jede insbeſondere in Betracht ziehen.

17. Die natürliche Veranlaſſung zur Spachentſtehung.

Die Frage nach der Veranlaſſung zur Hervorbringung der Sprache iſt verſchiedentlich beantwortet worden, doch läſst ſich im Allgemeinen in dieſen Beantwortungen eine Stufenfolge zu einer immer richtigeren Erkenntniſs nicht verkennen. Die älteſte Anſicht und theilweiſe noch Herder ſieht in dem unwillkührlichen, auch den Thieren angeborenen Ausdruck ſchmerzhafter Empfindungen und heftiger Bewegungen der Seele den Anfang der Sprache. »Schon als Thier hat der Menſch Sprache. Alle heftigen und die heftigſten unter den heftigen, die ſchmerzhaften Empfindungen ſeines Körpers, ſo wie alle ſtarken Leidenſchaften ſeiner Seele äuſsern ſich unmittelbar durch Geſchrei, durch Töne, durch wilde, inartikulirte Laute. Ein leidendes Thier ſowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen und wäre es gleich verlaſſen auf einer wüſten Inſel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeſchöpfes.« [1]) Dieſer

[1]) Herder: Ueber den Urſprung der Sprache. 1770.

Anſicht iſt mit Grund entgegengehalten worden, daſs der Schmerzensſchrei und Empfindungsausdruck der Thiere keineswegs als Anfang der Sprache angeſehen werden könne — denn ſonſt würden ja auch die Thiere einmal über dieſen Anfang hinausgekommen und zur Sprache gelangt ſein. Auch erweiſt eine eingehende Betrachtung den ganz weſentlichen, principiellen Unterſchied zwiſchen dem Lautausbruch überwältigender Empfindung und der durch Vernunftthätigkeit getragenen Widergabe einer Anſchauung, eines Begriffes. Zwiſchen thieriſchem Schrei und menſchlicher Sprache gähnt eine unüberbrückbare Kluſt.[1])

Eine zweite der vorigen nahe verwandte Anſicht geht dahin, daſs die Sprache einfach dem menſchlichen Triebe »innere Erregungen« lebhafte Eindrücke durch Laute Ausdruck zu verſchaffen, ihren Urſprung verdanke. Und zwar ſoll dieſer Ausdruck nicht gerade eines gewiſſen In-

---

[1]) Uebrigens macht auch Herder einen groſsen Unterſchied zwiſchen dieſen »Naturtönen« die »nicht die Hauptfäden der menſchlichen Sprache ſind« nnd der »ſpät erfundenen metaphyſiſchen Sprache«. Dieſe letztere »das Kind der Vernunft und Geſellſchaft« nennt er »eine Abart vielleicht im vierten Gliede von der urſprünglichen Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts«. Doch betont er ausdrücklich, daſs man »aus dieſem Geſchrei der Empfindungen den Urſprung menſchlicher Sprache nicht »völlig« erklären kann, da dieſe »offenbar ganz etwas anderes« iſt. »Alle Thiere, ſagt er, faſt bis auf den ſtummen Fiſch, tönen ihre Empfindungen, deſswegen aber hat doch kein Thier, ſelbſt nicht das vollkommenſte, den geringſten, eigentlichen Anfang zu einer menſchlichen Sprache«. Dagegen hebt Schleicher ganz entſchieden den principiellen Unterſchied zwiſchen jenem Ausdruck der Empfindungen und der Sprache hervor: »Der unmittelbare Ausdruck des Gefühles und der Empfindung ſowie des Wollens und Begehrens findet nicht ſtatt durch die Sprache, ſondern durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die ächten Interjectionen oh, i, ei u. ſ. w. Dieſe, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute ſind keine Worte, ſind nicht Elemente der Sprache etc.« (Schleicher: Die deutſche Sprache S. 5 vrgl. die folgende Note.)

tereſſes wegen geſchehen, einem beſtimmten Zweck gelten, ſondern einfach dem Bedürfniſſe ſeine Gedanken auszutönen. Dieſe Anſicht knüpft an das bekannte Bedürfniſs auch des heutigen Menſchen an, laut zu denken — ſich ſozuſagen eines lebhafteren Gedankenſchwalles mittelſt lauter Rede zn entledigen. Darnach wäre der Menſch ein ſprechendes Thier, wie etwa der Vogel ein ſingendes, und es würden in dieſer Beziehung die Worte des Dichters ſich auch auf den Menſchen im allgemeinen anwenden laſſen — »ich (ſpreche) wie der Vogel ſingt«. Die Sprache aber wäre dann ein »lautlicher Reflex der von der Auſsenwelt erhaltenen Eindrücke.« [1])

[1]) Schleicher: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1869 S. 40. Dieſer Anſchauung entſpricht die bekannte Definition »Sprechen iſt lautes Denken« die Schleicher als »vollkommen richtig« bezeichnet. »Die Sprache, ſagt derſelbe, iſt der lautliche Ausdruck des Gedankens, der mittelſt des Lautes zur Erſcheinung gelangende Denkprozeſs. Gefühle, Empfindungen und Wollen drückt alſo die Sprache zunächſt nicht aus; die Sprache iſt nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens ſondern nur des Denkens« l. c. S. 5. Früher ſchon hatte Heyſe dieſelbe Anſicht vertreten: »Der Laut iſt . . . der nothwendige, weſentliche Ausdruck des Geiſtigen, das Sprechen iſt das lautgewordene, in die Erſcheinung tretende Denken« (Syſtem der Sprachwiſſenſchaft 1856 S. 35 und 40). Ebenſo Renan: Le besoin de signifier au dehors ses pensées et ses sentiments est naturel à l'homme: tout ce'qu'il pense il l'exprime . . . L'homme est naturellement parlant, comme il est naturellement pensant . . Le langage étant la forme expressive et le vêtement exterieur de la pensée, l'un et l'autre doivent être tenus pour contemporain» (l'Origine du langage p. 90—92). Auch Lazarus, Steinthal und Wundt weiſen darauf hin, »daſs in jedem von uns pſychiſche Zuſtände unabhängig von Abſicht und Gewohnheit Bewegungen und auch ſpeciell beſtimmte Laute hervorbringen. Denken wir uns dies bei den erſten Menſchen ſo ausgedehnt, daſs damals verſchiedene Vorſtellungen deutlich unterſchiedbare Laute erzeugten, ſo haben wir daran die Keime der erſten Sprache und dieſe iſt dann wie Steinthal ſich ausdrückt, eine (angeborene) Lautmimik und fällt als beſondere Klaſſe unter die wohlbekannte allgemeine Gattung der Reflexbewegungen« (Marty: Urſprung der Sprache 1875 S. 21.)

Dieſe Anſicht hat viel für ſich, vor allem die lebendige Erfahrung. Jeder von uns kennt Stimmungen, wo es ihm ſchwer wurde, auch wenn er einſam und allein war, ſeine Gedanken nicht laut auszuſprechen — und oft geſchieht dieſs ja ganz unbewuſst.

Die obigen zwei Anſichten haben das gemeinſam, daſs ſie bei der Entſtehung der Sprache jede zweckbewuſste Mitwirkung des Menſchen ausſchlieſsen; ſie laſſen die »Natur« allein wirken und ſtellen den Menſchen nur als ihr willenloſes Medium hin.

Eine dritte Anſicht ſchreitet zu einer bewuſsten Theilnahme und Mitwirkung des Menſchen bei Entſtehung der Sprache vor und wenn ſie auch noch immer bei dem Grundſatze φύσει — naturwüchſig — bleibt, ſo iſt ſie doch nicht ſo engherzig dabei jede bewuſste Thätigkeit des Menſchen auszuſchlieſsen; denn dieſe letztere kann ja ſehr wohl in der φύσει mitinbegriffen ſein — und ſo iſt es auch und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Sprachentſtehung.

Aber auch bei dieſer dritten Anſicht kann man zwei Nuancen unterſcheiden, je nachdem angenommen wird, daſs nur »die Luſt am fabuliren« der menſchliche »Mittheilungstrieb« ein Correlat des berühmten »Geſelligkeitstriebes« die natürliche Veranlaſſung zur Sprachentſtehung war oder endlich, daſs es das zwingende Bedürfniſs der gegenſeitigen Verſtändigung war, welches mit Naturnothwendigkeit zur Laut- und Sprachbildung antrieb. Und dieſe letztere Nuance iſt es der wir vollkommen beiſtimmen.

---

18. Die natürliche Befähigung zur Sprachbildung.

Angeſichts der Befähigung des Menſchen zur artikulirten Lautbildung, die doch offenbar mit der normalen Organiſation ſeiner Sprachwerkzeuge gegeben iſt, hätte die

Frage nach dem Umſtande der ihn zur Hervorbringung artikulirter Laute befähigte keinen Sinn, wenn nicht eine falſche Vorausſetzung dieſe Frage ſcheinbar berechtigte.

Es iſt das nämlich die Vorausſetzung als ob die einzelnen Laute und Worte der menſchlichen Sprache (und ſpeziell der früher fälſchlich vorausgeſetzten einen Urſprache) den durch dieſelben auszudrückenden Begriffen entſprechend, ihnen adäquat wären. Da ſich nun die Menſchen heutzutage einer Fähigkeit begriffentſprechende Laute zu bilden nicht bewuſst ſind und eine ſolche thatſächlich nicht beſitzen, ſo ſchien die Frage allerdings von der gröſsten Bedeutung und von gröſstem Intereſſe: woher denn dieſe Urmenſchen eine ſolche Fähigkeit her hatten und worin dieſelbe beſtand?

Während nun die einen einen prädiſponirten Zuſammenhang, eine in der Natur der Sache liegende Beziehung zwiſchen den Gegenſtänden und ihren Bezeichnungen annahmen, die der Menſch der Urzeit inſtinktmäſsig herausfand oder traf, führten die andern die ganze Sprachbildungsfähigkeit des Urmenſchen auf einfache Nachahmung verſchiedener Naturlaute zurück (Herder). Diejenigen endlich, welche einſahen, daſs man mit bloſsen Nachahmungslauten den geſammten Inhalt auch der Urſprachen nicht erklären könne, machten ein kleines salto mortale und erkannten dem Urmenſchen kurzweg eine Fähigkeit der Sprachbildung zu, die der civiliſirte Menſch nicht mehr beſitze — eine Behauptung, die freilich leichter aufzuſtellen als zu erweiſen iſt und eine Methode die ſehr leicht und bequem aber gewiſs nicht wiſſenſchaftlich iſt. Und dennoch vertritt in neueſter Zeit dieſe letztere Anſicht nach dem Vorgange Heyſes ein ſo hervorragender Sprachforſcher wie Max Müller. Er ſpricht dem Urmenſchen eine inſtinktartige Fähigkeit zu, ſeinen Begriffen entſprechende Lautzeichen zu geben — einen Inſtinkt der, nachdem er

nicht mehr nöthig war, verschwunden ist — ganz so wie gewisse Sinne, wenn sie aus Mangel an Gelegenheit nicht geübt werden, abstumpfen.[1])

Wir sagten es schon, dafs diese ganze Frage nach der Befähigung des Urmenschen zur Erzeugung der Sprachlaute auf einer falschen Voraussetzung beruht; indem wir nun daran gehen, diese Voraussetung als falsch und irrthümlich zu beseitigen, so wird damit nicht nur die Befähigungsfrage gegenstandslos werden, sondern es werden damit auch die oben erwähnten letzten zwei Theilfragen nach dem Verhältnifs des Urmenschen zur Spracherzeugung und nach der Beziehung der Worte zu dem Begriff[2]) ihre Erledigung und Beantwortung finden.

---

[1]) »Man in his primitive and perfect state, was endowed not only, like the brute with the power of expressing his sensations by interjections, and his perceptions by onomatopoieia. He possessed likewise the faculty of giving more articulate expression to the rational conceptions of his mind. That faculty was not of his own making. It was an instinct, an instinct of the mind as irresistible as any other instinct. So far as language is the production of that instinct, it belongs to the realm of nature. Man loses his instincts as he ceases to want them. His senses became fainter when, as in the case of scent, they become useless.« Max Müller Lectures on the science of language London 1861 p. 370. In der Note beruft sich Müller auf eine ähnliche Ansicht Heyses in dessen von Steinthal herausgegebenen Vorlesungen. — Wenn auch in etwas gemilderter Form schreibt auch W. Wundt dem Urmenschen eine vollkommenere Fähigkeit zu, Eindrücke des Apperceptionsorganes durch entsprechende Reflexe d. i. durch Sprachlaute und Geberden wiederzugeben. Diese »sinnliche Lebendigkeit des Urmenschen, meint er, welcher einst die Sprache erzeugte, haben wir eingebüfst«. (Grundzüge der physiologischen Psychologie. S. 853.) Gegen diese Ansichten bemerkt richtig Geiger: »Die Annahme eines jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreiflichen . . . . Wir würden mit einer solchen Annahme auf einen mystischen Standpunkt zurückgeführt sein . . .« (Ursprung der Sprache Stuttgart 1869 S. 37.)

[2]) Wir bemerkten schon oben, dafs man unter andern diese Be-

Diese falsche Voraussetzung nun ist einfach die einer bestimmten nothwendigen, ideellen Beziehung der Sprachlaute zu den durch dieselben ausgedrückten Begriffen. Eine solche Beziehung — sagen wir es gleich im vorhinein — existirt nicht in Wirklichkeit, sie ist nur ein Schein der uns trügt und der in uns entsteht in Folge langer Gewohnheit mit bestimmten Lauten bestimmte Begriffe zu verbinden.

Und doch hat die Sprachwissenschaft lange diese falsche Voraussetzung festgehalten und in Folge derselben sich unendlich viel mit der Frage beschäftigt, ob die Wahl des quasi prädestinirten Lautes für den ihm entsprechenden Begriff ein Akt der Naturnothwendigkeit war oder ob der Mensch diese richtige Wahl in voller Freiheit getroffen habe. Es ist das Verdienst Lazarus Geigers, die Sprachwissenschaft von diesem circulus vitiosus herausgeführt, von diesem sie ewig drückenden Alp befreit zu haben mit dem einen Worte, welches nicht sowohl die Lösung jener Frage enthält als dieselbe überflüssig macht, mit dem Worte: Zufall. »Das Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriff ist Sache des Zufalls — eben so gut könnte derselbe Laut mit einen andern Begriff oder ein beliebiger Begriff

---

ziehung der Urlaute zu ihren Begriffen als Schallnachahmung auffaſste. Darüber sagt Geiger: »Weder durch Verabredung, noch durch Schallnachahmung noch auf irgend eine andere Weise kann ein Ding direct zu seinem Namen gelangen; es wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erst abgeleitet. Wie verhalten sich nun aber die Sprachwurzeln zur Hypothese eines natürlichen Zusammenhanges zwischen dem Laute und dem was er bezeichnet, wie er etwa bei der Schallnachahmuug vorauszusetzen wäre? Hier ist es eben, wo diese Hypothese gänzlich scheitert. Es ist selten, daſs die Natur sich so entschieden weigert, sich unter eine vorgefaſste Meinuug zu fügen. Kein einziges Beispiel wirklicher Schallnachahmung ist bis jetzt aufzubringen gewesen; manche sehr scheinbare schlagen bei näherer Betrachtung in eine beschämende Enttäuschung um« Ursprung der Sprache S. 26.

mit einem andern Laut zuſammentreffen.« Dieſen Gedanken zuerſt angedeutet zu haben, erachten wir als das gröſste Verdienſt Lazarus Geigers.[1])

Und damit ſind auch wir unter Beſeitigung der oben erwähnten dritten Theilfrage (nach Befähigung zur und Art und Weiſe der Sprachſchöpfung) zur letzten derſelben (Beziehung des Lautes zum Begriff) gelangt, deren Beantwortung und wiſſenſchaftliche Löſung wir mit dem von Geiger faſt nur andeutungsweiſe und halb unbewuſst geſtreiften »Zufalls-«Gedanken keineswegs als erſchöpfend gegeben betrachten.

Es iſt ſehr bemerkenswerth und verdient gegenüber denjenigen, die alle methodologiſche Auseinanderſetzungen und Unterſuchungen als unnütz betrachten hervorgehoben zu werden, daſs Lazarus Geiger nur mittelſt der uns ſchon bekannten Methode der Betrachung der in geſchichtlicher Zeit und gegenwärtig (in der Sprachbildung) wirkenden Kräfte, auf den ganz richtigen Gedanken kam, daſs auch die Bildung der Urlaute vom Zufall abhängig war. Schon vor Geiger hatten Sprachforſcher beobachtet, daſs bei aller Geſetzmäſsigkeit die in der Entwicklung der Sprache herrſcht, ſpeziell aber in der Entwicklung der Bedeutung einzelner Worte und der Verwendung derſelben für verſchiedene Begriffe den erſten Anſtoſs zu einer ganzen Reihe von Entwicklungen der reine Zufall giebt. Das eingehende Studium ſolcher ſprachgeſchichtlicher Thatſachen brachte Geiger auf den Gedanken, daſs die »zufällige Entwicklung« auch vielleicht beim »Urſprunge der Sprache« eine wichtige Rolle geſpielt haben mag.

Nachdem er nämlich viele ſolche geſetzmäſsige Ent-

---

[1]) Vrgl. Lazarus Geiger: Urſprung und Entwicklung der Sprache 2 Bände Stuttgart 1868; der Urſprung der Sprache Stuttgart 1869; zur Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit Stuttgart 1871.

wicklungen von Wort- und Begriffsbildungen betrachtete, die aus ganz zufälligen Combinationen entſprungen waren, ſagt er: »Daſs es aber irgendwo innerhalb der Geſchichte der Sprache einen Punkt gebe, wo dieſes Entwicklungsgeſetz ſeinen Anfang nimmt und aus einem von ihm verſchiedenen hervorgeht, daſs mit andern Worten irgend einem älteſten Theile der Sprache nicht mehr zufällige, ſondern weſentliche Begriffsbeſtimmtheit eigen ſei, ſind wir wenigſtens durch nichts berechtigt anzunehmen und vielleicht nicht einmal von Seiten der Möglichkeit einzuſehen im Stande. Die zufällige Entwicklung iſt es, von deren Begreifen die Einſicht in das Weſen der ganzen Sprachgeſchichte, und von deren empiriſcher Verfolgung, wenn ſie möglich iſt, bis zu ihrem Anfange, die endliche Erkenntniſs von dem Urſprunge der Sprache abhängt.« [1])

Nachdem Geiger die »Etymologie von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Endziele« überblickte, fand er, wie er ſagt, einen Punkt, »wo ihr Verfahren in Stillſtand geräth, ohne eigentlich an ſein erſtrebtes Ziel gekommen zu ſein.« Denn dieſe Etymologie »war dabei von der Vorausſetzung ausgegangen, daſs ſie bis zu Ende als unum-

---

[1]) Geiger l. c. S. 228. Vrgl. daſelbſt S. 232, wo die Vertheilung verſchiedener Bedeutungen an urſprünglich gleichbedeutende Worte (Maid und Magd, Haut, Fell und Balg etc.) dem Zufall zugeſchrieben wird. »Dieſs aber iſt Zufall; denn keine urſächliche Verknüpfung weist alsdann dem Worte unter zwei gleich möglichen ſein Object zu, ſondern ſein häufigeres Zuſammentreffen mit denſelben. Und da für einen ſolchen Zufall überall Spielraum entſteht, wo ein Wort aus irgend einem Grunde dem Laute nach in mehrere verſchiedene zerfällt, ſo läſst ſich ſchlieſsen, in welch ungeheurem Umfange die Vertheilung beſonderer Bedeutungen auf die geſonderten Laute in der Sprache durch bloſsem Zufall möglich iſt. Ja dieſer iſt als das wahre und einzige Princip der Vertheilung der Bedeutungen auf die Sprachlaute zu betrachten.«

ſtöſslich, als unentbehrlich feſthielt: daſs Laut und Begriff von Anfang an in einem Verhältniſſe nothwendiger Bedingung zu einander ſtünden, ſo daſs gewiſſe Laute gewiſſen Begriffen niemals entſprechen könnten. Dieſe Vorausſetzung hat ſich als ein Vorurtheil erwieſen; die vermeintliche Nothwendigkeit löſt ſich, wo es ſich um weſentliche Grundbeſtandtheile der Sprache handelt in Zufall auf . . «[1]) Indem nun Geiger dieſen Gedanken verfolgt, gelangt er zu der weiteren richtigen Erkenntniſs, daſs die verſchiedenen Sprachen nur in dem Punkte von einander abweichen, »in welchem dem Zufall Spielraum verſtattet iſt«, alſo »in dem Zuſammentreffen des Lautes mit dem Begriffe« (während ſie in allen übrigen Punkten, im Umfange der Lautmittel, in den Geſetzen der Lautentwicklung, in den Begriffen und in der Verwandtſchaft der Begriffe, welche einem jeden derſelben einen beſtimmten andern zum Urſprung anweiſst, einander gleichen.[2])

In ſeinem ſpäteren Werke »über den Urſprung der Sprache« hat nun Geiger dieſen »Zufalls«-Gedanken noch etwas ausgeführt. »Ich habe in meinem groſsen Werke nachzuweiſsen verſucht, daſs es unmöglich iſt, eine beſtimmte Wurzel bei einem beſtimmten Begriffe feſtzuhalten oder umgekehrt; für gar manche Begriffe finden ſich viele Wurzeln verwendet und umgekehrt dient wieder manche Wurzel vielen Begriffen zugleich. Der ungeheure Umfang, zu der ſich die Erſcheinung der Vieldeutigkeit und Viellautigkeit in den Wurzeln wirklich erhebt, wird im Einzelnen noch beſtimmter und klarer hervortreten, ſo daſs eher das Gegentheil als Ausnahme erſcheint. Daſs es nun aber in einer erſten Sprachperiode einmal anders geweſen, iſt offenbar eine ganz willkürliche An-

[1]) Daſelbſt S. 251. [2]) Daſelbſt S. 269.

nahme, die aus einer blos vorausgeſetzten Geſundheit dieſes Sprachzuſtandes keineswegs bewieſen werden kann.« [1])

Nachdem Geiger ſodann eine Anzahl dieſe ſeine Behauptung ſtützender linguiſtiſcher Thatſachen vorführt, ſchlieſst er wie folgt: »Auf Grund dieſes Thatbeſtandes habe ich behaupten zu müſſen geglaubt, daſs das auf der Oberfläche der Sprache beobachtete Geſetz, welches einem jeden Laute einen beſtimmten Begriff und umgekehrt entſprechen läſst in gröſserer Tiefe verſchwindet, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann; und ferner, daſs die Sonderbedeutung, die ein Laut im Laufe der Zeit ſchlieſslich erlangt hat, immer ein Reſultat des bloſsen Zufalles oder mit andern Worten der Entwicklung iſt.« [2])

»Die Wurzellaute, heiſst es weiter, vereinigen ſämmtlich eine groſse Menge von Begriffen auf ſich und erſcheinen dabei zugleich in mehreren ſo ſehr als nur möglich verſchiedenen Lautformen mit weſentlich gleichen Grundbegriffen. Innerhalb derſelben iſt die Frage nach der Vertheilung der Einzelbedeutungen durch Natur oder Uebereinkunft verſchwunden; das Princip der Vertheilung iſt: Sprachgebrauch, unbewuſste Gewöhnung, Zufall. Aber wie verhält es ſich mit dem Anfangszuſtand ſelbſt, vor dieſer Vertheilung? warum wurde eine ſolche Maſſe von Begriffen unter einen einzigen Laut zuſammengefaſst und noch dazu mehreremal in ähnlicher Weiſe? . . . « Und nun kritiſirt Geiger die verſchiedenen Antworten die auf dieſe Fragen gegeben wurden — von denen allen ihn

---

[1]) Geiger, Urſprung der Sprache 1869 S. 51.

[2]) Daſelbſt S. 90. Die ſcheinbar paradoxe Gleichſetzung des »Zufalles« und der »Entwicklung« findet ihre Rechtfertigung in der im erſten Werke von Geiger Band 1 Abſchnitt IV gegebenen »Kritik des Zufalles« worauf wir hier nicht weiter eingehen können.

keine befriedigt — worin wir ihm vollkommen beistimmen. Welche Antwort giebt er aber selbst auf diese Frage? Jedenfalls nicht die die wir von demjenigen erwartet hätten der, wie wir das ausführlich gezeigt haben, so oft den Zufall als ein mächtiges Princip der Sprachentwicklung betont hat. Geiger hat es unterlassen, den Gedanken des zufälligen Entstehens der ersten Laute für die ersten Begriffe bis zu Ende zu denken und uns auf diese Weise den wahrscheinlichsten Hergang bei der Entstehung der ersten Sprachlaute darzulegen. Ja, viele seiner Bemerkungen und seine längeren Ausführungen über den Charakter, Zahl und Bedeutung der ersten Wurzellaute zeigen klar, dass er sich dieses wahrscheinlichsten Vorganges bei der ersten Sprachentstehung gar nicht bewusst war, und dass bei ihm der Zufalls-Gedanke wohl auf einer richtigen Beobachtung der geschichtlichen und gegenwärtigen Sprachentwicklung beruhte, wobei es ihm freilich wie ein Blitz durch den Geist zuckte, dass dieser »Zufall« auch für die Sprachentstehung seine grosse Bedeutung haben mag — dass er aber weit davon entfernt war, sich den wirklichen oder wenigstens wahrscheinlichsten Vorgang bei Entstehung der Sprachen im ruhigen Lichte dieses Gedankens zu veranschaulichen. Dieses aber wollen wir jetzt thun. [1])

---

[1]) Wenn wir aus den Geiger'schen Werken etwas zu ausführlich alle Stellen über den »Zufall« citirten, so möge uns das verziehen werden, da es uns daran gelegen war, zu zeigen, dass Geiger über diese Ahnung einer grösseren Rolle des Zufalles bei der Sprachentstehung nicht hinausgekommen ist und weder den Vorgang bei der Sprachentstehung noch auch alle die aus demselben sich ergebenden Consequenzen erkannte. Dafür möge übrigens als Beweis dienen, dass spätere Sprachforscher wie z. B. Marty (Ursprung der Sprache Würzburg 1875) Geigers Theorie einfach als »Empirismus« bezeichnen, d. h. als solche Theorie, welche »die Sprache als eine menschliche Erwerbung« betrachtet (Marty S. 44). Für die Auffassung von Geiger's Theorie der Sprachentstehung wurden nur jene Stellen aus Geigers Buch massgebend, wo er

19. Entſtehung der Urlaute oder Sprachwurzeln.

Wenn man das Problem der Entſtehung der Urlaute die dann zu Sprachwurzeln werden, als unlösbar hinſtellt und dafür den Umſtand verantwortlich macht, daſs uns zur Löſung dieſes Problems keine directe Beobachtung möglich iſt: ſo iſt das ein groſser Irrthum, ja, faſt möchten wir ſagen eine — Gedankenloſigkeit. Denn das wichtigſte Beobachtungsobject für dieſe Frage ſteht uns ja gerade wie bei keiner andern ganz unverſehrt und ewig lebendig zu Gebote — der Menſch. Nur entledige man ſich einmal der eitlen Täuſchung als ob der Menſch heutzutage — der civiliſirte!! — ſeiner Natur, ſeinen Trieben und Bedürfniſſen, ſeinen Fähigkeiten und geiſtigen Eigenthümlichkeiten nach, ein anderer wäre als in ſeinem Urzuſtande.

Wohl iſt er heute zu vielen Entdeckungen gelangt die er einſt nicht kannte, wohl hat er viele Erfindungen gemacht von denen er einſt keine Ahnung hatte — er ſelbſt aber, ſein innerſtes Weſen, ſeine Natur, ſeine vernünftige Anlage und die aus derſelben entſpringenden Triebe und Geiſtesſtrömungen ſind dieſelben geblieben, und waren

---

»die Sprache im Anfange als thieriſchen Schrei, der auf einen Eindruck des Geſichtsſinnes an ſich erfolgt« erklärt. Marty citirt, und mit vollem Rechte, um Geigers Sprachentſtehungstheorie zu charakteriſiren, noch folgende Stelle aus demſelben: »Der Sprachſchrei erfolgt urſprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltig wirbelnder Bewegung befindlichen thieriſchen oder menſchlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füſsen oder Händen, der Verzerrung eines menſchlichen oder thieriſchen Geſichtes, insbeſondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht.« Für die Erklärung der Sprachentſtehung alſo macht Geiger von der Zufallstheorie keinen Gebrauch, wohl aber was auch Marty hervorhebt, läſst Geiger den Zufall bei der Entwicklung der Bedeutungen des urſprünglichen »Sprachſchreies«, eine Rolle ſpielen. Marty 53.

einſt dieſelben wie ſie heute ſind. Wir würden viele Irrthümer und Täuſchungen uns erſpart haben, wenn wir dieſen einen Gedanken immer feſtgehalten hätten, daſs der Menſch Menſch geblieben iſt und daſs er ſeit ſeinem erſten Auftreten immer Menſch war. Er war nie ein Engel, nie mehr vollkommen als er heute iſt wie das die einen vermuthen, (auch Max Müller ſ. ob.) — er war aber auch nie mehr Thier als er es heute iſt — er war nie vernunftlos wie es mit vielen andern Geiger vorausſetzt, der ihm die Vernunft erſt durch das Medium der Sprache zukommen läſst. Das Eine wie das Andere ſind haltloſe, unwiſſenſchaftliche Hypotheſen, für die wir gar keinen Beweis haben.

Mit Recht wird Max Müller (und damit auch ſeine dieſsfälligen zahlreichen Vorgänger) von Geiger getadelt, daſs er dem Urmenſchen ganz beſondere Fähigkeiten, facultates occultae zuerkennt, die wir bei dem heutigen Menſchen vermiſſen: aber mit eben demſelben Rechte dürfen wir an Geiger (und ſeinen dieſsfälligen nicht minder zahlreichen Vorgängern und Anhängern, ſowie allen Darwin- und Häckelianern) ausſetzen, daſs er dem Urmenſchen das abſpricht, was den Menſchen zum Menſchen macht, was wir an ihm als ſein innerſtes vom Thier ihn unterſcheidendes Weſen beobachten und anerkennen — das iſt einen ſolchen Grad von Vernunft, der ihn zum Zwecke der Selbſterhaltung mit ſeines Gleichen ſich durch Gedanken-Mittheilung zu verſtändigen antreibt! So kennen wir den Menſchen, und kein wiſſenſchaftlicher Grund berechtigt uns, ihn uns anders auch in graueſter Urzeit vorzuſtellen. [1])

Wenn wir aber den Menſchen als Menſchen — als

[1]) Vollkommen richtig iſt die dieſsfällige Ausführung Herder's: »Iſt nämlich die Vernunft keine abgetheilte, einzeln wirkende Kraft, ſondern eine ſeiner Gattung eigene Richtung der Kräfte: ſo muſs der Menſch

nicht mehr und nicht weniger — in's Auge fassen, dann wird sich uns der ganze Vorgang der Sprachbildung auf eine so klare und einfache Weise fast von selbst ergeben, dass wir uns nur darüber werden wundern müssen wie man diesen Vorgang als ein so unlösbares Problem, als ein ewiges Geheimniss hinstellen konnte!

---

sie im ersten Zustande haben da er Mensch ist.« — Indem er sich gegen Einwendungen vertheidigt, fährt er sodann fort: »Heisst denn vernünftig denken mit ausgebildeter Vernunft denken?« etc. etc. (Ursprung der Sprache l. c. S. 56). Dagegen können wir Geigern mit seiner Annahme der Vernunftlosigkeit des Menschen vor Entstehung der Sprache keineswegs beistimmen. Wäre der Mensch kein vernünftiges Thier vor der Entstehung der Sprache: er wäre nie zu einer Sprache gekommen. Wohl hat Geiger Recht, dass es »ein Gedanken ist der schwindeln macht« »wie es um die Vernunft bestellt gewesen sein möge, ehe ihr dieses lebendige Kleid der Sprache erwachsen war, obwohl jemals die Menschen denkend aber stumm nebeneinander gewandelt sein mögen, bis die Entstehung der Sprache ihr lautlos ungeselliges Dasein veränderte und ihr Inneres ihren gegenseitigen Blicken erschloss?» (Ursprung der Sprachen I 12.) doch ist dieser Gedanke eben ein fantastisches Schreckbild. »Denkend und stumm« wandelten die Menschen nie nebeneinander — sobald sie Menschen, denkende Wesen waren mussten sie einem vernünftigen Triebe folgend, sich zu verständigen suchen — und diese Versuche mussten auf die eine oder andere Weise schwer oder leichter gelingen. Denn schwerer oder leichter, wir verstehen das sprachlose Kind, wir versteheu den sprachlosen Taubstummen und auch jeden Fremden, welch unverständliche Sprache er auch spricht — davon giebt ja eben der Verkehr der Europäer mit den wilden Naturvölkern den glänzendsten Beweis. Wir müssen die Geiger'sche Neuerung »ohne Sprache keine Vernunft« als Uebertreibung ablehnen — in diesem Falle behält die ältere Theorie recht — nur der Vernunft, der Fähigkeit zu denken verdankt der Mensch die Sprache. Allerdings aber hat die Sprache der Vernunft mit Zinses Zinsen ihr Stammkapital zurückgezahlt oder besser gesagt, die Vernunft hat in der Sprache ihr Stammkapital auf ewige Zeiten auf gute Zinsen angelegt. Vrgl. auch Lotze Mikrokosmos II 250: »Die Sprache lehrt dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläufigen Ausbau seiner Bildung verbinden will.«

Denn denken wir uns die Individuen der ersten Menschenschwärme; der angeborene Trieb der Selbsterhaltung (der doch keine Hypothese ist!) zwingt sie zu gegenseitiger Gedanken-Mittheilung — sie besitzen noch keine Sprache, wohl aber menschliche Sprachwerkzeuge und — sie stossen beliebige Töne, unartikulirte Laute aus. Nicht Schallnachahmung, denn damit lassen sich ja kaum die allerwenigsten Dinge bezeichnen — nicht überfein ausgeklügelte und doch nur von modernen Philosophen eingebildete Aehnlichkeit zwischen Laut und Gegenstand wie der Herder'sche »Blitz« für Blitz — nichts von alledem — nur Laute, beliebige, unverständliche Laute die nichts enthalten, nichts besagen, sondern lediglich dem Drange sich verständlich zu machen, instinctmässig und versuchsweise entspringen. Nun, die ersten Versuche sich verständlich zu machen, konnten offenbar nicht glänzend ausfallen; die Verständigung war nicht leicht möglich; Zeichen und Geberden mussten den verschiedenen versuchsweise ausgestossenen Lauten zu Hilfe kommen. Der so angeredete hatte auch ein schweres Stück Arbeit, den Gedanken und die Absicht des Sprechenden oder Rufenden zu errathen. Nehmen wir an der letztere verlangte einen Ast vom Baume — er stiess Laute aus wie sie ihm die Noth des Augenblickes, der Drang sich verständlich zu machen eingab. Seine Stimmorgane machen die ganze Scala ihm zu Gebote stehender Laute durch — nehmen wir an er ruft — na, da, ta, ko, le u. s. w. Der Angerufene greift nach einem Stein und merkt an der abwehrenden Stimme des Rufenden, dass er seine Absicht nicht errathen — er reicht ihm nach der Reihe andere Dinge die ihm zur Hand sind — und wieder folgt eine abwehrende Bewegung und neue Rufe immer versuchsweise wechselnd oder auch heharrlich sich wiederholend. Endlich — bei einem beliebigen Laute sagen wir z. B. ta erräth der Angeredete zufälligerweise

oder den Andeutungen der begleitenden Geberden folgend den Gedanken des Rufenden und reicht ihm den Aſt. Was folgt nun daraus? Der Rufende merkt ſich zufällig den Laut mittelſt deſſen er ſich endlich verſtändlich machte — der Angeredete weiſs nun was ſein Genoſſe unter ta verſteht. Im Verkehr dieſer beiden, wenn ſie ein gutes Gedächtniſs haben, wird nun ta einen Aſt bedeuten. Vergeſſen ſie es, ſo werden ſie bei der nächſten Gelegenheit der ſchweren Mühe des gegenſeitigen Sichverſtändlichmachens noch einmal ſich unterziehen müſſen. Wollen ſie ſich dieſe Mühe erſparen, ſo werden ſie ſich den Laut merken und ihn für den bezeichneten Gegenſtand feſthalten.

Vollzieht ſich dieſe gegenſeitige Verſtändigung über einen Gegenſtand oder einen Gedanken mittelſt ein und desſelben Lautes zu wiederholtenmalen, ſo hat der betreffende Begriff aus der Unzahl der möglichen und auſser der groſsen Zahl der für ihn zu verſchiedenen Malen gebrauchten Laute einen erhalten, der nun in ſeinen dauernden Dienſt tritt. Der Begriff hat ſein Wort erhalten. Dauert nun die Bezeichnung des Begriffes durch ein beſtimmtes Wort durch Generationen hindurch, ſo verwebt ſich in unſerem Geiſt der Laut ſo ſehr mit dem Begriffe, daſs es uns ſcheint, ſie hätten mit einander irgend welche intimere geiſtige Verwandtſchaft, daſs ſie in einer nothwendigen Beziehung zu einander ſtehen und Philoſophen ſind gleich dabei, gelegentlich die einſtige »Fähigkeit« des Menſchen zu bewundern, für jedes Ding die paſſende, demſelben einzig entſprechende Bezeichnung gefunden zu haben!

Wendet man uns aber ein, daſs dieſer hier gezeichnete Vorgang bei Entſtehung der Sprache ebenfalls nur eine vage Hypotheſe, eine Fantaſie iſt, für die in Wirklichkeit nie ein Beweis möglich, ſo beſtreiten wir letzteres entſchieden. Die immer ſich gleich bleibende Natur des

Menſchen, auf deren Beobachtung obige Darſtellung ſich ſtützt, liefert uns genügende Anhaltspunkte und Beweiſe dafür, daſs bei der erſten Sprachbildung nur ein ſolcher und kein anderer Vorgang möglich war. Denn betrachten wir nur das Kind, das noch der Sprache nicht mächtig iſt — es wird um ſich verſtändlich zu machen, wenn es nach irgend welchem Gegenſtande verlangt oder irgend welchen Wunſch, welchen Gedanken ausdrücken will, ſo lange die unverſtändlichſten Laute die ihm der Drang des Augenblicks eingiebt, ausſtoſsen und ſeine Umgebung dadurch zwingen, ſeine Gedanken zu errathen. Iſt dieſs einmal bei einem beliebigen Laute geſchehen, ſo werden Eltern und Umgebung wiſſen, daſs das Kind mit dem betreffenden Laute den betreffenden Gegenſtand bezeichnet. Nun wird elterliche Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit oft dem Kinde ſich anbequemen und den betreffenden Gegenſtand mit dem vom Kinde dafür gebrauchten Laute bezeichnen. Wie oft geſchieht dieſs in der Kinderſtube! Freilich muſs ſchlieſslich das wachſende Kind ſeiner Umgebung ſich anbequemen und dieſe Laute und Worte gebrauchen, die die Sprache dafür bereits feſtgeſtellt hat.

Nicht anders iſt's wenn wir mit einem Taubſtummen zuſammenkommen. Wir merken uns ſeine unverſtändlichen Laute, mit denen er ſeine Gedanken uns mitzutheilen ſich beſtrebt — und werden dieſelben bei Wiederholung bereits kennen. Aber auch der Taubſtumme wird für gewiſſe Dinge uns gegenüber immer jenen Laut gebrauchen, bei deſſen Ausſtoſsung wir einmal ſeinen Gedanken erriethen und dieſen Laut von nun an zur Bezeichnung des betreffenden Gegenſtandes gebrauchen.

Ja! wir können uns ſogar ſehr gut ein wirkliches Experiment denken, welches unſere Theſe ganz unfehlbar erweiſen würde.

Wir brauchten nur auf einen abgelegenen Ort, ſagen

wir eine Infel oder einen beliebigen Erdenwinkel in einem fremden Welttheil mehrere Individuen von ganz verfchiedenen Sprachftämmen, — von denen jedes lediglich feine Mutterfprache kennt, zufammenzubringen — fagen wir alfo einen Chinefen, einen Neger, einen Indianer und einen beliebigen »Indo-Germanen«. Geben wir ihnen zur Completirung noch einen unverfälfchten orientalifchen Original-Semiten hinzu — und überlaffen wir diefe intereffante Gefellfchaft ohne Dolmetfch und ohne Tafchenwörterbücher ihrem Schickfale.

Was wird nun gefchehen? Offenbar wird jeder um fich mit dem andern zu verftändigen, Worte ausftofsen, die dem anderen ganz unverftändlich fein werden — Gebärden und Mienen werden nachhelfen müffen — gefetzt nun, dafs nach fchwerer Mühe bei irgend einem Worte der Eine den Gedanken des Andern erräth; dann wird diefes Wort als erfte gemeinfchaftliche Vocabel in den gemeinfamen Sprachfchatz aufgenommen. Diefe Arbeit wird fich fo lange wiederholen, bis die Gefellfchaft für ihre Bedürfniffe fich, aus den verfchiedenften Worten ihrer verfchiedenen Sprachen eine gemeinfame neue Sprache gefchaffen haben wird. Ueber die Zugehörigkeit nun der einzelnen Worte diefer neuen Sprache an die einzelnen Begriffe hat der Zufall entfchieden — denn immer wird jener Laut oder jenes Wort an einem beftimmten Begriffe haften bleiben, bei deffen Ausftofsung zufälligerweife — durch irgend welche unberechenbare Nebenumftände verurfacht — die beiderfeitige Verftändigung erfolgt ift.

Man fieht alfo, dafs die Sache »wie beftimmte Laute dazu kommen, beftimmte Bedeutung zu erhalten« durchaus nicht ein fo myfteriöfer Vorgang ift, als welchen ihn die Sprachforfcher auffaffen — und wenn Schleicher an der Löfung diefes Problems verzweifelnd ausruft: »hiefür

ſind wohl die Geſetze nicht zu ermitteln[1]): ſo antworten wir einfach, daſs man eben keine Geſetze finden könne in einer Sphäre, wo es darauf gar nicht ankommt; wo das Zuſammentreffen eines beliebigen Lautes mit einer beliebigen Bedeutung das einzige Geſetz iſt und es für das weitere organiſche Werden der Sprache ganz gleichgültig iſt, welcher Laut mit welcher Bedeutung zuſammentrifft; einer Sphäre alſo, wo der menſchliche Geiſt und der menſchliche Wiſſensdrang ſich vollkommen beruhigen kann bei dem Satze, daſs in dieſer Sphäre der Zufall Geſetz iſt. Das würde auch Schleicher und andere Sprachforſcher bezüglich dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« gewiſs thun, ebenſo wie kein Naturforſcher ſich den Kopf darüber zerbricht, warum beim thieriſchen Zeugungsprozeſs gerade dieſer eine männliche Same mit dieſem einen weiblichen Ei zuſammentrifft, ſondern ſich dabei beruhigt, daſs vom Momente dieſes Zuſammentreffens an, der organiſche Lebensprozeſs beginnt — ebenſo ſagen wir, würden ſich die Sprachforſcher mit der Erkenntniſs der Herrſchaft des Zufalls in dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« befriedigen, wenn ſie nicht ewig von der falſchen Vorausſetzung beunruhigt und geplagt wären, daſs es zwiſchen jenen zuſammentreffenden Lauten und Bedeutungen eine »nothwendige Beziehung« gäbe, daſs es alſo kein Zufall iſt der ſie zuſammenführt, ſondern ein ganz beſonderes »Geſetz«; eine Vorausſetzung die Schleicher zu der ebenſo falſchen und überflüſſigen Annahme drängt, daſs urſprünglich »eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden war.« [2]) Da liegt der Irrthum! Die Laute an und für

---

[1]) Schleicher, zur vergleichenden Sprachengeſchichte Bonn. 1848. Seite 21.

[2]) Die ganze ſehr intereſſante Stelle lautet: »Dieſe Urſphäre der Sprachentſtehung — das Verhältniſs der Laute zur Bedeutung, die nothwendige Beziehung zwiſchen Beiden, (!) ſcheint mit demſelben

ſich haben nie und nimmer eine Bedeutung gehabt — ſie erhielten eine ſolche erſt von dem Augenblicke, wo die Gedanken zweier Menſchen in ihnen wie in einem Brennpunkte ſich trafen — erſt von dem Augenblicke an, wo der Eine den durch einen beliebigen Laut nach dem Verſtandenwerden ringenden Gedanken des Andern erräth, erlangt dieſer eine Laut in der langen Reihe der verſchiedenſten eine Bedeutung — früher hatte er ſie nicht — früher war er eben nur ein bedeutungsloſer Laut.

---

20. Weitere Begründung der Zufalls-Theorie.

Wenn wir nun den oben geſchilderten Vorgang der Sprachentſtehung näher in's Auge faſſen, ſo werden ſich uns aus dem Weſen desſelben mehrere Conſequenzen ergeben, die mit bekannten Thatſachen der Sprachgeſchichte die bisher ſchwer erklärbar waren in innigem Zuſammenhange ſtehen, reſpective dieſe Thatſaehen erklären, wodurch wieder der zur Vorausſetzung genommene Vorgang eine neue Unterſtützung und Bekräftigung erhält. Zuerſt nun iſt es klar, daſs bei einem ſolchen Vorgange wie der oben geſchilderte, die Bezeichnung für ein und dasſelbe Ding, für ein und denſelben Begriff, jedesmal das Erzeugniſs eines gegenſeitigen Verſtändigungsverſuches mindeſtens zweier Individuen in einem gegebenen Zeitpunkte ſein muſs; und daſs dieſe zwiſchen dieſen mindeſtens zwei Perſonen in dem gegebenen Momente entſtandene Bezeichnung die Reſultirende iſt der gerade von dieſen Individualitäten in

---

Dunkel umgeben, in welches die Entſtehung organiſchen Lebens überhaupt ſich zu halten pflegt. Wir nehmen alſo an, daſs eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden waren . . .« l. c. S. 21.

dieſem Momente gemachten beiderſeitigen Verſtändigungs-Anſtrengungen.

Daraus ergiebt ſich nun, daſs ſchon zwiſchen denſelben Individuen in einem andern Momente, wenn wir nicht gerade das doch nicht für alle Umſtände anzunehmende untrügliche und verläſsliche Erinnerungsvermögen zu Hilfe nehmen, für dasſelbe Ding, oder denſelben Gedanken eine andere Bezeichnung entſtehen wird, deren Fixirung in der Sprache wieder dem nicht immer gleich verläſslichen Gedächtniſſe derſelben anvertraut bleibt. Dagegen aber wird bei dem Wechſel der, eine Verſtändigung anſtrebenden, Perſonen und wenn auch nur der einen Partei, alſo z. B. der angeſprochenen, welcher die Errathung zufällt, oder gar beider Parteien, die Verſtändigung über dasſelbe Ding jedenſalls auf einem andern Punkte, d. h. bei einem andern Laute erfolgen, alſo für dasſelbe Ding eine andere Bezeichnung entſtehen. Auf dieſe Weiſe wird in einem gegebenen in Gemeinſchaft mit einander lebenden Menſchenſchwarm, bei den vielfachen gegenſeitigen immer unter einander ſich kreuzenden Verſtändigungsverſuchen, für jedes einzelne Ding, für jeden Begriff, ſich eine groſse Zahl von Bezeichnungen bilden. [1]) Dieſer Umſtand würde

---

[1]) Der franzöſiſche Orientaliſt de Dumaſt ſagt: »Je älter und primitiver eine Sprache iſt, mag ſie nun wild oder nicht wild ſein, um ſo reicher und herrlicher iſt ſie durch ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit.« Joly l. c. S. 384 iſt entgegengeſetzter Anſicht und citirt entgegenſtehende Beiſpiele, die aber nichts beweiſen. Wenn es Naturvölker mit wortarmen Sprachen giebt, ſo iſt das nur ein Beweis für den niedrigen Grad ihrer Intelligenz überhaupt und eine Erklärung dafür, daſs ſie eben Naturvölker geblieben ſind. Keineswegs widerlegt das unſere Anſicht, daſs die heutigen hochentwickelten Culturſprachen in ihren Uranfängen viel wurzelreicher waren. Für dieſe Anſicht ſpricht eine Menge conſtatirter und conſtatirbarer ſprachgeſchichtlicher Thatſachen. Schon Herder konſtatirt, daſs »je urſprünglicher eine Sprache« deſto reicher iſt dieſelbe an Synonymen; »bei aller weſentlichen Dürf-

die Urſprache eines gegebenen Menſchenſchwarmes zu gegenſeitiger Verſtändigung ſehr ſchwerfällig gemacht haben,

---

tigkeit hat ſie den gröſsten unnöthigen Ueberfluſs« und polemiſirt ſodann gegen diejenigen, welche dieſe Thatſache läugnen. »Die Vertheidiger des gött ichen Urſprungs, die in allem göttliche Ordnung zu finden wiſſen, können ihn hier ſchwerlich finden, und läugnen die Synonyme. — Sie läugnen? Wohlan, laſs es ſein, daſs unter den fünfzig Worten, die der Araber für den Löwen, unter den achtzig die er für den Honig, unter den zweihundert die er für die Schlange und mehr als tauſend die er für's Schwert hat, ſich feine Unterſchiede finden oder gefunden hätten, die aber verloren gegangen wären — warum waren ſie da, wenn ſie verloren gehen muſsten? Warum erfand Gott einen unnöthigen Wortſchatz den nur, wie die Araber ſagen, ein göttlicher Prophet in ſeinem ganzen Umfange faſſen könnte? Vergleichungsweiſe aber ſind dieſe Worte doch immer Synonyme, in Betracht der vielen andern Ideen für welche die Wörter gar mangeln. Nun entwickle man darin göttliche Ordnuug, daſs Er, der den Plan der Sprache überſah für deu Stein ſiebenzig Wörter erfand und für alle ſo nöthigen Ideen, innerliche Gefühle und Abſtraktionen keine? daſs er dort mit unnöthigem Ueberfluſs überhäufte, hier in der gröſsten Dürftigkeit lieſs und das Bedürfniſs nöthig machte, Metaphoren zu uſurpiren, halben Unſinn zu reden u. ſ. w. Menſchlich erklärt ſich die Sache von ſelbſt . . .« Und nun giebt Herder ſeine Erklärung, die gegenüber der bekämpften theologiſchen Anſicht Süſsmilchs gewiſs ein groſser Fortſchritt iſt und bis auf die irrthümliche Annahme einer zweckbewuſsten abſichtlichen Erfindung der Bezeichnungen, der Wahrheit ſehr nahe kommt. »So uneigentlich ſchwere, ſeltene Ideen ausgedrückt werden muſsten, ſo häufig konntens die vorliegenden und leichten. Je unbekannter man mit der Natur war, von je mehreren Seiten man ſie aus Unerfahrenheit anſehen und kaum wieder erkennen konnte; je weniger man a priori ſondern nach ſinnlichen Umſtänden erfand: deſto mehr Synonyme. Je Mehrere erfanden, je umherirrender und abgetrennter ſie erfanden und doch nur meiſtens in einem Kreiſe für einerlei Sachen erfanden; wenn ſie nachher zuſammenkamen, wenn ihre Sprachen in einen Ocean von Wörterbüchern floſſen: deſto mehr Synonyme . . . , Die Analogieen aller wilder Sprachen beſtätigen meinen Satz; jede iſt auf ihre Weiſe verſchwenderiſch und dürftig nur jede auf ihre eigene Art« . . . (folgen Beiſpiele von Reichthum an Bezeichnungen für dieſelben Gegenſtände bei vielen Naturvölkern.) — Auch Wilhelm v. Humboldt warnt davor, daſs man ſich »die Anfänge

wenn er nicht andererſeits in der anfänglichen Beſchränktheit des geiſtigen Horizontes und der primitiven Armuth

---

der Sprache . . . nicht auf eine ſo dürftige Anzahl von Wörtern beſchränkt« denke und conſtatirt, daſs »auch die Sprachen der ſogenannten Wilden die doch einem ſolchen Naturſtande näher kommen müſsten gerade eine überall über das Bedürfniſs überſchieſsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken zeigen«. (Ueber Verſchiedenheit menſchlichen Sprachbaues. Geſ. Werke VI. 60.) Auch den neueren Sprachforſchern iſt die eigentliche Urſache dieſer urſprünglichen Wortfülle unbekannt und ſie ſchreiben dieſelbe entweder einem übermäſsigen »Sprachtrieb« wie Schleicher zu oder nennen dieſe räthſelhafte Erſcheinung einfach einen »urweltlichen Reichthum« wie Geiger und glauben damit die Sache abgethan zu haben. »Bei Völkern ohne Geſchichte, ſchreibt Schleicher, gewahren wir nicht ſelten ein wahres Wuchern der ſprachlichen Form, einen Rand und Band überſchreitenden Sprachtrieb, der Bildungen hervorruft, welche durch übermäſsige Fülle den Gedankenaustauſch mit fremden Völkern weſentlich erſchweren und ſo als Hemmniſs der Cultur erſcheinen. Dieſs gilt vor allem von den Indianerſprachen Amerika's« (l. c. 36).

»Je tiefer eine Sprache ſteht, ſagt Geiger, um ſo mehr enthüllt ſie uns von einem urweltlichen Reichthum, den man auf's höchſte bewundern muſs, und welcher ungeahnte, bei unentwickelten Völkern wahrhaft ſtaunenerregende Feinheiten des Ausdruckes geſtattet; man ſollte glauben, die Sprache entwickle ſich nicht nur unabhängig von der Vernunft, ſondern ſie ſtehe ſogar zu ihrer Ausbildung im umgekehrten Verhältniſs. Aber bei ſchärferer Unterſuchung werden wir finden, daſs ſolche bevorzugte Triebe in dem Wachsthum der Sprache gerade diejenigen nicht ſind, welche in der zu endgiltigem Siege beſtimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie ſind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeſchlagen hat, die dieſelbe aber von ihrem wahren Ziele ablenken und verlaſſen werden müſſen, wenn das höchſte Menſchliche erreicht werden und geleiſtet werden ſol. Solche Fehlgriffe der Natur . . . treten in jeder Entwicklungsgeſchichte auf; insbeſondere ſind ſicherlich alle Sprachen durch dergleichen hindurchgegangen. Die kräftigſten, geſundeſten und edelſten geiſtigen Organiſmen ſind der überwuchernden Fülle in dem für ihre Zukunft entſcheidenden Augenblicke Herr geworden und haben ſie in lebensfähige Fruchtbarkeit, in werthvolleu und dauernden Reichthum verwandelt . . .« (l. c. I. 377.) Auf dieſe und ähnliche halb myſtiſche Weiſe trachten ſich die Sprach-

und Dürftigkeit der Anſchauungen und Begriffe ein natürliches Gegengewicht und ein Correctiv gefunden haben würde.

Nur der enge Kreis der Begriffe und Anſchauungen der Urmenſchen erleichterte und machte es ihnen möglich ſich bei der Unzahl von Bezeichnungen für ein und dieſelben Dinge mit einander zu verſtändigen: die allgemeine anerkannte ſprachgeſchichtliche Thatſache aber, daſs die Entwicklung der Sprache eben darin beſteht, daſs ſich um die einzelnen Wurzellaute ein immer gröſserer und wachſender Kreis von Bedeutungen und Begriffen bildet, erklärt ſich ſehr einfach aus der die ganze Sprachbildung von jeher belebenden Tendenz ſich ſo leicht als möglich zu verſtändigen, welcher Tendenz andererſeits die gewiſs nicht minder wahre, obwohl noch nicht allgemein zugegebene Thatſache entſpricht, daſs im Verlaufe der Sprachentwicklung die Zahl der urſprünglichen »Wurzeln« immer mehr abnimmt.

Sowohl nun der auf dieſe Weiſe ſich uns darſtellende Vorgang bei der Sprachſchöpfung als auch die aus demſelben und aus den ſpäteren Thatſachen der Sprachgeſchichte erſchloſſene Beſchaffenheit jeder Urſprache laſſen uns zu zwei weiteren ſprachwiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen vordringen, oder erklären uns, wenn man will, dieſe auf andere Weiſe zum Theil ſchon erlangten Erkenntniſſe. Und zwar können wir aus der anfänglichen groſsen Zahl der Bezeichnungen für ein und dieſelben Dinge und Begriffe und dem Reichthum der Formen, welche Thatſachen wir kurz Polyfonetiſmus nennen wollen, darauf

---

forſcher mit der ſo einfachen und natürlichen Thatſache der urſprünglichen Wort- und Formfülle der Sprachen abzufinden deren wirkliche Urſache ihnen unbekannt bleibt. — Vrgl. darüber auch Renan Origine du langage 2. ed. 1858 p. 169 ff.

schliessen, dass sich die ursprüngliche Sprachschöpfung im Kreise grösserer Gemeinschaften vollzog. Diese Erkenntniss ist den neuern Sprachforschern, obwohl nicht auf dem von uns befolgten Wege, vielfach klar geworden.

Die ältere noch von Herder vertretene Ansicht, dass auch »der Wilde, der Einsame im Walde, hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet« beruht auf einer vollkommenen Misskennung der Natur der Sprachentstehung und der Sprache selbst. Es ist die sentimental-romantische Periode der Sprachforschung die Herder repräsentirt, wenn er von der Sprache sagt: »Sie war das Einverständniss seiner Seele (des Menschen) mit sich selbst und ein so nothwendiges Einverständniss als der Mensch Mensch war. Wenns anderen unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, sein konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen.« [1]) Wie gesagt, das ist Romantik die von dem einsamen im Walde umherirrenden Urmenschen träumt! Schon Humboldt ahnt das richtige Verhältniss, dass die Sprache nothwendig ein Gesammterzeugniss, ein gemeinschaftliches Werk sein müsse. »Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniss des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her . . . .« [2]) »Die Sprache ist kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an.« [3]) Auch Max Müller betont, dass die Sprachentwicklung wohl das Werk des Menschen, »jedoch nicht in seiner in-

---

[1]) Herder l. c. 44.

[2]) W. Humboldt, »Ueber das vergleichende Sprachstudium« Berlin 1822. Ges. Werke III 248.

[3]) Das. S. 260.

dividuellen und freien, fondern in feiner collectiven und mäfsigenden (gegenfeitig fich beeinfluffenden?) Fähigkeit« fei.[1]) Derfelbe Gedanke, wiewohl etwas an den Begriff der menfchlichen »Gattung« fich anlehnend, fchwebt Geiger vor, wenn er fagt: »Denn nicht in einem, oder vielmehr in jedem einzelnen Individuum fchafft die Natur die Sprache, fondern nur einmal in der ganzen Gattung . . .« und wenn er ferner die Sprache ein »Gefammterzeugnifs der Völker« nennt.[2])

Die zweite Erkenntnifs die wir meinen, die fich uns aus dem Zufammenhalte des Ethno-Polygenifmus mit der Verfchiedenheit der bekannten Urfprachen ergiebt und die die meiften neueren Sprachforfcher aus der Unmöglichkeit die bekannten Sprachen auf eine Urfprache zurückzuführen erfchloffen, ift die des Polygenifmus der Sprachen. Von unferem Standpunkt ift die Vielheit der Urfprachen und die felbftändige Entftehung jeder derfelben eine nothwendige Folge der Vielheit der urfprünglichen Menfchenfchwärme, von denen jeder gezwungen war, fich eine Sprache zu fchaffen, oder wenn man will, von denen jeder auf die von uns dargeftellte Weife mit Nothwendigkeit dazu gelangte eine Sprache für feinen eigenen Gebrauch zu erzeugen. Diefe aus unferer Aufchauung fich ergebende fo einfache Confequenz ftimmt aber vollkommen mit den Refultaten der neueften Sprachforfchung die zur Annahme einer Vielheit, felbftändig entftandener Urfprachen gezwungen ift und infoferne dienen diefe Refultate, wenn man das Bindeglied des von uns dargeftellten Vorganges der Sprachenentftehung im Auge behält, zugleich als eine Bekräftigung und Beweis für den ethnifchen Polygenifmus.

---

[1]) » . . . is the work of man, not in his individual aud free, but in his collectiv and moderating capacity« Lectures S. 375.

[2]) Geiger, Urfprung der Sprachen I 260, 261.

Wir wollen alſo vor allem hier den Nachweis liefern, daſs die Ergebniſſe der modernen Sprachforſchung in der That keinen andern Schluſs geſtatten als den nicht nur auf eine urſprüngliche Vielheit der Urſprachen, ſondern auch auf eine ſelbſtändige Entſtehung jeder dieſer Urſprachen.

Wir erwähnten ſchon oben den Weg (ſieh. ob. S. 87.) den die Wiſſenſchaft auch auf dieſem Gebiete durchmachte. Die naive Annahme von der einzigen hebräiſchen Urſprache bezeichnet die primitivſte Phaſe der europäiſchen Sprachforſchung. Die Entdeckung Amerika's machte dieſer bibliſchen Anſchauung einen Strich durch die Rechnung. Die Unzahl der amerikaniſchen Sprachen, zwiſchen denen und den ſemitiſchen und indogermaniſchen ſich auch nicht die geringſte Verwandtſchaft nachweiſen lieſs, drängten zur Annahme einer urſprünglichen Mehrheit von Sprachen.

Aber ſtatt aus der Vielheit der Urſprachen den einfachſten und ſo einleuchtenden Schluſs auf die Vielheit der urſprünglichen Menſchenſtämme als ſelbſtändigen Erzeugern dieſer vielen Urſprachen zu ziehen: läſst ſich ſogar ein Max Müller noch von dem unwiſſenſchaftlichen Scrupel beeinfluſſen, mit dieſer ſprachwiſſenſchaftlichen Erkenntniſs und Thatſaehe ja nicht der bibliſchen Tradition von der Einheit der Abſtammung der Menſcheit zu nahe zu treten. Es iſt aber gewiſs mehr für das engliſche Auditorium zu dem er ſpricht, als für ſeine Denkungsart charakteriſtiſch, daſs er bei der Erörterung dieſer Frage ſich vor allem feierlich dagegen verwahrt als ob »die Frage nach dem gemeinſamen Urſprung der Sprachen in irgend welchem Zuſammenhange ſtehe mit der in dem alten Teſtament enthaltenen Darſtellung der Schöpfung des Menſchen und dem Stammbaum der Patriarchen« ! [1]) Nun, wir wiſſen nach

---

[1]) » . . . the problem of the common origin of languages has no connection (!) with the statements contained in the Old Teſtament re-

der obigen Darſtellung, daſs dieſer von Müller geläugnete Zuſammenhang allerdings beſteht in ſo ferne als die Verſchiedenheit und Vielheit der Urſprachen eine directe Folge des Polygeniſmus iſt und die Darſtellung des alten Teſtaments als eine Fabel erſcheinen läſst.

Müller aber von dem vielheitlichen Urſprung der Sprachen überzeugt und beſtrebt, dieſe ſeine Ueberzeugung mit der Blbel in Einklang zu bringen, wählt den Ausweg ſich auf »hervorragende Theologen« zu berufen, die mit Beziehung auf die amerikaniſchen Sprachen die Anſicht äuſserten, »es könnten wohl in ſpäterer Zeit Sprachen entſtanden ſein« und hält es für nöthig angeſichts der Vielheit der Urſprachen verſchiedene Rettungsverſuche der bibliſchen Schöpfungstradition zu machen.[1]) Ein Gedanke freilich, der aus dieſer Veranlaſſung bei Müller zum Ausdruck gelangt, iſt richtig, d. i. daſs die Sprachwiſſenſchaft mit der Ethnologie nicht vermiſcht werden darf, oder deutlicher geſagt, daſs ſich Sprachen- und Stammverſchiedenheiten nicht zu decken brauchen und die beiderſeitigen Claſſificationen von einander unabhängig ſind.[2]) Nur muſs dieſer

---

garding the creation of man and the genealogies of the patriarchs« Lectures etc. p. 314.

[1]) If our researches led us to the admission of different beginnings for the languages of mankind, there is nothing in the Old Testament opposed to this view. (?) For although the Jews believed that for a time the whole earth was of one language and of one speech, it has long been pointed by eminent divines, with particular reference to the dialects of Amerika, (d. h. an die Wand gedrückt durch die Thatſache, daſs zwiſchen den amerikaniſchen Sprachen und denen der alten Welt nicht die mindeſte Verwandtſchaft nachweisbar war) that new languages might have arisen at later times. l. c. p. 314.

[2]) The science of language and the science of ethnology have both suffered moſt seriously from being mixed up together. The classification of races and languages schould be quite independent of each other. ib.

Gedanke, wenn er nicht zu Mifsverftändniffen führen foll, auch erfchöpfend dargelegt und genau formulirt werden. Es ift richtig, dafs Sprach- und Stammverfchiendenheiten heutzutage und auch im Laufe der Menfchheitsgefchichte keineswegs zu coincidiren brauchen, denn wie Müller richtig bemerkt und die Thatfachen uns lehren: »Raffen können ihre Sprachen wechfeln, und die Gefchichte liefert uns mehrere Beifpiele, wo eine Raffe die Sprache einer andern annahm.« [1]) Aber daraus folgt durchaus nicht, wie das Müller der Bibel zu Liebe uns infinuiren zu wollen fcheint, dafs man trotz erwiefener Vielheit und Urverfchiedenheit der Sprachen die biblifche Einheit der Menfchheit annehmen könnte.

Das ift entfchieden nicht der Fall; eine folche Annahme wäre ein grober Irrthum, eine Verfündigung gegen alle gefunde Logik. Denn es ift geradezu ein Widerfinn zu meinen, dafs je irgendwo Menfchen zum Scherz und Zeitvertreib fich eine neue Sprache gebildet hätten. Kann man fich für den Menfchen etwas fchmerzlicheres denken als den Mangel eines Verftändigungsmittels mit feinen Nebenmenfchen — und follten Menfchen je einer bereits innegehabten Sprache fich entledigt haben, um eine neue zu bilden? Sollten fie ein fo fchweres Stück Arbeit das vielleicht Jahrhunderte dauerte, von neuem beginnen? Und wozu? Wäre einft eine einzige Urfprache, alfo etwa das Hebräifche, an das doch Müllers »eminent divines« offenbar denken, die Sprache des einheitlichen Menfchengefchlechts — fo gäbe es heute keine Sprache, die fich nicht auf das Hebräifche zurückführen liefse. Das ift aber nicht der Fall! Dagegen ift die heutzutage nicht mehr angezweifelte Exiftenz einer grofsen Anzahl urverfchie-

---

[1]) Races may change their languages and hiftory supplies us with several instances where one race adopted the language of another. ib.

dener Sprachen der klarste und unwiderleglichste Beweis der vielheitlichen Abstammung der Menschen, des weitesten Polygenismus. Denn nur ursprüngliche und urverschiedene Menschenschwärme, die untereinander keinerlei Gemeinschaft hatten, konnten und mussten dem unwiderstehlichen Bedürfnisse folgend sich je in ihren Kreisen zu verständigen, unabhängig von einander urverschiedene Sprachen erzeugen. Die erwiesene, über allen Zweifel erhobene Existenz solcher Sprachen hat die einstige Existenz solcher, schon in der Urzeit verschiedener, mit einander nie verwandt gewesener und in keinerlei Gemeinschaft lebender Menschenstämme zur unfehlbaren Voraussetzung. Hier ist gar keine andere Schlussfolgerung möglich!

Wohl aber erklärt sich die allbekannte und von Müller mit Unrecht zu Gunsten der biblischen Anschauung herbeigezogene Thatsache, dass sich Stamm- und Sprachverschiedenheiten nicht decken, dass »verschiedene Sprachen von einer Rasse oder dieselbe Sprache von verschiedenen Rassen gesprochen werden kann«[1]) einfach dadurch: dass im Laufe der Geschichte wohl keine neuen Ursprachen entstanden sind,[2]) aber verschiedene Menschenstämme die Sprachen anderer mit denen sie in Gemeinschaft traten annahmen und ihre eigene, frühere, in Vergessenheit gerathen liessen — eine Erscheinung von der wir noch unten ausführlicher handeln wollen.

Hier müssen wir nur noch die Thatsache der Vielheit der urverschiedenen Sprachen selbst und die Stellung einiger hervorragender Sprachforscher ihr gegenüber etwas näher in's Auge fassen.

---

[1]) »Different languages therefore, may be spoken by one race, or the same language may be spoken by different races . . .« ib.

[2]) »Im Laufe der Zeit gehen aber fort und fort Sprachen unter, neue entstehen nie . . .« Schleicher. Bed. d. Spr. 23.

Die urſprüngliche Vielheit der Urſprachen iſt genügend erwieſen durch die Thatſache, daſs man zwiſchen den heute bekannten Sprachen, Familien und Gruppen von Sprachen unterſcheidet, zwiſchen denen eine ſo weſentliche Verſchiedenheit in all und jeder Beziehung herrſcht, daſs an eine Verwandtſchaft derſelben oder gar an eine gegenſeitige oder auch nur gemeinſame Abſtammung nicht gedacht werden kann.

»Wenn auch die Gemeinſchaft der Sprachen, ſagt mit Recht Joly, nicht immer einen ethnologiſchen Werth hat, ſo gilt dieſs doch nicht von ihrer Unreducirbarkeit, das heiſst von der Unmöglichkeit, ſie alle auf eine identiſche und gemeinſame Urſprache zurückzuführen,

Dieſe Unreduzirbarkeit ſcheint namentlich für die Mehrheit von Sprachſchöpfungscentren Zeugniſs abzulegen. Niemand denkt z. B. daran, das Chineſiſche von dem Hebräiſchen oder dem Sanskrit abzuleiten.

Dieſe Sprachen laſſen ſich in keiner Weiſe aufeinander zurückführen. Es hat folglich nicht eine einzige Urſprache gegeben: es wurden vielmehr mehrere Urſprachen von dem Menſchen erfunden (»erzeugt« wäre beſſer geſagt) der hiedurch einen der gebieteriſcheſten Triebe ſeiner Natur, dem Mitheilungstriebe, gehorchte« [1]). Dieſe Anſicht theilen heute die namhafteſten Sprachforſcher und man kann ſie als die ſiegreiche und herrſchende bezeichnen. Nun handelt es ſich nur noch um den Zuſammenhang zwiſchen anerkannter Urverſchiedenheit der Sprachen und der

---

[1]) Joly l. c. 382. Aehnlich Schleicher: » . . . es iſt poſitiv unmöglich alle Sprachen auf eine und dieſelbe Urſprache zurückzuführen. Vielmehr ergeben ſich der vorurtheilsfreien Forſchung ſo viele Urſprachen als ſich Sprachſtämme unterſcheiden laſſen . . . — . . . Wir müſſen demnach eine unbeſtimmbare groſse Anzahl von Urſprachen vorausſetzen.« Ueber die Bedeutung der Sprachen etc. S. 23, 24.

Einheit oder Verſchiedenheit der Menſchenſtämme. Die Sprachforſcher beobachten in dieſem Punkte ganz ſo wie Max Müller die gröſste Reſerve. Um ſich nicht unnöthigerweiſe in ethnologiſche Polemik einzulaſſen, betonen ſie immer wieder, daſs die Sprachverſchiedenheit mit der Einheit oder Vielheit der Menſchheitsſtämme nichts zu thun habe.

Wir erwähnten nun ſchon, daſs dieſer Satz nur in einer Richtung und zwar in der geſchichtlich — abſteigenden, nicht aber auch in der entgegengeſetzten geſchichtlich — aufſteigenden, Geltung hat. Das fühlen denn die Sprachforſcher die die einzig mögliche Conſequenz aus der conſtatirten Urverſchiedenheit der Sprachen zu ziehen Bedenken tragen, ſehr wohl und verſchanzen ſich hinter allerlei dialectiſche Redewendungen und myſteriöſe Phraſen.

So ſagt z. B. Max Müller, man müſste erſt die »Unmöglichkeit beweiſen, daſs alle Sprachen einen gemeinſamen Urſprung haben konnten, wenn man einen vielheitlichen Urſprung der Sprachen behaupten wolle« und fügt triumphirend hinzu: »Noch nie iſt eine ſolche Unmöglichkeit erwieſen worden mit Bezug auf einen gemeinſamen Urſprung der ariſchen und ſemitiſchen Dialecte« [1]). Es iſt

[1]) The problem if properly viewed, bears the following aspect: »If you wisch to assert that language had various beginnings, you must prove it impossible that language could have had a common origin«. No such impossibility has ever been establisched with regard to a common origin of the aryan and Semitic dialects; while on the contrary the analysis of the grammatical forms in either family has removed many difficulties and made it at least intelligible (?) how, with materials identical or very similar, two individuals or two families or two nations, could in the course of time have produced languages so different as Hebrew and Sanskrit. l. c. 320. Daſs dieſes letztere nicht möglich war, werden wir gleich zeigen. Hier wollen wir nur an die Worte Schleichers erinnern, daſs »dieſe beiden Sprachſtämme (ſemitiſch und indogermaniſch) obwohl

das nun freilich eine etwas ſtarke Zumuthung an die Wiſſenſchaft, ſie ſolle einen ſolchen negativen Unmöglichkeitsbeweis führen und wenn man den Beweis wiſſenſchaftlicher Thatſachen ſpeciell auf dem Gebiete der ſogenannten geiſtigen Wiſſenſchaften immer von einem ſolchen negativen Beweiſe, daſs das Gegentheil unmöglich iſt, abhängig machen würde: dann gäbe es keine einzige erwieſene Thatſache!

Max Müller ſelbſt unterhält uns ſo oft und ſo weitläufig mit den Nachweiſen der Schickſale einzelner Worte und zeigt wie moderne Ausdrücke oft von längſt todten Sprachen zu uns herüber gelangten. Was würde er nun ſagen, wenn wir jede ſolche Darſtellung als nicht erwieſen ablehnen würden, bis er uns »den Beweis liefert, daſs es unmöglich iſt, daſs dieſes oder jenes moderne Wort von irgend wo anders her und nicht von da wo er es herleitet, abſtamme —? Eine ſolche mehr als ſcholaſtiſche Einwendung könnten wir ihm auf jeder Seite ſeinen linguiſtiſchen Ausführungen entgegenſetzen und er würde dagegen gewiſs lebhaft proteſtiren.

Iſt es nicht genug, wenn eine überaus gründliche Sprachwiſſenſchaft, welche die entlegenſten und weiteſtreichenden Verwandtſchaften unter den Sprachen an den Tag gebracht und feſtgeſtellt hat bei Vergleichung anderer Sprachen und Sprachenfamilien den Ausſpruch thut: hier iſt keine Verwandtſchaft! hier iſt abſolut keine Analogie des Baues, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit der Wurzeln, keine denkbare Möglichkeit der Ableitung! Iſt das alles nicht genug zur Feſtſtellung einer wiſſenſchaftlichen Thatſache? Und warum gerade in dieſem Punkte eine ſolche übertriebene Pedanterie und ſcholaſtiſche Secatur ſeitens

ſie zu einer und derſelben morphologiſchen Claſſe gehören, ſich ſo entſchieden gegenſätzlich gegeneinander verhalten, daſs an eine Verwandtſchaft beider nicht im Entfernteſten zu denken iſt.« (Deutſche Sprache S. 21)

Max Müllers? Weil es ihm beliebt an die falſch verſtandene »Einheit der Menſchheit zu glauben« und weil er in dem groben Irrthum befangen iſt, in Darwin's »Entſtehung der Arten« die »Beſtätignng« dieſes Glaubens gefunden zu haben! [1])

Nein! bei aller Hochachtung und Werthſchätzung die man einem ſo ausgezeichneten und genialen Forſcher und Denker wie Max Müller ſchuldig iſt, müſſen wir es ſagen, daſs uns aus dieſer ſeiner Argumentation etwas anweht, was wir keineswegs als Max Müller'ſchen Geiſt anzuerkennen vermögen — und was uns unwillkührlich als eine Conceſſion an engliſches Muckerthum erſcheint.

Da hat Schleicher den Darwiniſmus beſſer aufgefaſst und hat es beſſer verſtanden, denſelben für die Erkenntniſs der Sprachen-Entſtehung zu verwerthen. Wir können ſeine wahrhaft claſſiſche Ausführung über dieſe uns hier beſchäftigende Frage nicht übergehen da in derſelben zugleich eine entſchiedene Abfertigung aller entgegenſtehenden durch unwiſſenſchaftliche Scrupeln eingegebenen Verclauſulirungen enthalten iſt.

Dieſelbe lautet: »Iſt die Sprache einmal entſtanden, oder mehrere Male, d. h. ſtammen alle Sprachen von einer Urſprache ab oder nicht? Da die Sprache ein weſentliches Attribut des Menſchen iſt, der Menſch erſt Menſch wird durch die Sprache, ſo fällt dieſe Frage im Weſentlichen zuſammen mit der, ob alle Menſchen von einem Menſchen oder von mehreren abſtammen. Die Natur-

---

[1]) I have been accused (mit Recht!) of having been biassed in my researches by an implicit belief in the common origin of mankind. I do not deny that i hold this belief, and, if it wanted confirmation that confirmation has been supplied by Darwins book »On the Origin of Species«. Daſs letzteres falſch iſt, daſs der Darwinismus keineswegs den Monophyletiſmus involvirt, haben wir ſchon oben (S. 67. ff.) nachgewieſen. Vergleiche auch weiter unten (S. 131.) Dieffenbachs Worte.

philoſophie dürfte ſich wohl fürs letztere entſcheiden, da es nicht wohl denkbar iſt, daſs die Exiſtenz eines ſo weſentlichen Gliedes in der Kette der Organiſmen von den Zufälligkeiten, die das Leben eines oder ſehr weniger Individuen bedrohen, jemals abhängig geweſen ſei, und da ferner, wenn der Menſch an einer Stelle der Erde ſich entwickeln konnte nichts hindert, dieſe Entwicklnng an vielen Punkten anzunehmen. Einen Menſchen oder ein einziges Paar zu ſchaffen, wäre eine Zweckwidrigkeit geweſen, die im ſchreiendſten Gegenſatze zu allem ſtünde, was wir von der Natur wiſſen. Nach aller Analogie (da kommt der Darwiniſmus!) hat ſich der Menſch aus niederen Formen herausgebildet, und Menſch im eigentlichen Sinne wurden jene Weſen erſt, als ſie ſich bis zur Sprachbildung entwickelten. In der Beſchaffenheit der Sprachen ſelbſt liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinſamen Urſprunges für alle nöthigte, vielmehr ſind ihre Verſchiedenheiten in den Lauten ſelbſt und vor allem im Verhältniſſe der Laute zu dem was ſie ausdrücken ſo bedeutend, daſs durch die Betrachtung der Sprachen ſicherlich Niemand zur Annahme eines einzigen Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verſchiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verſchiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es iſt geradezu Regel, daſs in verſchiedenen Sprachen dasſelbe Object mit verſchiedenen Lauten dargeſtellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwiſſenſchaft die von der Jugend auf aus der hebräiſchen uns geläufig gemachte Annahme der gemeinſamen Abſtammung der Menſchen von einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachkenner wäre jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verſchiedenen Sprachorganiſmen ſämmtlich von einer Urſprache abzuleiten.

»Wie ſollte auch jene Sprache beſchaffen geweſen ſein aus der ſich z. B. Indogermaniſch und Chineſiſch, Semitiſch und die Sprache der Cree-Indianer, Finniſch und Namaqua u. ſ. f. hätte entwickeln können. Es fehlen den beiſpielsweiſe zuſammengeſtellten Sprachen alle Spuren eines gemeinſamen Urſprungs, die ſich in den wirklich von einer Urſprache ausgegangenen Sprachen der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs nicht völlig entziehen können. Es iſt freilich eine von Manchen leider eingeſchlagene Richtung, mit Hintanſetzung ſtrenger Methode, ſo viel Sprachen als möglich für verwandt zu erklären, gerade als triebe eine Macht dazu, der ſelbſt auf Koſten der Wiſſenſchaftlichkeit Folge geleiſtet werden muſs; wer aber ſolchen Dranges frei, mit ruhigem Blicke in der Welt der Sprachen ſich umſieht, der gelangt weder zu der Annahme jener enormen Sprachkörper, die man hie und da aus den verſchiedenartigſten, kaum morphologiſch ähnlichen, in ihrer Lautmaterie aber ganz abweichenden Sprachen zuſammengeſetzt, noch viel weniger aber zu einer hiſtoriſchen Verwandtſchaft aller Sprachen, einer gemeinſamen Abſtammung aller Sprachen von einer Urſprache. Hinweg alſo mit dieſem Vorurtheile, das im Mithus, nicht aber in der Wiſſenſchaft am Platze iſt . . . . Wo Menſchen ſich entwickelten, da entſtund auch Sprache; zunächſt wohl nur lautliche Reflexe der von der Auſsenwelt erhaltenen Eindrücke d. h. Abſpiegelung der Auſsenwelt im Denken, denn Denken und Sprache ſind ebenſo identiſch wie Inhalt und Form. W e ſ e n, d i e n i c h t d e n k e n ſ i n d k e i n e M e n ſ c h e n; die Menſchwerdung beginnt alſo mit dem Hervorbrechen der Sprache, und wenn man will iſt alſo mit dem Menſchen auch die Sprache geſetzt. Die Sprachlaute, d. h. die lautlichen Bilder für die dem Denkorgan durch die Sinne zugeführten Anſchauungen und die in demſelben gebildeten Begriffe, waren bei verſchiedenen Menſchen verſchieden,

oder doch wohl bei wesentlich gleichartigen und unter gleichen Verhältnissen lebenden Menschen dieselben. Auch im späteren Leben der Sprache zeigt sich eine analoge Erscheinung: wesentlich gleichartige, unter denselben Verhältnissen lebende Menschen verändern ihre Sprache sämmtlich auf dieselbe Weise innerem unbewußstem Triebe folgend; es ist also höchst wahrscheinlich, daß wie später bei ganzen Völkern die Veränderungen der Sprache wesentlich gleichmäßig vor sich gingen, so auch in der Urzeit die Bildung der einfachsten Bedeutungslaute in einer Anzahl nah zu einander stehenden Individuen wesentlich gleichmäßig stattgefunden habe. Wie z. B. wir deutschen für ein ursprüngliches k ein h sprechen, und für ein ursprüngliches d erst t, dann z eintreten ließen (z. B. indogermanische Urform dakan, deutsche Grundform tihan, dann hochdeutsch zehan, zehn) ohne daß etwa ein Deutscher auf die Idee solcher Sprachveränderung gekommen wäre, und sie bei seinen sämmtlichen Landsleuten durchgesetzt hätte, so haben wir uns auch nicht zu denken, daß ein einzelner Mensch auf die oder jene Bezeichnung der Dinge durch Laute verfallen sei und dieselbe Bezeichnung seiner nächsten Umgebung mitgetheilt habe. Nichts steht also der Annahme im Wege, daß die Sprache in mehreren zusammengehörigen Individuen gleichmäßig entstund; ebenso nehmen wir an, daß sie bei dem einen Theile der Urmenschen in dieser, bei dem andern in jener, und bei einem dritten abermals in anderer Weise sich bildete, wie ja auch ihr späterer Verlauf bei verschiedenen Völkern sich verschieden gestaltete. Es gab also nicht eine Ursprache, sondern viele Ursprachen.» [1])

Wir können diesen Abschnitt nicht besser schließen, wie mit den Worten Dieffenbachs: »Jedoch würde

---

[1]) Schleicher, deutsche Sprache S. 38—40.

ſelbſt die Ununterbrochenheit (Continuität) des Zuſammenhanges aller Weſensgattungen von einem ihrer Pole bis zum andern immer noch nicht ihre gemeinſame äuſserliche und thatſächliche Abſtammung von einem Weſen (Keime) beweiſen, ſondern zunächſt nur den innern Zuſammenhang ihrer Geſtaltung, etwa wie der Gemälde der einander folgenden Kunſtperioden, die ihrem Style nach zuſammenhängen und fortſchreiten, ohne daſs darin eines wirklich dem andern nachgebildet und geradewegs daraus fortgebildet wäre. Ein ſolcher Zuſammenhang der Geſtalten und Weſen auf Erden beglaubigte alſo noch nicht die Einheit ihres Stammbaumes und Geſchlechtsregiſters, ſondern vorerſt nur das einheitliche Geſetz ihrer Entſtehung und Ausbildung, ihrer Eigenſchaften und Kräfte, mit griechiſchem Ausdrucke ihrer dynamiſchen Einheit in der Vielheit und die harmoniſche Gliederung in dem Leben des ganzen Planeten. Selbſt die Herausbildung der Arten und Gattungen aus einander, wie ſie am beſtimmteſten Darwin annimmt, würde, ſo lange ſie nicht überhaupt in äuſserſter Folgerichtigkeit auf eine Zahleinheit zurückgeführt wird, dieſe auch noch nicht gebieteriſch für die Menſchen und ihre Gattungen fordern, da eben ſo gut wie der erſte und niedrigſte Menſch aus dem vornehmſten Affen auch in gleicher Weiſe an verſchiedenen Orten die erſten Menſchen aus ihren jeweiligen Ahnen ſich entwickeln konnten.

»Auf unſerem heutigen Standpunkte — bereit, ihn morgen ſchon durch Gründe verrücken zu laſſen — ſagen wir: So lange die urſprüngliche Einheit der Sprachen unerwieſen bleibt, ja unerweisbar ſcheint, (wie namentlich Pott der Beherrſcher ſo vieler Sprachen annimmt) halten wir es mit dem Menſchen ebenſo« — (Vorſchule der Völkerkunde 1864. S. 19.)

21. Entwicklung der Menſchheit und Entwicklung der Sprachen.

Halten wir nun dieſe zwei mit einander in einigem Zuſammenhange von Urſache und Folge ſtehenden Thatſachen des Polygeniſmus der Menſchheit und desjenigen der Sprachen zuſammen, und fragen wir uns, wie ſich im Laufe der geſchichtlichen Entwicklung das Verhältniſs der verſchiedenen Menſchengemeinſchaften zu der Geſammtheit der Sprachen geſtalten muſste, ſo werden wir ſehen, daſs uns eine geſunde Logik nur eine einzige Antwort darauf ertheilen kann, und daſs dieſe einzige Antwort durch die Thatſachen bekannter Geſchichte glänzend beſtätigt wird.

Erinnern wir vor allem daran, daſs wir auch in der ganzen geſchichtlichen Entwicklung uns keine andern Kräfte waltend denken dürfen als die, die wir täglich und ſtündlich im Leben der Menſchen walten ſehen — und die wir bei der Entſtehung der Sprache als wirkend und thätig annehmen muſsten.

Als eine ſolche Sprachen ſchaffende und zeugende Kraft erkannten wir den unwiderſtehlichen Trieb des Menſchen, ſich mit ſeinen nächſten zu verſtändigen — derſelbe Trieb, der heutzutage die Menſchen zur Erlernung fremder Sprachen antreibt.

Was muſste nun erfolgen bei der aus was immer für Anlaſs herbeigeführten Berührung zweier oder mehrerer fremder Menſchengemeinſchaften mit einander? Offenbar dasſelbe, was nothwendigerweiſe immer und überall und auch heutzutage unter ähnlichen Verhältniſſen erfolgt. Die ſprachfremden ſuchen ſich mit einander zu verſtändigen und in Folge deſſen nimmt, je nach Umſtänden und Verhältniſſen, je nach der Zahlenſtärke oder ſonſtigen Macht des einen oder andern Theiles — der eine ethniſche Beſtand-

theil die Sprache des andern an, oder auch es bildet ſich ein Amalgam aus den beiden Sprachen — was aber gewiſs das Seltenere iſt, wie Erfahrung und Geſchichte lehrt.

Die nothwendige Folge alſo des wachſenden Verkehrs unter den Menſchen, der ſich bildenden gröſseren Gemeinſchaften, was zumeiſt durch das Mittel der Herrſchaft vor ſich geht, iſt, daſs einerſeits Sprachen untergehen und verſchwinden (eine Erſcheinung, für deren Natürlichkeit und Wirklichkeit zahlreiche Beiſpiele aus Geſchichte und Gegenwart Zeugniſs ablegen) und andererſeits, daſs die in dieſem »Kampfe ums Daſein«, wenn man es gerade Darwiniſch ausdrücken will, obſiegenden und überlebenden Sprachen eben dadurch eine gröſsere Verbreitung erlangen. Dieſer Proceſs geht nun immer und immer wieder in's Unendliche fort und lebendige oder beſſer geſagt todte Zeugen desſelben ſind die todten Sprachen, die uns die Literaturen des Alterthums aufbewahrt haben und jene anderen vor unſern Augen in fremden Welttheilen bei der Berührung mit mächtigern Völkern hinſterbenden und verſchwindenden Sprachen.

So muſs es ſein und ſo iſt es nicht nur, ſondern ſo war es auch in Zeiten, von denen wir keine hiſtoriſche Kunde haben. Dieſe Thatſache iſt den Sprachforſchern bekannt, wenn ſie dieſelbe auch nicht ganz ſo wie wir erklären: »In den offenbar ſehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geſchichte, ſagt Schleicher, ſind höchſt wahrſcheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere ſich weit über ihr urſprüngliches Gebiet hinaus verbreiteten und ſich dabei in eine Mannigfaltigkeit differenzirten.« [1]) Was nun das »Differenziren« anbelangt, wobei doch in erſter Linie an die zahlreichen Dialecte

---

[1]) Bedeutung der Sprache etc. S. 23.

der weitverbreiteten Sprachen gedacht werden muſs, ſo ſei uns hier noch eine Bemerkung geſtattet.

Nehmen Fremde eine neue, ihnen durch Umſtände und Verhältniſſe ſich darbietende oder anfgezwungene Sprache an, ſo werden ſie dieſelbe nie ſo ſprechen, wie diejenigen von denen ſie dieſelbe annehmen — vielmehr werden ſie aus der neu angenommenen Sprache einen Dialect oder gar indem ſie dieſelbe mit Ueberbleibſeln ihrer frühern Sprache vermengen einen Jargon bilden.

Dieſe Dialectbildung hat offenbar ihren Grund in der von der früheren Sprache der betreffenden Fremden her angewöhnten oder angeborenen Sprechweiſe, ja vielleicht ſogar in den ſchon originär anders angelegten Sprachwerkzeugen der Fremden, die die neue Sprache adoptiren.[1])

Das können wir an lebendigen Beiſpielen aus der Gegenwart genügend erhärten. Man denke z. B. nur an die Verſchiedenheit der Ausſprache des Deutſchen in Schleſien, wo es von einer urſprünglich ſlaviſchen Bevölkerung geſprochen wird, am Rhein und dann wieder in den verſchiedenen Alpenländern, wie z. B. Tirol und Steiermark, wo es wieder von anderen, urſprünglich nichtgermaniſchen Völkerſchaften geſprochen wird. Oder man denke an die durch Jahrhunderte ſich ſorterbende verſchiedene Sprechweiſe der ungebildeten Maſſe der Juden in allen europäiſchen Ländern.

[1]) Die Verſchiedenheit der Sprachen überhaupt iſt weniger eine Wirkung der allerdings wahrſcheinlichen Verſchiedenheiten in den Sprachorganen verſchiedener Stämme, wie das Dieffenbach, Vorſchule der Völkerkunde S. 49 und nach ihm Schleicher, Bed. d. Sprache S. 8, hervorhoben. Denn wir ſahen, wie dieſe Verſchiedenheit von vorneherein durch eine abgeſonderte Entſtehung gegeben iſt; dagegen müſſen Dialectbildungen gewiſs gröſstentheils auf dieſe »materiellen« Verſchiedenheiten zurückgeführt werden, »die ſich zur Zeit noch der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen und die vielleicht auch nie zu Objecten directer Beobachtung gemacht werden können.« (Schleicher.)

Dasſelbe war immer und überall der Fall. Wo immer wir daher ſehr prägnante Dialecte finden, da können wir ſicher ſein, daſs die dieſelben redenden Volksbeſtandtheile einſt andere Sprachen geſprochen haben, und daſs ſich in dieſen Dialecten entweder die einſtige Angewohnheit an die Sprechweiſe einer andern Sprache oder gar noch die originäre Verſchiedenheit der Sprachwerkzeuge eines fremden Volksbeſtandtheiles erhalten hat. [1])

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchlieſsen ohne auf eine merkwürdige Analogie hinzuweiſen, die uns die Entwicklung dreier verſchiedenen Erſcheinungen mit denen wir es hier zu thun hatten, darbietet. Vielleicht iſt es nicht zu gewagt, wenn wir die Meinung ausſprechen, daſs uns dieſe dreifache Analogie in der natürlichen Entwicklung dreier zuſammenhängender Erſcheinungen einen Blick zu thun erlaubt in die geheime Werkſtätte der Natur, in der wir, wie wir das oben (Seite 33) darlegten, nach dem Vorgange ſo vieler moderner Denker und Philoſophen jene »Einheit des Geſetzes« oder beſſer geſagt, jenes einheitliche Geſetz des Werdens vermuthen, deſſen Erkenntniſs das höchſte Ziel aller Wiſſenſchaft iſt.

---

[1]) Das iſt die Antwort die wir auf die Renan'ſche Frage geben: »Comment expliquer cette frappante homogénéité qui fait que, l'hebreu, le phenicien, le chaldéen, le syriaque, l'arabe, l'ethiopien semblent coulés dans le même moule; que les rameaux si nombreux de la famille indo-européenne ont d'un bout du monde à l'autre le même fond de racines, et, en un sens très-veritable, la même grammaire?« Und zu dieſer Antwort berechtigen uns ſolche Thatſachen wie z. B. die, daſs die Sprache der Römer in Frankreich zur Franzöſiſchen geworden iſt, weil ſie eben von einem fremden Stamme, (meiſt Kelten) angenommen wurde, der ſeine frühere Sprache aufgab, aber ſeine frühere Sprechweiſe d. i. Ausſprache und Sprachgewohnheiten beibehielt. So ſind die verſchiedenen romaniſchen Sprachen und ebenſo die verſchiedenen ſemitiſchen entſtanden. Die Verbreitung einer ſiegenden Sprache über viele heterogene Stämme: das iſt die Löſung des Räthſels.

Wir haben es als wahrſcheinlich nachgewieſen, daſs die Menſchheit in einer Unzahl von Urſchwärmen ihren Anfang nahm, von denen bei ſteigendem Verkehr und ſich ausbreitenden Beziehungen von meiſt feindlichem und gegenſeitig ausbeutendem Charakter eine immer gröſsere Zahl den Schauplatz, deſſen Behauptung ihre Kräfte nicht gewachſen waren und ſind, räumen muſste und noch räumen muſs, während andere ſich immer mehr ausbreiten und das blutgedüngte Schlachtfeld der Erde behaupten.

Ein analoges Schauſpiel ſtellen uns die Sprachen dar. Mit einer Unzahl von Urſprachen beginnt die Menſchheit ihre Gedanken auszudrücken. Je mehr der gegenſeitige Verkehr wächſt und die Beziehungen ſich ausbreiten, verſchwinden die einen Sprachen ſpurlos oder werden zu den »todten« gelegt, während andere, überlebende, ihr Gebiet immer weiter ausdehnen und zu immer ſteigender Macht und Entfaltüng gelangen.

Und was auf der Bühne der Geſchichte im Groſsen mit Menſchengemeinſchaften vor ſich geht, was unbemerkt und meiſt ſtill mit den Sprachen ſich vollzieht: dasſelbe Schauſpiel beobachtet die Sprachwiſſenſchaft im Mikrokosmos jeder einzelnen Sprache. Mit einer groſsen Zahl von Wurzeln beginnt jede Urſprache und die Entwicklung der Sprache iſt ein Kampf um's Daſein von Wurzeln und Formen. Die meiſten von ihnen gehen zu Grunde und verſchwinden — die überlebenden aber werden immer mächtiger an Geiſt und Bedeutung, ſo daſs ſchlieſslich mit den dürftigen Ueberreſten der einſtigen Fülle der — Geiſt des Menſehen eine früher ungeahnte Welt von Gedanken beherrſcht. —

Welche Bedeutung nun immer dieſe Analogien haben, (und wir werden über dieſes Thema noch ſprechen) wollen wir nur noch bemerken, daſs wir die Reihe derſelben keineswegs auf dieſe drei Erſcheinungen beſchränkt uns

denken. Wir zweifeln nicht, daſs, wenn dieſelben ein wenn auch entfernter und ſchwacher Abglanz eines Naturgeſetzes ſind, wir ihnen noch auf andern Gebieten der Natur und Geſchichte begegnen müſſen — und der folgende Abſchnitt wird uns gleich wieder Gelegenheit geben, an dieſelben zu erinnern.

22. Polygeniſmus und Religionen.

Wir ſind von dem unmittelbaren Gegenſtand unſerer Unterſuchung mehr als es in unſerer Abſicht lag, abgewichen und haben uns eine vielleicht zu weite Abſchweifung in das ſprachwiſſenſchaftliche Gebiet geſtattet. Nun wollen wir aber der Verlockung, wie groſs ſie auch ſein möge, widerſtehen und eine ähnliche, demſelben Zwecke übrigens nicht minder dienliche Abſchweifung auf das Gebiet der Religionswiſſenſchaft unterlaſſen.

Denn ganz ebenſo wie die Betrachtung des Urſprungs und der Entwicklung der Sprachen, kann durch die Betrachtung des Urſprungs und der Entwicklung der Religionen, wenn nicht der Beweis des Polygeniſmus verſtärkt, doch mindeſtens ein intenſives Streiflicht auf die von uns behauptete Richtung der Entwicklung der Menſchheit geworfen werden.

Wenn Schleicher die Sprache als ein »weſentliches Attribut des Menſchen« bezeichnet, ſo hat er damit gewiſs einen zu ſchwachen Ausdruck gewählt. Wenn man die Sprache, wie es von Geiger ſogar in zu hohem Grade geſchehen iſt, in eine innige Verbindung mit menſchlichem Denken bringt, wenn man ſie lediglich mit ſo vielen andern Sprachforſchern und Philoſophen, wie wir es thun, als eine nothwendige Conſequenz des Denkens auffaſst und ſie,

wenn auch nicht als Urſache doch als Folge mit dem Denken in ein Ganzes verſchmilzt: ſo wird man nicht anſtehen, dieſelbe nicht ſowohl als Attribut, ſondern vielmehr als nothwendige Function des menſchlichen Organiſmus zu betrachten.

Es iſt das Verdienſt der neueren Sprachforſchung und hier ſpeciell Max Müllers, auf die weſentliche Aehnlichkeit in ſehr vielen Stücken zwiſchen Sprache und Religion hingewieſen zu haben. Insbeſondere war es die Beobachtung einer geſetzmäſsigen Entwicklung in der man ebenſo wie in der Entwicklung der Sprache einen organiſchen Charakter erkannte, welches auf die Vergleichung von Sprache und Religion führte. Und Max Müller hat mit vollem Recht auf dieſe Beobachtungen hin es unternommen, eine eigene Religionswiſſenſchaft zu gründen, die ſich zu der bisherigen Theologie und ſogenannten Religionsphiloſophie als eine weitere Entwicklungsphaſe oder gar als ganz neuer Zweig der Wiſſenſchaft verhalten ſolle.

Was nun vor allem den Grund der Religion, die Urſache ihrer Entſtehung anbelangt, ſo ſieht Müller dieſelbe, ſo wie er es bei der Sprache gethan, in einer »Fähigkeit zu glauben«. »Aehnlich wie es im Menſchen ſozuſagen eine Sprachfähigkeit gibt, unabhängig von allen hiſtoriſchen Formen, in welche ſich die menſchlichen Sprachen kleideten: ähnlich liegt im Menſchen ſozuſagen eine Glaubensfähigkeit, unabhängig von allen hiſtoriſchen Religionen.« [1])

Ebenſo nun wie wir das Schleicher'ſche Attribut als einen zu ſchwachen Ausdruck erachteten, um mit demſelben die Entſtehung der Sprache zu erklären: ebenſo halten wir es mit der »Glaubensfähigkeit«. Denn die Fähigkeit enthält in ſich noch nicht die Nothwendigkeit der

---

[1]) Max Müller, Vorleſungen über vergleichende Religionswiſſenſchaft. 1. Vorleſung.

Ausübung derselben und läßt der falschen Anschauung Raum, als ob das »Sich-erheben zum Begriff des Unendlichen« und wie dergleichen Redewendungen immer lauten, ein »Verdienst« des Menschen sei, das ihn vor den Thieren auszeichnet.

Wissenschaftlich betrachtet, ist weder Glaube noch alles was mit demselben unter Umständen zusammenhängt, also das sogenannte »Gottesbewußtsein« »Ahnung des Unendlichen« ein Verdienst des Menschen: sondern einfach eine Function seines sinnlich-geistigen Organismus. Wir können in dieser Beziehung das Wesen der Religion nicht anders definiren, als wir es schon einmal an anderer Stelle gethan haben.

»Den Inbegriff der Vorstellungen, sagten wir dort, die sich im menschlichen Geiste über all die Dinge bilden, die er sinnlich wahrzunehmen nicht im Stande ist, die zu kennen aber ein unüberwindliches Bedürfniß seines Gemüthes ihn drängt, nennen wir Religion. Die Folge dieser Vorstellungen ist, daß er sein Leben und Handeln denselben vielfach anpaßt, daß er ihnen in all seinem Thun und Lassen Rechnung trägt — und zwar durch allerhand religiöse Handlungen wie Opfer, Gebete u. dgl.

»Es ist also Religion kein künstliches Erzeugniß etwa der menschlichen Phantasie, sondern eine naturnothwendige Function seines endlichen und beschränkten Geistes den ein unstillbares Sehnen ewig über die ihm von der Natur gesetzten Schranken hinaustreibt.« [1])

Entsprang die Sprache wie wir sahen, dem unwiderstehlichen Bedürfniß sich mit seines Gleichen zu verständigen, so entspringt die Religion, möchten wir sagen, dem nicht minder mächtigen Bedürfniß des Menschen sich mit

---

[1]) Siehe unsere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 393 ff

ſich ſelbſt zu verſtändigen, d. h. ſich über unbekannte, mit den Sinnen und dem Verſtande unmöglich wahrnehmbare Dinge (Urſachen von ſinnlich wahrgenommenen Erſcheinungen) klar zu werden — oder wenigſtens die ſich ihm über dieſe Dinge aufdrängenden Fragen, die er auf eine andere Weiſe nicht löſen kann, durch gewiſſe Annahmen und Vorſtellungen zu beantworten, oder doch ſein durch dieſe Fragen beunruhigtes Gemüth zu beruhigen und zu beſchwichtigen. [1])

So aufgefaſst aber ſtellt ſich uns die Religion gleich der Sprache als Folge des Denkens dar; denn gäbe es kein Denken, wäre der Menſch nicht ein denkender Organiſmus, dann würde ihn auch das was auſserhalb der Grenze ſeiner Sinne liegt, nicht beunruhigen, es würde ſeine Neugier nicht wecken, ſein Denken nicht afficiren. Denn alle religiöſe Vorſtellung iſt nur der geiſtige Reflex, hervorgerufen durch den Reiz den die nieht unter die Sinne fallenden Dinge oder beſſer geſagt das Unbekannte, Ueberſinnliche, das was als jenſeits der Grenze menſchlicher Erkenntniſs liegend vermuthet wird, auf das menſchliche Denken üben.

Dieſe Auffaſſung der Religion iſt keineswegs eine neue. Sie datirt unſeres Wiſſens von Humes: Natural history of religion, der zuerſt die Religion als nothwendigen Ausfluſs der Gemüthsbeſchaffenheit auffaſst und die Entſtehung derſelben dem natürlichen Zuſammenwirken der Gefühle des Menſchen mit deſſen Einbildungskraft zuſchreibt. Die deutſche Philoſophie hat nun in ihrer Weiſe ſeit Kant dieſem Gedanken in den verſchiedenſten Formen Ausdruck gegeben.

Speziell Kant ſchreibt die Entſtehung der Religion dem im menſchlichen Geiſte liegenden Triebe zu über das

---

[1]) Vrgl. darüber Pfleiderer: Die Religionen B. I. S. 1—70.

Endliche hinauszukommen und zum Unendlichen vorzudringen. Den einfachften und klarften Ausdruck fcheint uns aber diefem Gedanken Guizot gegeben zu haben in folgender Stelle: »Il y a dans la nature humaine, dans la destinée humaine, des problèmes dont la solution est hors de ce monde, qui se ratachent a un ordre de choses etranger au monde visible, et qui tourmente invinciblement l'âme de l'homme, qu'elle veut absolument resoudre. La solution de ces problèmes, les croyances, les dogmes qui la contiennent, qui s'en flattent du moins, tel est le premier objet, la première source de la religion.« [1])

Wir glauben nicht, dafs zwifchen diefer Auffaffung des Wefens der Religionen und den Refultaten der ebenfo gründlichen wie genialen Unterfuchungen Jul. Lippert's [2]) ein principieller Widerftreit beftehe.

Man kann Lippert vollkommen zuftimmen, infoferne er den Urfprung der Religionen im »Seelencult« nach-

---

[1]) Cours d'histoire moderne lect. 5. Minder zutreffend fcheint uns Hellwalds Erklärung wonach der Grund der Religionen in dem »urwüchfigen Trieb des Menfchen, Ideale zu bilden« liege; fiehe deffen Culturgefchichte S. 30.

[2]) »Der Seelencult in feinen Beziehungen zur althebräifchen Religion« Berlin 1881, und »die Religionen der europäifchen Culturvölker etc.« Berlin 1881. Das Refultat diefer Unterfuchungen fafst Lippert felbft in folgender Schlufsftelle zufammen: »So glaube ich denn . . . nachgewiefen zu haben, dafs, wie heute noch unter uncivilifirten Völkern, fowie unter den Culturvölkern Oftafiens die Vorftellungen des Seelencultus deutlich erkennbar find, diefer felbft die Grundlage und der Ausgang fowohl der althebräifchen, wie der flavifchen, germanifchen, griechifchen und römifchen Religion gewefen ift, und dafs die betreffenden Mythologien, wenn fie in ihrer gefchichtlichen Erfcheinung erfafst werden follen, fernerhin auch in der Darftellung auf diefe Grundlage werden geftellt werden müffen. Es fehlt nur noch Weniges und die Nothwendigkeit und Möglichkeit, alle irdifche Religionsentwicklung unter allen Völkern und zu aller Zeit aus ein und derfelben Wurzel abzuleiten, wird inductiv nachgewiefen fein.« Religionen S. 484.

weist; ja, man muss sagen, dieser Nachweis ist Lippert ganz vorzüglich gelungen. Nichtsdestoweniger aber giebt es erstens, auch noch andere geistige Momente die auf die Ausbildung und Entwicklung der Religionen von Einfluss waren und wenn sie auch nur secundär und in einem spätern Stadium der Entwicklung hinzugetreten sein mögen, durch den von Lippert nachgewiesenen Ursprung nicht ausgeschlossen sind und zweitens wurzelt ja der Seelencult selbst, wie das auch Lippert darstellt in der durch eine geheimnissvolle Erscheinung (Tod) und durch etwas Unbekanntes und Uebersinnliches (die »Seele«) erzeugten Beunruhigung des menschlichen Gemüthes und fällt somit auch die Lippert'sche Erklärung als ein Theil unter das Ganze unserer obigen Auffassung des Wesens der Religion. Damit soll aber das grosse Verdienst Lippert's den thatsächlichen historischen Ursprung der Religionen, ihren geistigen Kern und ihre ursprüngliche Bedeutung nachgewiesen zu haben keineswegs geschmälert werden.

Aus diesem Wesen nun der Religionen, sei es nach unserer weiteren oder nach der Lippert'schen viel engeren Auffassung folgt eine wichtige Erkenntniss bezüglich der Urgeschichte derselben. Denn offenbar musste Religion immer und überall entstehen wo nur Menschen vorhanden waren; und vom Standpunkt des Polygenismus ist dann die ursprüngliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der Religionen ebenso wie die der Sprachen leicht erklärlich, ja selbstverständlich.

Nun sind gewiss sehr viele solcher ursprünglicher Religionen, eben so wie es heutzutage mit den Religionen der Naturvölker geschieht, mitsammt ihren Anhängern und den von ihnen gesprochenen Sprachen im Laufe der Geschichte verschwunden: doch haben sich eben so gewiss viele andere mit der Verbreitung ihrer Anhänger und mit der immer grösseren ethnischen Verschmelzung der Mensch-

heit, mit anderen Religionen vermischt, woraus sich der Polytheismus und die ungeheure Complicirtheit der Mythologien der historischen Völker erklärt. Denn die Neigung fremde Götter zu recipiren und sie den Einheimischen in irgend einer Form (Rangstufen u. dgl.) beizugesellen, war immer bei allen Völkern vorhanden. So haben bekanntlich die Römer alle möglichen orientalischen Götter der besiegten Völker bei sich gastlich aufgenommen.[1]) Andererseits hat keine bei irgend welchem Volke siegreich eingeführte neue Religion die alte, angestammte, je ganz ausrotten können, wie es ja von den europäischen zum Christenthum bekehrten Nationen bekannt ist, dass sie ihre alten Gottheiten unter veränderten Namen und Formen theilweise bis heutzutage beibehalten haben.[2]) Die religiösen Vorstellungen führen eben ein viel zäheres Leben als die Sprachen; sie werden einerseits von fremden Völkern leichter recipirt und verschwinden sehr schwer auch bei Annahme und Verbreitung einer neuen Religion.

Was sie aber leicht verlieren und abstreifen, das sind ihre sprachlichen Abstammungsmerkmale in Folge dessen

---

[1]) »Zu diesen alt- und ächtrömischen Göttern kamen nun aber im Verlauf der Jahrhunderte alle mögliche griechische und später sogar orientalische Gottheiten hinzu. Die Tarquinier, welche schon durch Verpflanzung etruskischen Gottesdienstes nach Rom, die Einfachheit des alten Cultus aufhoben, legten auch den Grund zur Hellenisirung der römischen Religion etc. etc.« Pfleiderer l. c. II. 165. Ueber die Einwanderung griechischer Culte und Gottheiten in Rom vrgl. Lippert Religionen S. 462 ff.

[2]) Die Sache ist ziemlich bekannt, doch verweisen wir auf eine interessante von Gobineau zur Illustration derselben mitgetheilte Thatsache: »Dans la catholique Bretagne, au siècle dernier, un évèque luttait contre des populations obstinées dans le culte d'une idole de pierre. En vain on jetait a l'eau le grossier simulacre, ses adorateurs entêtés savaient l'en retirer et il fallut l'intervention d'une compagnie d'infanterie pour le mettre en pièces. Voilà quelle fut et quelle est la longévité du paganisme.« L'Inégalité des races humaines. Paris 1853. I. 29.

es ſehr ſchwer, faſt unmöglich iſt in den groſsen hiſtoriſchen
Nationalreligionen oder in den mannigfaltigen heutigen My-
thologien der Völker die verſchiedenen, urſprünglich ver-
ſchiedenen ethniſchen Beſtandtheilen angehörenden, Ele-
mente und deren Herkunft zu erkennen. Daſs aber ſolche
ethniſche Sonderelemente in den verſchiedenen National-
religionen des Alterthums enthalten waren, dafür ſpricht
auſser hiſtoriſchen Zeugniſſen deutlich auch der Umſtand,
daſs es zu jeder Zeit in demſelben gewiſſe Gottheiten gab,
die nur an gewiſſen Orten und von gewiſſen ſyngenetiſchen
Kreiſen (Stämme, Gentilverbände in Rom) verehrt wurden.
So finden wir in Egypten zu jeder Zeit in den verſchie-
denen Theilen des Landes verſchiedene Gottheiten (Ra,
Ptah, Ammon etc.) die ungefähr dieſelbe Rolle ſpielen aber
unter verſchiedener Geſtalt und verſchiedenen Namen ver-
ehrt werden. Ebenſo hatten die einzelnen Stämme der
Griechen ihre ſpeziellen Gottheiten.

Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daſs die Sagen von
der wechſelnden Herrſchaft verſchiedener Göttergeſchlechter
wie ſie in der griechiſchen und auch nordiſchen Mythologie
wiederkehren mit der Thatſache der nacheinander recipirten
verſchiedenen Religionen im Zuſammenhange ſtehen: denn
die Herrſchaft einer Gottheit iſt ja immer nur von der
Herrſchaft ihres betreffenden Stammes bedingt und in dem
Vom-Thron-Stürzen der Götter iſt gewiſs oft die Spur
der Ueberwältigung eines Stammes durch den andern ent-
halten, worauf eben die Götter des beſiegten Stammes, als
von denjenigen der Sieger geſtürzte und der Herrſchaft
beraubte, in der Erinnerung fortleben, ganz ebenſo wie es
nach Einführung des Chriſtenthums in Europa mit den
früheren europäiſchen Göttern geſchah.

Daſs alle dieſe von uns hier aufgeſtellten Behauptungen
richtig ſind, darüber kann man ſich aus Lippert's »Reli-
gionen« die vollſte Beruhigung verſchaffen — auf welches

epochemachende Werk wir zu diefem Zwecke noch mit einigen Worten hinweifen müffen. Zuerft was die Entftehung des Polytheifmus anbelangt.

Während noch Pfleiderer, fowie viele vor ihm die »zahllofe Menge untergeordneter göttlicher Wefen« bei den Römern, aus dem Bedürfnifs »für alle und jede einzelne Exiftenz, Localität, Zuftändlichkeit oder Thätigkeit eine befondere Schutzgottheit anzurufen — ein Bedürfnifs das aus einer fuperftitiöfen Gemüths- und abftract-logifchen Verftandesrichtung (?) zu gleichen Theilen hervorgieng« erklärt[1]: ergiebt es fich aus den Unterfuchungen Lipperts, dafs diefes »Bedürfnifs« ein viel concentrirteres, einheitlicheres und fpezielleres war und dasfelbe an und für fich nie eine folche Fülle von Göttern erzeugt haben würde, welche vielmehr in der Amalgamirung zahlreicher Stämme und ethnifcher Beftandtheile und folglich auch ihrer Gottheiten ihren Grund hat.

Denn all und jede Religion war zuerft ein »Seelencult« einzelner »genealogifcher« Verbände und Gruppen, einzelner Stämme. So wie nun diefe Gruppen und Stämme zu gröfseren Verbänden und Vereinigungen verfchmolzen, übergiengen die vielen »Seelenculte« fo zu fagen in den gemeinfchaftlichen Befitz des neuen Verbandes, fo dafs anftatt der einzelnen von den einzelnen Beftandtheilen des neuen Verbandes früher verehrten »Geifter« nun eine ganze Menge gemeinfchaftlicher »Geifter« verehrt wurde, denen dann die Volksphantafie je einzelne Rollen zutheilte.

Auf diefe Weife fchuf die Phantafie der Völker (durch das Medium ihrer Dichter) aus den urfprünglichen Elementargottheiten der einzelnen ethnifchen Beftandtheile ganze Götterhierarchien und umwob diefelben mit dem Sagengefpinft der Mythologieen. Daher erklärt fich der

---

[1]) Pfleiderer Religion II 166.

Ausſpruch Herodot's (II 53): »Woher aber ein jeder der Götter ſtammt und ob ſie alle immer da waren und von welcher Geſtalt ſie ſind, das wiſſen ſie (die Hellenen) ſo zu ſagen erſt ſeit geſtern und vorgeſtern. Denn Heſiod und Homer, die wie ich glaube, nur um vierhundert Jahre und nicht mehr älter ſind als ich, ſind es zunächſt, welche den Griechen ihr Göttergeſchlecht geſchaffen, den Göttern ihre Namen gegeben, ſowie Ehren und Künſte unter ſie vertheilt und ihre Geſtalten bezeichnet haben.«[1]) Den Vorgang ſelbſt aber, wie nämlich die Gottheiten der einzelnen ethniſchen Gruppen zum Gemeingut der aus ihnen ſich bildenden gröſseren ſocialen Geſtaltungen werden, ſchildert Lippert unter anderen wie folgt:

»Daſs die zuhöchſt verehrten Schutzgeiſter einzelner Stämme, (es iſt die Rede von den Griechen) mit dieſen ſelbſt an Anſehen und Geltung gewannen, iſt in der Sache ſelbſt ſo begründet, wie die vielfachen Völkerſchiebungen auf dem Gebiete des Oſtbeckens des Mittelmeeres geſchichtlich bezeugt ſind. Nicht leicht haben ſich irgendwo ſo viele kleine ſelbſtändige Stämmchen ſo bunt durcheinander gewunden (unſerer Anſicht nach war das allerdings überall der Fall); überall tauchen ſolche auf und unter und die uns geläufigen Hauptgruppen ſtehen ungefähr zu jenen, wie die deutſchen Sachſen und Franken zu dem Völkchen des Tacitus. Darüber verſchwinden jene mythiſchen Pelasger wie unſere Herminonen und Ingäwonen. Wenn wir aber bedenken, wie in der Vorſtellung die Sehutzgeiſter ſelbſt Kriege führten, Schlachten gewannen und Völker unterwarfen, ſo kann eine ſolche nationale und politiſche Entwicklung unmöglich ohne Einfluſs auf ein Zuſammenwachſen religiöſer Vorſtellungen gedacht werden. Dazu kam noch als eine mehr friedliche Eroberung das Vor-

[1]) Vrgl. Lippert Religionen 248.

dringen von Culten, die nicht von den erobernden Waffen, ſondern von dem Anſehen und den Prieſterſchaften getragen wurden, namentlich denen, die ſich durch Orakelſpenden der rathloſen Menſchheit unentbehrlich machten.«[1])

Andererſeits aber vollzog ſich die Umwandlung der urſprünglichen Geſchlechts- und Stammgötter in Volks- und Nationalgottheiten einfach auf die Weiſe, daſs aus dem urſprünglichen Gemeinnamen ein Individualname wurde; daſs alſo die Unzahl von Geſchlechts- und Stammgöttern die nur einen Gemeinnamen hatten (etwa mit Hinzufügung der gentiliſchen Bezeichnung) dadurch, daſs man den Gemeinnamen zu einem Individualnamen machte, zu einem einzigen Nationalgott wurde. Daſs der griechiſche Zeus einer ſolchen Wandlung ſeine alle andern Götter überragende Stellung in der griechiſchen Mythologie verdankt, weiſt Lippert nach. Uns intereſſirt dabei folgende Stelle: »Die Thatſache, daſs einſt in zahlloſen Geſchlechtern der Geſchlechts- oder Stammgott als ein Zeus bezeichnet wurde, lebt im Cult und in der Erinnerung fort. Zeugniſſe dieſer Erinnerung ſind die Sagen von ſo vielen zeusentſproſſenen Helden- und Königsgeſchlechtern und die Mythen über die Jugendzeit des Gottes . . .«

Auch die Entwicklung der römiſchen Mythologie geht auf der Grundlage der »Bildung eines ſtädtiſchen Gemeinweſens durch coordinirte Zuſammenſchlieſsung verſchiedener Stammeseinheiten«[2]) vor ſich und kann nur von dieſer Grundlage aus begriffen und gewürdigt werden. Denn eine ſolche ethniſche Grundlage erzeugte auch in Rom eine »Mannigfaltigkeit von Paralellculten« wie ſie durch eine »locale Gemeinſamkeit und Einheit von Volkstheilen die nicht genealogiſch verbunden ſind«[3]) bedingt iſt. Die bezüglichen Detailnachweiſungen über dieſe Verhältniſſe ſehe

[1]) l. c. 340. [2]) Lippert l. c. 413. [3]) ib. 414.

man bei Lippert.[1]) Hier möge nur noch Einiges hervorgehoben werden: »Das ältefte Rom nach der Befeftigung des neuen Capitols, das heifst jene, verfchiedenen Volksftämmen angehörigen Gefchlechter, welche einzelne Hügel im Umfange der fpäteren Stadt befetzt hatten, hinterliefs uns die Kunde von vier Gefchlechtsgöttern die hier walteten: Janus, Jupiter, Mars und Quirinus. Alle führen die Gefammtbezeichnung patres, Janus und Jupiter find auch reges — fie führen fich fomit zweifellos als dem betrachteten Syfteme der Stammgottheiten angehörig ein.« [2])

Solche urfprünglich coordinirte Stammesgottheiten fügten fich mit der Zeit in eine den wirklichen focialen und Machtverhältniffen ihrer Stämme entfprechende Rangordnung oder übernahmen befondere Funktionen und Rollen in der fich bildenden Mythologie des Volkes. »Erft mit der Erweiterung des Gebietes und der Organifation des Staates und mit der Aufnahme immer neuer Volkselemente treten neue Culte aus der häuslichen Uebung in die öffentliche und wuchfen neue Götter zu, bis fich das Capitolium füllte. Das »Oeffentliche« ift die einzige unterfcheidende Qualität des römifchen Gottes engften Sinnes. Dann wird allerdings die Welt der Vorftellungen, die diefe Burg einfchliefst fo grofs, dafs man nicht ohne Erfolg verfuchen kann, die wirkliche Welt damit zu allegorifiren. Die Gefchichte diefer Vorftellungen ift aber nicht die Religionsgefchichte, fondern die Gefchichte des Unterganges der älteften Religion der Menfchheit.« [3])

Höchft intereffant find ferner bei Lippert die Nachweife darüber, wie eine befchränkte Gelehrfamkeit fpäterer Zeiten denjenigen Nationen, die durch die Einführung des Chriftenthums in der natürlichen Entwicklung ihrer »Reli-

---

[1]) Z. B. S. 435, 440. [2]) l. c. 443. [3]) l. c. 353.

gionen« aufgehalten wurden und es daher zn keinen Götterhierarchien und ſyſtematiſchen Mythologien gebracht haben, ſolche hintendrein aufzuoctroyren bemüht war. Und zwar bezieht ſich das ſpeciell auf die Slaven und Germanen. Dieſe Völkerſchaften wurden auf einer ſehr frühen Stufe der ſocialen und religiöſen Entwicklung vom Chriſtenthume überraſcht und hatten keine Zeit, die Vereinheitlichung und Syſtematiſirung ihrer unzähligen Stammgottheiten in eine einzige Nationalmythologie zu vollziehen.

Und ſiehe da! ſo groſs iſt der Trieb des menſchlichen Geiſtes an den Anfang der Entwicklung immer die Einheit zu ſetzen und überall das genau begränzte Syſtem ſehen zu wollen, daſs chriſtliche Gelehrſamkeit (und auch beſchränkter nationaler Dünkel der den »Griechen und Römern« nicht nachſtehen wollte) ſich damit abmühten, eine einheitliche germaniſche und ſlaviſche Mythologie zu fabriciren, die nie exiſtirte.

Auch hierüber ſehe man die Detailnachweiſungen bei Lippert, aus dem wir nur folgende charakteriſtiſche Stelle hervorheben: »Den Slaven blieb bis zur Chriſtianiſirung nicht Zeit, ſich gegenſeitig von Stamm zu Stamm ſo weit kennen zu lernen, um in wechſelſeitigen Götterverkehr zu treten oder die Götter gegenſeitig aufzunehmen. Daher war auch gar kein Anlaſs, ſie durch Dichtung zu verbinden und ihnen Genealogien zu ſchaffen. Doch glaubte die Nachwelt das Verſäumte nachholen zu müſſen und ſo entſtand namentlich in unſerem Jahrhundert eine Mythologie, die um ſich ſelbſt zu ſtützen hie und da ſelbſt der Fälſchungen von Urkunden nicht entrathen konnte. Der Grundzug ihrer Methode war, die irgendwo entdeckten ſlaviſchen Götternamen unbeſehen als ein Gemeingut aller Slaven zu betrachten, dann in den zufälligſten Dingen die Analogie mit der griechiſch-römiſchen Mythe zu ſuchen, womöglich eine Namenswurzel von myſtiſchem Klange im

Sanskrit zu finden, drei grofse Götter herauszugreifen, Einen insbefondere voranzuftellen und den Schwarm der Kleinen mit Aemtchen verfehen nachfolgen zu laffen. Dafs fich gerade flavifche Gelehrte gern mit diefem Bau befaffen, dürfen wir ihnen im Hinblicke auf die Vorgänge in unferer eigenen Schmiede durchaus nicht übelnehmen . . .« [1])

Die Unterfuchungen und Ausführungen Lippert's find für uns in fo ferne wichtig, als fie aus dem Spiegelbilde der Religionen und ihrer Entwicklung ein klares Licht werfen auf den Gang der focialen Entwicklung der Menfchheit und in diefer Beziehung unfere oben entwickelte Auffaffung vollkommen beftätigen. Nur Eines finden wir an den Lippert'fchen Ausführungen auszufetzen, dafs er die Anfänge diefer Entwicklung nicht confequenterweife in einer folchen Unzahl felbftändiger focialer Gruppen fucht, fondern oft fich hergebrachterweife fo ausdrückt, als ob er eine urfprüngliche Einheit und fpätere Differenzirung annehmen würde — was offenbar eine Unconfequenz ift. [2]) In diefer hergebrachten Anfchauung fteckt er auch, wenn er die fortfchreitende Entwicklung der Religionen aus »Familien« zu »Gefchlechts-« und »Stammescult« und fodann erft zum Cult localer Verbände »comunaler und ftaatlicher« Organifationen darftellt. [3])

Denn es ift doch überhaupt eine höchft ungenaue Ausdrucksweife die eine Irreführung der Vorftellung zur

---

[1]) l. c. S. 105.

[2]) So z. B. S. 363 wo er die Griechen ein »Volk« nennt, »in welchem fich die urverwandten aber doch ftark differenzirten Bruchtheile fo mannigfaltig durchfetzten etc.« Für diefe Urverwandtfchaft giebt es keinen Beweis — das ift nur fo eine hergebrachte Anfchauung, ein gewohnter Schlufs aus fpäterer nationaler Einheit auf urfprüngliche Gemeinfamkeit.

[3]) So z. B. S. 321 »fo ftellte fich aber der Familiencult der des Gefchlechtes und des Stammes . . « u. a. a. O.

Folge hat, wenn man den Begriff der »Familie« in die Urzeiten verlegt und ſie an die Spitze der Entwicklung ſtellt. Das wird wohl Lippert ſelbſt zugeben. Und an welche »Familie« ſollte man denn dabei denken in den Zeiten, in denen es nach Lippert ſelbſt noch kein Vaterrecht oder beſſer geſagt kein Vaterthum im Sinne des Familienbegriffes gab und gar an welche Familie war zu denken in jener noch früheren Zeit, wo es wohl eine Mutterſchaft aber kein Mutterthum und kein Mutterrecht gab? Es iſt alſo klar, daſs die ſociale Urform in der der erſte Cult keimte keine »Familie«, ſondern einfach ein ſyngenetiſcher Schwarm war — und daſs alle weitere Entwicklung nicht durch eine »Differenzirung urverwandter Familien« ſondern durch Amalgamirung ganz heterogener Schwärme vor ſich gieng. [1])

Unſeres Erachtens würden die ſchätzbaren Reſultate der Lippert'ſchen Unterſuchungen erſt in das rechte Licht gerückt werden, und ihr eigentliches Relief erſt bekommen, wenn ſie auf die Unterlage einer polygeniſtiſchen Auffaſſung der Entwicklung der Menſchheit übertragen ſein würden. Denn nicht aus »Familienculten« einer »urverwandten« Volksmaſſe, ſondern aus ganz heterogenen Hordenculten entwickelten ſich die religiöſen Vorſtellungen und ihre im Verlaufe der Geſchichte wachſende Annäherung, Vermiſchung und Verbindung iſt nur die Folge und der Reflex des parallelen ſocialen Entwicklungsganges der Menſchheit.

Daran wollen wir noch kurz eine Schluſsbemerkung über die Frage nach der Priorität und Zeitfolge des Monotheiſmus und Polytheiſmus knüpfen — da dieſelbe mit unſerem Thema nicht ohne Zuſammenhang iſt.

Je nachdem die einen in der Entwicklung der Menſch-

---

[1]) Siehe unſer »Rechtsſtaat und Socialiſmus«.

heit einen ſtetigen Fortſchritt, die anderen eine ſtetige Degenerirung ſehen (welche beiden Anſichten nebenbei geſagt, nichts anderes als Reflexe perſönlicher Stimmungen ſind, wovon an einer andern Stelle!) wird von den Einen die reine Gottesverehruug, der Monotheiſmus als das Urſprüngliche, der Polytheiſmus als der »Abfall vom wahren Gott«; von den Andern hingegen letzterer als das Urſprüngliche und der Monotheiſmus als der Fortſchritt der Menſchheit dargeſtellt. Keine dieſer Behauptungen iſt ganz richtig; etwas Wahres iſt an jeder.

Zwei Thatſachen können uns Anhaltspunkte zur Löſung dieſer Frage bieten. Die erſte iſt der unläugbare Zug des menſchlichen Geiſtes zur Vereinfachung all und jeder Erklärung des Ueberſinnlichen; die leicht erklärliche Tendenz des Menſchengeiſtes die ihn umgebenden Räthſel immer auf ein minimum zu reduziren. Es iſt dieſelbe Tendenz, die wir immer und überall auch in Wiſſenſchaft und Philoſophie wahrnehmen; jener Zug, der die bekannte »Lebenskraft« ſchuf, der die Philoſophen zur Aufſuchung des »Dinges an ſich« drängt und der in ſeiner weiteren Conſequenz ſchlieſslich zum Moniſmus führt. Die zweite Thatſache iſt die auch von Lippert überall conſtatirte, daſs die Amalgamirung heterogener ethniſcher Beſtandtheile die vornehmſte Urſache des Polytheiſmus iſt, indem die Gottheiten der einzelnen ethniſchen Elemente untereinander, wenn auch in mannigfachen Unter- und Ueberordnungsverhältniſſen ſich erhalten.

Aus dieſen zwei Thatſachen ergiebt ſich nun der Schluſs, daſs wohl, entſprechend dem Zuge des menſchlichen Geiſtes ſich die Urſachen der Erſcheinungen zu vereinfachen, in den erſten Menſchenhorden nur einzelne Geiſter oder Gottheiten verehrt wurden, daſs ſich aber auch dieſer Drang zur Vereinfachung immer und überall da manifeſtirt wo in Folge der Amalgamirung der ethniſchen Beſtand-

theile ſo zu ſagen auf künſtlichem Wege der Polytheiſmus ſich ausbreitete. [1])

Auf dieſe Weiſe haben wir es auch auf dem Gebiete der Religionsvorſtellungen nicht mit einer conſtanten Richtung, weder mit einer fort- noch rückſchrittlichen, ſondern ähnlich wie auf allen Naturprozeſsgebieten (ſiehe unten) mit einem ewigen Kreislauf zwiſchen Mono- und Polytheiſmus zu thun, der ſich freilich in den verſchiedenſten Formen manifeſtirt. Geſchichtlich, d. h. ſo weit unſere Geſchichtskenntniſs reicht, die allerdings ſehr ſpät beginnt, tritt uns überall mit den ethniſchen Amalgamen Polytheiſmus entgegen, welcher Umſtand die Meinung Humes und anderer Philoſophen ſcheinbar berechtigte; die erwähnte Tendenz aber des menſchlichen Geiſtes, bricht ſich Bahn und gelangt, freilich zuerſt in bevorzugten und glücklich veranlagten Perſönlichkeiten eines Confucius, Buddha, Moſes, Sokrates und ähnlichen immer wieder zum Monotheiſmus — der auch in der That ſiegt, wiewohl er im Grunde immer nur die geiſtig höher ſtehende kleinſte Minorität der Menſchen ganz gewinnt, da ſich die Maſſen des Aberglaubens ſchwer entſchlagen und jeder Monotheiſmus bei ihnen immer wieder in einen Polytheiſmus

---

[1]) Wenn alſo Hume a. a. O. und nach ihm viele Gelehrte conſtatiren, daſs je weiter wir in die Vergangenheit vordringen, wir deſtomehr den Polytheiſmus verbreitet finden: ſo erklärt ſich dieſe allerdings unläugbare Thatſache daraus, daſs wir, ſo weit unſere Geſchichtskenntniſs reicht, überall nur ethniſche Amalgame begegnen und zu jenen unvermiſchten Urſchwärmen gar nicht vordringen können. Andererſeits iſt eben der uns bei Völkern des graueſten Alterthum ſchon begegnende Polytheiſmus die ſicherſte Gewähr, daſs wir es da überall mit keinen elementaren ethniſchen Einheiten, ſondern bereits mit ethniſchen Amalgamen zu thun haben. Wenn dagegen frömmelnde Philoſopheu einen urſprünglichen Natur-Monotheiſmus annehmen von dem die laſterhafte Menſchheit abgefallen ſei, ſo haben ſie dabei wohl nicht nach unſerer oben zu entwickelnden Anſicht, das Richtige gedacht, dasſelbe aber beinahe getroffen.

verſchiedenſter Form umſchlägt — ja, der reinſte philoſophiſche Monotheiſmus oder Moniſmus den Maſſen ganz unverſtändlich bleibt.

So ſehen wir denn auf dieſem Gebiete einen ewigen Kampf zwiſchen vulgärem Polytheiſmus in den verſchiedenſten Formen und dem Monotheiſmus und Moniſmus der groſsen Religionsſtifter und Philoſophen.

Wenn es einmal dazu kommen ſollte, daſs die ſociale Entwicklung der Menſchheit wirklich zu einer einheitlichen die ganze Menſchheit umfaſſenden ſocialen Geſtaltung gelangen ſollte, dann, aber auch nur dann könnten die Worte des Evangeliums ſich verwirklichen von einer Heerde und einem Hirten. Damit hat es aber noch ſeine guten Wege.

IV.

Der Naturprocess der Geschichte.

23. Der Begriff des Naturprozeſſes.

Haben wir auf dieſe Weiſe an Stelle der gangbaren irrthümlichen Vorſtellung über den Anfang des Menſchengeſchlechts und deſſen Fortentwicklung eine andere auf Thatſachen der Geſchichte und Erfahrung ſich ſtützende Vorſtellung geſetzt für die alle Gründe einer geſunden Logik einzig und allein ſprechen: ſo übergehen wir nun zu der zweiten Richtigſtellung, zur Correctur des Begriffes »Naturprozeſs« der von den modernen Sociologen wie wir das oben (S. 26) zeigten, zu eng gefaſst wurde und durch deſſen Anwendung auf die menſchheitliche Geſchichte in dieſem ſeinem allzu engen Umfange eine groſse Unklarheit und Begriffsverwirrung entſtand.

Erinnern wir uns hier, was wir oben von dem allgemeinen, ſo zu ſagen von dem Gattungsbegriff des Naturprozeſſes und von den vier Artbegriffen desſelben, dem ſyderiſchen, chemiſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen ſagten, ſo iſt es klar, daſs wir es hier bei der Entwicklung der Menſchheit mit keinem dieſer bekannten Naturprozeſſe zu thun haben und daſs wir vielmehr gezwungen ſind, dieſen ganz eigenartigen Naturprozeſs als geſellſchaftlichen oder ſocialen, jenen vier Naturprozeſſen voranzuſtellen. Soll aber der allgemeine Eindruck den wir aus der Betrachtung dieſer menſchheitlichen Entwicklung empfangen, nämlich daſs wir es hier mit einem Naturprozeſs zu thun haben,

der hoch über aller Willkühr und Freiheit der Menſchen mit eherner Nothwendigkeit ſich vollzieht, ſoll dieſer allgemeine Eindruck ſich zu einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung präciſiren: dann müſſen wir in das Weſen der Naturprozeſſe überhaupt näher eingehen, die konſtitutiven Momente eines jeden derſelben auffinden und die Art und Beſchaffenheit der bewegenden Kräfte eines jeden derſelben, ſowie die weſentlichen Vorgänge die ihn bedingen, feſtzuſtellen ſuchen.

---

24. Die conſtitutiven Momente jedes Naturprozeſſes.

Zwei weſentliche Momente ſind es, die ſich bei jedem Naturprozeſſe beobachten laſſen, die jeden Naturprozeſs konſtituiren, nämlich heterogene Elemente und eine gegenſeitige Einwirkung derſelben, die wir gewiſſen natürlichen Kräften zuſchreiben. Dieſe Momente beobachten wir bei dem ſyderiſchen Naturprozeſs, wo die verſchiedenen Himmelskörper aufeinander gewiſſe Einwirkungen üben, die wir ſei es einer Anziehungskraft, ſei es einer Schwerkraft zuſchreiben.

»Kein materielles Band knüpft den Planeten an die Sonne, aber die unmittelbare Wirkſamkeit einer Elementarkraft, der allgemeinen Anziehungskraft, hält beide unſichtbar mit einer Elaſticität ihres Wirkens zuſammen . . .« [1])

Im chemiſchen Naturprozeſs beobachten wir die verſchiedenſten Elemente, die ſich zu einander auf die verſchiedenſte Weiſe verhalten, einander anziehen oder abſtoſsen, mit einander Verbindungen eingehen oder ſich

---

[1]) Lotze: Mikrokoſmos I 77.

fliehen, lauter Einwirkungen und Wirkungen, die wir auf gewiſſe, dieſen Elementen innewohnende Kräfte zurückführen.

Der vegetabiliſche und animaliſche Naturprozeſs beginnt ebenfalls mit dem Contact heterogener Elemente, die wir als geſchlechtsverſchiedene Keime bezeichnen und die auf einander eine gegenſeitige Einwirkung üben, womit ſie den vegetabiliſchen und animaliſchen Naturprozeſs in Thätigkeit ſetzen.

Wie ſehr die Wiſſenſchaft von der Anſchauung durchdrungen iſt, daſs zu einem Naturprozeſſe heterogene Elemente, die auf einander reagiren, nöthig ſind, beweiſst am beſten die atomiſtiſche Theorie.

Man glaubt offenbar den Urſprung aller Naturprozeſſe nicht beſſer erklären zu können, als indem man in den Körpern unſichtbare Theilchen annimmt, von denen jedes quasi eine Sonderexiſtenz hat und die aufeinander reagiren.[1])

Dieſe ganze Hypotheſe iſt nur die Konſequenz des Begriffes eines Naturprozeſſes, wie ihn die Beobachtung der Natur im menſchlichen Geiſte erzeugt hat.[2])

---

[1]) »Das einzelne Atom umgiebt der Raum nicht leer, ſondern an unzähligen Punkten durch andere, gleichartige oder verſchiedene Atome beſetzt. Zwiſchen ihnen allen, als Beſtandtheilen derſelben Welt, dürfen wir einen Zuſammenhang gegenſeitigen Füreinanderſeins vorausſetzen, aus welchem eine unmittelbare Wechſelwirkung ihrer inneren Zuſtände entſpringt« (Lotze l. c. I 39). So ungefähr denkt man ſich heute die Urſache der chemiſchen (und auch anderer) Naturprozeſſe.

[2]) Auf einfache Verſchiedenheit und dadurch hervorgerufene Reagirung des Verſchiedenen aufeinander, führt auch Guyot (Earth and Man) den animaliſchen Naturprozeſs zurück: »Ueberall, ſagt er, bewirkt eine einfache Verſchiedenheit, ſei es des Stoffes, der Verhältniſſe oder der Lage, daſs die vitalen Kräfte offenbar werden und daſs ein gegenſeitiger Austauſch von Eigenſchaften unter den Körpern eintritt, indem einer dem andern giebt, was dieſer nicht beſitzt« und Carey bemerkt zu dieſer von ihm citirten Stelle, daſs »das Bild das hier von den Be-

Wenn wir nun auch den ſociologiſchen Prozeſs als einen eigenartigen, von obigen vier Naturprozeſsarten verſchiedenen auffaſſen, ſo müſſen ſich doch in ihm die zwei weſentlichen, den Gattungsbegriff des Naturprozeſſes konſtituirenden Momente nachweiſen laſſen. Und das iſt in der That der Fall. Denn die Unzahl von Menſchenſchwärmen, die ſich uns als der Uranfang des Daſeins der Menſchheit ergab, konſtituirt eben die groſse Mannigfaltigkeit heterogener ethniſcher Elemente, eine Mannigfaltigkeit, die mit der Entwicklung der Menſchheit und der Abnahme der Zahl der Horden und Stämme ebenfalls wenigſtens in dieſer Form abnimmt. Daſs wir es alſo auch auf dieſem Gebiete mit ſtammverſchiedenen, heterogenen Elementen zu thun haben, das muſs nach der ganzen obigen Auseinanderſetzung als ſicher angenommen werden. Bleibt nur die Frage nach dem zweiten conſtitutiven Moment eines Naturprozeſſes, nach den beſtimmten Einwirkungen dieſer Elemente aufeinander und zwar nach Einwirkungen denen der Charakter einer naturnothwendigen Regelmäſsigeit und ewigen Dauer zukäme. Offenbar müſſen wir uns hüten, hier in irgend welche Analogie mit den gegenſeitigen Einwirkungen heterogener Elemente auf dem Gebiete der andern Naturprozeſſe zu verfallen: ſondern treu der inductiven Methode lediglich ſolche Einwirkungen in Rechnung ziehen die uns bekannte Thatſachen und wirkliche Erfahrung an die Hand geben. — Nun können wir glücklicherweiſe über gegenſeitige Einwirkung heterogener ethniſcher oder wenn man will ſtammverſchiedener, ſocialer Elemente aufeinander eine Formel aufſtellen, der eine vollkommene, faſt mathematiſche Sicherheit und Allgemeinheit gar nicht

---

wegungen der unorganiſchen Welt gegeben wird, ebenſo wahr in Bezug auf die ſociale iſt.« Carey Socialwiſſenſchaft I 68.

abgesprochen werden kann, weil sie immer und überall auf dem Gebiete der Geschichte und lebendigen Gegenwart aufs unwiderleglichste zu Tage tritt.

Diese Formel lautet sehr einfach: Jedes mächtigere ethnische oder sociale Element strebt darnach das in seinem Machtbereiche befindliche oder dahin gelangende schwächere Element seinen Zwecken dienstbar zu machen. Diese These über das Verhältniss der heterogenen ethnischen und socialen Elemente zu einander mlt allen aus ihr sich ergebenden Consequenzen, enthält in sich den Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels des Naturprozesses der menschlichen Geschichte. Wir werden diese These immer und überall in Vergangenheit und Gegenwart in den Verhältnissen der heterogenen, ethnischen und socialen Elemente zu einander verwirklicht sehen und uns von ihrer Allgemeingültigkeit überzeugen können. In dieser letzteren Beziehung steht sie in nichts solchen Naturgesetzen wie z. B. Anziehung und Gravitation, oder chemische Verwandtschaft, oder den Gesetzen des vegetabilischen und animalischen Lebens nach. Um aber dieses sociale Naturgesetz in seiner Allgemeingültigkeit besser begreifen zu können, müssen wir dasselbe in seinen verschiedenen Consequenzen und in den verschiedenen Formen, die es nach Umständen und Bedingungen annimmt, kennen lernen. [1])

[1]) Es soll hier nur die bekannte Thatsache angedeutet werden, dass dieses Gesetz der Ausnützung des Andersartigen zu eigenen (Lebens)-Zwecken die ganze Natur durchzieht. Die Pflanzenwelt nützt die unorganische auf eben solche Weise aus, wie die thierische Welt die Pflanzenwelt. Und es ist ja bekannt, dass die mannigfachsten Krankheiten der Menschen darin ihren Grund haben, dass mikroskopische Pflanzen- und Thierorganismen, denen sich der Mensch nur schwer erwehren kann, ihn selbst zu ihren Lebenszwecken benützen.

25. Der sociale Naturprozess.

Diese Formen ergeben sich aus den verschiedenen Möglichkeiten, wie das eine ethnische oder sociale Element ein anderes als Mittel zu seinen Zwecken verwenden kann.

Diese Möglichkeit wieder ändert sich nach Zeit, Umständen, Entwicklungsphase und Beschaffenheit der untereinander in Contact tretenden heterogenen ethnischen und socialen Elemente. Auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung, im Zustande der ursprünglichen Wildheit kann der eine Menschenschwarm die andern ihm »blutsfremden« gar nicht anders zu seinen Zwecken verwenden, als indem er auf dieselben Jagd macht, die Mitglieder derselben mordet und verzehrt. Ein solches Verhältniss blutsfremder Schwärme, Horden und Stämme zu einander bezeugt uns sowohl die beglaubigte Geschichte als zahlreiche Berichte von Reisenden über Naturvölker. Es ist auch höchst wahrscheinlich, dass die erste Abnahme der ursprünglichen zahllosen Vielheit heterogener Menschenstämme, das erste »Aussterben« vieler Menschenvarietäten auf diesem Wege, einfach durch die Gefrässigkeit mächtigerer Stämme erfolgte. [1])

---

[1]) Die einstige Verbreitung des Cannibalismus über die ganze Erde, die Uebung desselben bei allen Menschenstämmen ist heutzutage eine wissenschaftlich erwiesene Thatsache. (Vrgl. Otto Caspari: Die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1873. B. I S. 351. John Lubbock: Origins of civilisation etc. Chap. VII. Joly: Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 411.)

Von den Apachen zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Rio Colorado in Centralamerika erzäht O. Schmitz: «Kanibalismus habe ich nicht beobachtet, er mag aber früher existirt haben. Auf eine diessfällige Frage wurde mir erklärt, die Peinthas, ein Indianerstamm nördlich von ihnen schmecken gesalzen und taugten desshalb nicht zum essen. Die Beweise, dass die Indianerstämme Amerikas Antropofagen waren, sind sowohl in den Traditionen wie in den zahlreichen Tumulis

Auf einer ſpäteren Entwicklungsſtufe bricht ſich die Erkenntniſs Bahn, daſs man das fremde ſociale Element beſſer zu ſeinen Zwecken benützen kann, wenn man es zu den verſchiedenſten D i e n ſ t e n verwendet. Das mächtigere ethniſche oder ſociale Element trachtet alſo des ſchwächeren H e r r z u w e r d e n um dasſelbe für ſich a r b e i t e n zu laſſen. Gelingt dieſes, ſo entſteht zwiſchen den heterogenen ethniſchen Elementen ein H e r r ſ c h a f t s v e r h ä l t n i ſ s, es

---

enthalten, in denen man neben andern Mahlzeitsreſten Menſchenknochen und zwar a u f g e ſ p a l t e n e vorfand aus denen alſo auch das Mark gegeſſen wurde. »Durch die Unzahl menſchlicher Knochen, welche dieſe Tumuli enthalten, ſagt A p p u n, wird die Vermuthung, daſs an dieſen Orten einſt menſchenfreſſende Indianerſtämme ihre cannibaliſchen Feſte hielten l e i d e r n u r a l l z u ſ e h r b e ſ t ä t i g t« (die Indianerſtämme, Britiſch Guayanas. Ausland 1871, S. 162.)

Die Erklärung der Entſtehung der Anthropofagie aus religiöſen Vorſtellungen wie bei H e l l w a l d Culturgeſchichte (1. Aufl. S. 26) ſcheint uns zu künſtlich und beruht auf einer Miſskennung der Natur des Wilden. Ebenſo wenn L i p p e r t (Religionen S. 47 ff.) den Cannibaliſmus auf gewiſſe allen Menſchen als ſolchen im Urzuſtande eigenthümlichen Vorſtellungen (über die Seele) zurückführt, ſo ſcheint uns eine ſolche Erklärung nicht minder einſeitig. Denn die Vorſtellung iſt immer das Spätere: das prius davon iſt die inſtinctive, thieriſche Uebung die nur das Bedürfniſs, aber keine Vorſtellung zur Vorausſetzung hat. Erſt dieſe Uebung, dieſe Thatſachen rufen Vorſtellungen hervor, die dann freilich die Uebung befeſtigen, dieſelbe aber auch a u f A b w e g e und N e b e n w e g e drängen. So wird es auch mit dem Cannibaliſmus geweſen ſein. Geübt wurde er zuerſt als einfacher thieriſcher Akt, einem rohen Bedürfniſſe entſprungen. Wenn ſich dann gewiſſe Vorſtellungen über die Seele dazu geſellten, ſo waren dieſelben eine Art Rechtfertigung, ex post, dieſer Uebung; drängten aber auch den Cannibaliſmus auf u n n a t ü r l i c h e Wege (z. B. Verzehrung der Kinder und Greiſe etc.). L i p p e r t ſcheint uns überhaupt, wie wir das ſchon oben beim Capitel »Religionen« geſehen haben, zur Einſeitigkeit zu neigen, für ſociale Erſcheinungen immer nur eine einzelne Vorſtellung verantwortlich zu machen, nur in einer einzelnen Vorſtellung die Wurzel derſelben zu ſehen: während dieſelben, wenn ſie ſchon aus Vorſtellungen als ihrer e r ſ t e n Quelle abgeleitet werden müſſen, meiſt einem ganzen K r e i s v o n V o r ſ t e l l u n g e n entſpringen.

erfolgt der grofse Fortfchritt der Sklaverei und der Leibeigenfchaft. Diefes Gelingen hängt aber auch noch von der Befchaffenheit des fchwächern focialen Elementes ab, denn dasfelbe mag wohl zu fchwach fein, das mächtigere Element von fich ferne zu halten und abzuwehren, trotzdem aber nicht fo fchwach um fich willenlos in die Sklaverei zu fügen. In diefem Falle können zweierlei Verhältniffe eintreten.

Entweder es beftehen folche Bedingungen die es den heterogenen Stämmen vortheilhaft erfcheinen laffen, einen Bund zu fchliefsen und vereint gegen andere fchwächere Elemente loszuziehen: in diefem Falle erfolgt mit der Zeit eine Amalgamirung der verbündeten Elemente. Oder das mächtigere Element widerftrebt einer folchen Verbindung, die auch oft dem fchwächeren unannehmbar fcheint und da das erftere nicht dazu gelangen kann, das letztere zu Sklavendienften zu zwingen, greift es zur Ausrottung desfelben.

Denn aufser dem Falle der, durch mannigfache Bedingungen phififcher und moralifcher Natur ermöglichten Amalgamirung gibt es zwifchen heterogenen Elementen nur zweierlei denkbare Verhältniffe: entweder läfst fich der fchwächere Stamm zur Befriedigung der Bedürfniffe des ftärkeren benützen — dann bleibt er am Leben, wo nicht wird er vernichtet und ausgerottet.

Das find die natürlichen und naturnothwendigen Beziehungen und gegenfeitigen Einwirkungen der heterogenen ethnifchen und focialen Elemente aufeinander, Beziehungen, deren Wirkfamkeit den ganzen Prozefs menfchlicher Gefchichte unterhält und fördert, die ganze Entwicklung der Menfcheit in Flufs erhält. Brauchen wir für diefe Behauptungen Beifpiele hinzuftellen? Die fogenannte Weltgefchichte ift nichts anderes als eine grofse Beifpielfammlung zur Begründung obiger Sätze. Was find

die Kriege der Staaten und Völker anders als organisirte Raubzüge zum Zwecke der Ausbeutung des heterogenen ethnischen oder socialen Elementes?

Was unter primitiven Stämmen sogenannter »Naturvölker« in kleinem Maßstabe sich vollzieht, das wiederholt sich auf einer spätern Entwicklungsstufe unter »civilisirten Nationen« unter prunkhaften Namen und in »feineren« Formen. Die Sache bleibt dieselbe. Wenn die Apachen in Noth gerathen, so organisiren sie sich unter einem gewählten Häuptling und unternehmen einen Raubzug zu den nächstwohnenden Stämmen um sich »Pferde und Esel zu holen«. (Das Fleisch dieser benachbarten Indianer selbst nämlich schmeckt ihnen »zu gesalzen« wie wir wissen.) [1] Von den Stämmen Mittelasiens erzählt Vambery: »Das Leben der Wüstenbewohner würde auch sanft dahinfließen, wenn der Hang zur Plünderung und Fehde nicht ihr Hauptcharakterzug wäre. Der Krieg, überall eine Plage, hat dort die fürchterlichsten Folgen die man sich nur denken kann. Ohne die geringste Ursache (? doch wohl Ausbeutungssucht der Fremden!) fällt oft ein Stamm, der sich mächtiger fühlt über den andern, schwächern her. Die Waffenfähigen siegen oder sterben, die Weiber, Kinder und Heerden der Gefallenen werden als Beute vertheilt und wie oft ereignet es sich, daß eine Familie die den Abend zuvor sich noch in größter Glückseligkeit zur Ruhe begab, am nächsten Morgen, ihrer Aeltern, Freiheit und Habe beraubt, weit von einander zerstreut lebt.« [2])

Ganz dieselben Verhältnisse herrschen beispielsweise unter den Stämmen der Albanesen, trotzdem wir es hier mit uralten Europäern, ja sogar meistens mit Christen zu thun haben. »Le tsethas ou razzia, erzählt Dumont von den Albanesen, est une autre consequence du caractère

---

[1]) Vrgl. Ausland 1871. S. 347. [2]) Skizzen aus Mittelasien. S. 64.

de ce peuple. Descendre chez la tribu voisine, surtout si elle est d'une autre religion, piller ses troupeaux est un plaisir qui assure de bons profits pour le temps du repos. La tsethas se retrouve chez toutes les tribus qui naissent à peine à la civilisation. Les pretextes d'attaques ne sont même pas necessaires: l'etranger, qui est l'ennemi naturel, ou plutôt l'indifferent envers lequel les obligations sont nulles, doit faire bonne garde: le coupable est celui qui se laisse surprendre.

Les querelles dans ce pays naissent sous le plus futile pretexte, surtout entre homme de differentes tribus. Des insultes ont en vient aux-armes: aussitôt que le sang a éte versé, le clan tout entier est solidaire de la famille de la victime. Les vendettas sont perpetuelles dans les montagnes. Comme à Cattaro et chez les Slaves de Bosnie, ce sont de veritables guerres ou les incendies et les meurtres se succèdent . . . «[1])

Im Grunde nun ſind die Kriege der civiliſirten Nationen nichts anderes als »höhere Formen« dieſer primitiven Raub- und Plünderungszüge. Nur ſind die Naturmenſchen aufrichtiger und offener und wollen nicht beſſer ſcheinen als ſie ſind; während die Kriege der civiliſirten Nationen unter dem Deckmantel aller möglichen Phraſen von »civiliſatoriſchen« und politiſchen »Ideen« geführt werden, für »Freiheit«, »Menſchlichkeit«, »Nationalität«, »Glauben« oder gar »europäiſches Gleichgewicht«! Freilich begnügt ſich eine ſiegreiche europäiſche Nation nicht mit einigen Pferden und Eſeln wie die Apachen, oder mit Rindviehheerden wie die Kirgiſen oder mit einigen Hammeln wie die Albaneſen — ein civiliſirter europäiſcher Sieger verſteht es gleich einige Milliarden bei dieſem Geſchäfte herauszuſchlagen. Das iſt der Unterſchied!

---

[1]) Revue de deux Mondes 1872 T. VI.

26. Die Geschichtsschreibung ist keine Wissenschaft sondern Kunst.

Oder will man uns vielleicht einwenden, dass das nur unsere subjektive Fantasie ist, dass das Behauptungen sind, die die Wahrheitsprobe nicht aushalten? Dass einzelne aus dem unendlichen Gebiete der Geschichte und Völkerkunde herausgegriffenen Beispiele jene Sätze noch bei weitem nicht beweisen? Wohlan, so zeige man uns eine Periode, nur einen Zeitpunkt in der Geschichte, der diese Theorie widerlegen würde. Blicken wir um uns, betrachten wir die Kriege der Gegenwart, sei es im »civilisirten« Europa, sei es im Norden und Süden Amerika's, im Nilthal oder im fernen Caplande — gibt es heute einen Punkt auf der ganzen Erde dessen Begebenheiten nicht als Beleg dienen könnten für diese unsere Behauptungen. Nein, nicht über unsere hier formulirten Sätze, nur darüber sollte man sich nicht genug wundern, dass diese stolze Geschichtswissenschaft die vielleicht die älteste aller Wissenschaften ist, und gewiss die grösste Summe geistiger Arbeit in Anspruch genommen hat; dass diese Wissenschaft wie mit Blindheit geschlagen, so gedankenlos dasitzt »am Webstuhl der Zeit« und ohne Unterlass webt und webt ohne zu wissen woran? ohne sich klar zu sein, was dieses ganze Gewebe bedeute, — was es ausdrücke und besage? Sie preist die Thaten grosser Männer ohne zu ahnen, dass es nur Marionetten sind, die von geheimen Fäden eines ewigen Naturgesetzes hin und her geschoben werden — sie bewundert diese Marionetten statt jene geheimen Triebfedern anzustaunen, die geräuschlos in der Werkstatt der Natur seit Uranfang an ihre immer gleichen Bewegungen vollziehen und an ihrem eisernen Gängelbande die Menschheit immer dieselben Bahnen fort laufen

laſſen — immer denſelben Kreislauf zwiſchen Tod und Leben zwiſchen Niedergang und Aufgang, zwiſchen Vernichtung und Verjüngung, mit derſelben ewigen Gleichmäſsigkeit und Gleichgültigkeit mit der Sonne und Mond kreiſen, mit der Tag und Nacht und die Zeiten des Jahres wechſeln. Für dies groſsartige Schauſpiel der Natur das ſich auf dem ſocialen Gebiete der Menſchheit abſpielt, hat die »Wiſſenſchaft« der Geſchichte keinen Sinn und kein Auge — ihr Sinn und ihr Auge haften an den kleinlichen Vorgängen des täglichen Lebens der Völker, das wie der Thau des Feldes im Farbenglanze wohl die Sonne ſpiegelt — doch nur eitel und vergänglich iſt — und das Bild der Sonne nur vielfach gebrochen und in millionenfacher Verkleinerung wiedergibt, über die koſmiſchen Geſetze aber ihres Daſeins und ihrer Bewegung uns nicht den mindeſten Aufſchluſs geben kann. In der That hat die übliche »Weltgeſchichte« ſo wie ſie von jeher getrieben wird gar nicht den Charakter einer Wiſſenſchaft, ſondern den einer Kunſt. Denn mit dieſer hat ſie alle und die weſentlichſten Züge gemeinſam. Auch der Kunſt handelt es ſich um Darſtellungen der Natur, die des Menſchen Gemüth erregen, auf ihn einen Eindruck machen, ſeine Gefühle wecken und ihm dadurch einen Genuſs verſchaffen. Nichts anderes bewirkt die übliche Behandlung der Geſchichte. Sie ſchildert die Begebenheiten, die auf unſer Gemüth einen Eindruck machen, ſie zeichnet uns Lebensläufe hervorragender Menſchen, ihr »Glück und Ende«, Kriege und Schlachten, Siege und Niederlagen — Schauſpiele die uns je nach dem Standpunkt den wir einnehmen bald vor Schrecken erbeben, bald vor Freude aufjauchzen machen. Dabei läſst faſt jeder Hiſtoriker ſeine ſubjective Anſicht über gut und böſe, über gemein und edel in die Darſtellung hinein ſpielen — Anſichten, die nur Ausdrücke ſeiner Subjectivität ſind. Ueber ein und dieſelbe Thatſache trauert der eine, jubelt der

andere; ein und dieselbe Handlung preist der eine, verdammt der andere; ein und dieselbe That hebt der eine in den Himmel, zerrt der andere in den Koth; ein und dasselbe Ereigniss nennt der eine eine himmlische Wohlthat, der andere ein schreckliches Unglück — und alles das sollte Wissenschaft sein? Nein, das ist nichts als Kunst — die freilich auch im menschlichen Leben ihre grosse Rolle und Bedeutung hat, die ihre grosse Aufgabe erfüllt, doch mit Wissenschaft nicht verwechselt werden darf. Denn diese hat es immer und überall nur mit der Natur und ihren Gesetzen zu thun — sie hat nur natürliche Entwicklungen zu betrachten und den ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen nachzuforschen. Freilich ist eine solche rein wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Geschichte erst von dem Momente an möglich, wo man dieselbe als einen Naturprozess erkennt, und sich über das Wesen desselben, über seine elementaren Faktoren und Träger und über die Kräfte und Strebungen, die zwischen diesen walten, ein klares Bild gemacht hat.

---

27. Das Wesen des socialen Naturprozesses.

Wir suchten uns oben die Ueberzeugung zu verschaffen, dass wir es bei der Geschichte der Menschheit mit einem Naturprozesse zu thun haben und fanden in der That in der Geschichtsentwicklung die zwei wesentlichsten Momente die wir bei jedem Naturprozesse begegnen, die zwei Momente die jeden Naturprozess als solchen constituiren, nämlich: heterogene Elemente und gewisse Beziehungen derselben zu- und Einwirkungen aufeinander. Indem wir nun daran gehen, das Wesen dieses Prozesses zu untersuchen, auf die Frage zu antworten,

worin besteht die Entwicklung dieses Prozesses, welche Vorgänge sind es die diese Entwicklung tragen und fortleiten; wollen wir zuerst einen Blick werfen auf die Entwicklung aller anderen Naturprozesse und uns darüber klar werden, worin dort überall diese Entwicklung besteht?

Vor allem nun fällt uns bei jedem Naturprozefs eine allgemeine Erscheinung in's Auge, ein Vorgang der sozusagen die allgemeinste Form der Wirksamkeit jener Kräfte zu sein scheint, die in dem betreffenden Naturprozesse engagirt sind. Diese allgemeinste Erscheinung ist ein Kreislauf, der einen scheinbar immer gleichen Anfang und ein scheinbar immer gleiches Ende hat. Die Himmelskörper drehen sich in ihren bestimmten Kreisen; auch die Wirkung der chemischen Kräfte in der Natur weist vielfach ein Werden und Vergehen und nur ein Wiederauferstehen aus dem Verwesenen auf; noch deutlicher aber zeigt sich dieser Kreislauf im Lebensprozefs der Pflanze und des Thieres mit Einschlufs des Menschen. Nun, über einen Kreislauf menschlicher Geschichte ist viel geschrieben und gesprochen worden [1]; in der That lassen sich gewisse kreislaufähnliche Bewegungen in der Geschichte der Menschheit bemerken, wir erinnern an den Untergang aller hochentwickelten Culturen und an die Entwicklung neuer an ihrer Stelle, an den ewig wechselnden Aufgang und Niedergang der Staaten und Nationen — doch wollen wir hier diese Frage nur berühren und uns ihre eingehendere Betrachtung für später vorbehalten.

Hier erwähnten wir dieselbe nur zu dem Zwecke, damit uns dieser allerdings noch etwas unbestimmte Gedanke vielleicht doch, wenn auch nur gleich einem schwach flimmernden Leitstern den Weg zeige, den die Entwicklung

---

[1]) Vrgl. Lasaulx Philosophie der Geschichte. S. 104 und dessen: »Studien etc.« S. 63.

des Geſchichtsprozeſſes von dem für uns wahrnehmbaren Beginn der Wirkſamkeit der in demſelben waltenden Kräfte an, möglicherweiſe einſchlägt. Von dieſer Entwicklung wollen wir nun handeln. Worin kann ſie beſtehen? Worin kann überhaupt der Ablauf, das Sichabſpielen eines Naturprozeſſes beſtehen? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Das Walten derjenigen Kräfte, die wir als jenen urſprünglichen, heterogenen Elementen innewohnend denken, das Walten dieſer Kräfte oder wie wir dies auch ausdrücken, die Einwirkungen jener elementaren Beſtandtheile auf einander äuſsern ſich produktiv, ſie bringen gewiſſe Geſtaltungen hervor, die, ſo wie ſie ſelbſt eine Combination der elementaren Beſtandtheile ſind, auch wieder gewiſſe uns als höher erſcheinende combinirte Kraftäuſserungen in Action ſetzen oder anders ausgedrückt, Wirkungen üben, die ſich uns als complicirter als die der elementaren Beſtandtheile darſtellen. Dieſer Vorgang ſetzt ſich dann unter Hervorbringung immer höherer, mit höheren Kräften ausgeſtatteter Geſtaltungen weiter fort, und eine Reihe ſolcher Vorgänge bildet dann eben den Verlauf des Naturprozeſſes. Der groſse Fehler der bei der Ausführung dieſes Gedankens bisher immer begangen wurde iſt, wie wir ſchon erwähnten, der, daſs man ſich dabei von der Vorſtellung — dieſer Naturprozeſs ſei eben ein ſolcher, wie einer der andern bekannten, nie frei machen konnte. In Folge deſſen war man beſtrebt, in dem ſocialen Prozeſs, ſtatt ihn in ſeiner Eigenart zu erkennen, thatſächlich einen andern Naturprozeſs z. B. den vegetabiliſchen oder animaliſchen nachzuweiſen. Daher wollte man in den Geſtaltungen, die der ſociale Prozeſs erzeugt, vegetabiliſche oder animaliſche Elemente oder Formen erkennen. (Organiſche Staatslehre u. dgl.) Nun iſt es wohl richtig, daſs der ſoziale Prozeſs im Grunde wie jeder Naturprozeſs verläuft, indem die in ſeinen elementaren Beſtandtheilen waltenden Kräfte ge-

wiſſe Geſtaltungen hervorbringen, die dann die Rolle der elementaren Beſtandtheile weiter führen — nur ſind das eben ſociale Geſtaltungen, alſo weder Zellen, noch Pflanzen, noch Thiere und darf hier die Analogie nicht auf Irrwege führen, indem man die Gattungsmerkmale mit den Artenmerkmalen verwechſelt. Als Naturprozeſs hat der ſociale mit allen andern Naturprozeſſen allerdings gewiſſe Gattungsmerkmale gemeinſam aber als ſocialer Prozeſs unterſcheidet er ſich um eine ganze Artverſchiedenheit von jedem andern. Die Geſtaltungen dieſes Naturprozeſſes ſind alſo weder Zellen noch Gewebe, noch Organe oder Organiſmen; nichts dergleichen!

Es ſind einfach ſociale Gemeinſchaften, die ſei es auf einer Organiſation der Herrſchaft, ſei es auf einer Gemeinſamkeit gewiſſer materieller oder auch geiſtiger Merkmale, Intereſſen oder Errungenſchaften beruhen. Dieſe ſocialen Gemeinſchaften entſtehen im Laufe des geſchichtlichen Naturprozeſſes in den mannigfachſten Combinationen, bauen ſich übereinander auf, kreuzen und verſchlingen ſich vielfältig ineinander, je nach den verſchiedenen Complicationen der ihnen zu Grunde liegenden Intereſſen und Abhängigkeitsverhältniſſen. So wie aber einerſeits der geſchichtliche Naturprozeſs dieſe Gemeinſchaften erzeugt, ſo wird er andererſeits wieder von ihnen als ſeinen Trägern und Factoren unterhalten und gefördert.

28. Die ewige Weſensgleichheit der ſocialen Vorgänge.

Bevor wir nun zur directen Beobachtung dieſes geſchichtlichen Naturprozeſſes ſchreiten, müſſen wir über zwei formale Seiten desſelben einiges vorausſchicken.

Erſtens eine chronologiſche Bemerkung.

Der Irrthum läge auf der Hand, wenn wir den Anfang dieſes Naturprozeſſes erſt an den Anfang unſerer Kenntniſs desſelben ſetzen wollten, denſelben daher von dem Zeitpunkt der erſten geſchichtlichen Tradition oder des erſten autentiſchen Geſchichtszeugniſſes an datiren wollten.

Die bekannte ungefähr 6000 Jahre zurückdatirende geſchichtliche Entwicklung iſt offenbar nur die kleinſte Spanne Zeit jenes groſsen ſocialen Naturprozeſſes der ſich ſeit den Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts auf Erden abſpielte. Darüber laſſen uns die unzweideutigſten Beweiſe und Zeugniſſe über das Daſein des Menſchen in den entlegenſten vorhiſtoriſchen Zeiten gar keinen Zweifel. Nur die Erfindung der Schrift ermöglichte geſchichtliche Aufzeichnungen; dieſe Erfindung iſt im Verhältniſs zum Alter der Menſchheit ſo zu ſagen neueſten Datums Ohne dieſelbe aber wären wir auch heute neben ſpärlichen und vergänglichen Denkmälern auf mündliche Tradition vergangener Zeiten angewieſen, ein ſehr unzulängliches Mittel, in welchem ſich allerdings die längſte Vergangenheit ſo zu ſagen condenſirt erhält, die wir aber aus dieſer Condenſirung herauszuſchälen nicht im Stande ſind. In das unbeſtimmte Dunkel der Tradition, in die Räthſel der verſchiedenſten Denkmale der Vergangenheit (zu denen vorzüglich die Sprache gehört) kann das Auge der Geſchichtsforſchung vorderhand wenigſtens, nur auf die Entfernung von mehreren Tauſend Jahren eindringen. Wie viele Hunderte und vielleicht Tauſende — Tauſende Jahre für uns verborgen liegen, können wir nur ahnen. [1])

---

[1]) Der Ausſpruch Napoleons, daſs von den egyptiſchen Pyramiden 40 Jahrhunderte herabſähen, corrigirt Ranke mit Recht dahin, daſs es »ungezählte Jahrhunderte ſind, die von den Pyramiden auf die heutigen

Nach dieser chronologischen Bemerkung gelangen wir zu einer zweiten Betrachtung. Ist die Entwicklung der Menschheit ein Naturprozess, also eine Folge von Vorgängen, die auf einem Naturgesetz beruht und von demselben beherrscht wird: so müssen, wie wir das schon oben (S. 62) betonten, die Vorgänge aus denen derselbe besteht, immer und überall dieselben gewesen sein, die wir in der Spanne Zeit bekannter Geschichte und in der Gegenwart an demselben beobachten. Denn das oberste Merkmal, die oberste Eigenschaft jedes Naturgesetzes also auch jedes Naturprozesses ist: Allgemeinheit und Allgemeingiltigkeit.

Mit derselben Gewissheit also mit der wir den uns aus der kurzen Spanne Zeit geschichtlicher Ueberlieferung und lebendiger Anschauung bekannten Lauf der Gestirne, das Kreisen von Sonne und Mond, auch für die Millionen vergangener Jahre, aus denen wir darüber keinerlei Zeugniss besitzen, annehmen; mit derselben Gewissheit mit der wir die Wirksamkeit der uns bekannten chemischen, vegetabilischen und animalischen Naturgesetze, wie z. B. die Wirkung der Wärme und Feuchtigkeit auf die Pflanzenwelt u. drgl. auch für jene unbekannte vorhistorische Zeit voraussetzen über die wir gar keine Kunde haben: mit derselben Gewissheit müssen wir alle die Vorgänge auf dem Gebiete des socialen Naturprozesses auch für jene, im Vergleich zu der Spanne Zeit bekannter Geschichte, unendliche Vergangenheit als in fortwährender, ununterbrochener Entwicklung sich vollziehend und abspielend anerkennen, für jene unendliche Vergangenheit aus der uns keinerlei Denkmal, keine Spur eines Zeugnisses, keine mündliche Tradition — nichts, nichts zurückgeblieben ist.

Geschlechter herabblicken« Weltgeschichte I 8. Vrgl. auch Joly, der Mensch vor der Zeit der Metalle S. 215.

Und zwar müſſen wir dieſe ſocialen Vorgänge auch für jene unendliche Vergangenheit als weſentlich derartige anerkennen, wie ſie ſich ſeit den erſten Zeiten bekannter Geſchichte und in der lebendigen Gegenwart vor den Augen der hiſtoriſchen Menſchheit und vor unſern Augen abſpielen. Denn es konnten das offenbar gar keine andern keine weſentlich verſchiedenen Vorgänge ſein, als die welche ſich in der Zeit bekannter Geſchichte und in der Gegenwart auf ſocialem Gebiete vollziehen. Dieſe Anerkennung iſt nichts mehr als die nothwendige Conſequenz des Begriffes: Naturprozeſs.

Wenn wir nun jene ſtets gleich wirkende Urſache, welche die Vorgänge ſowohl auf dem Gebiete der Natur, als auch auf dem des ſocialen Naturprozeſſes immer und ewig weſensgleich ſich vollziehen läſst der, Kürze wegen das Geſetz der ewigen Weſensgleichheit der ſocialen Vorgänge nennen wollen: ſo können wir ſagen, daſs uns dieſes Geſetz den Schlüſſel liefert zur Erkenntniſs jener unendlich langen Reihe von Vorgängen auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes die ſich zwiſchen den Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts auf Erden und dem erſten Aufdämmern bekannter Geſchichte zugetragen haben.

Mit dem Schlüſſel dieſes Geſetzes verſehen, werden wir nach genauer Betrachtung und Erforſchung des Weſens der geſchichtlichen und gegenwärtigen politiſchen und ſocialen Vorgänge uns auch über das Weſen jener, in dem unvergleichlich gröſseren vorhiſtoriſchen Zeitraum vor ſich gegangenen ſocialen Ereigniſſe und Evolutionen eine beiläufige Vorſtellung machen können. — [1])

---

[1]) Die groſsen Fortſchritte und Erkenntniſſe auf dem Gebiete der Geologie datiren ſeit der Aufſtellung des Grundſatzes, daſs »die jetzt auf und in der Erde wirkenden Kräfte nach Art und Maaſs dieſelben ſind

29. Die Einzelvorgänge des Geschichtsprozesses.

Worin bestehen nun diese Vorgänge auf dem Gebiete des socialen Naturprozesses in geschichtlicher Vergangenheit und in der lebendigen Gegenwart? Geschichte und Gegenwart bieten uns ein Bild fast ununterbrochener Kriege von Stämmen gegen Stämme, Völkern gegen Völker, Staaten gegen Staaten, Nationen gegen Nationen.[1] Zweck aller Kriege ist immer der gleiche, wenn er auch unter verschie-

---

wie die, welche in den entlegensten Zeiten geologische Veränderungen herbeigeführt haben, welche Aufstellung das unsterbliche Verdienst Charles Lyells ist.

In der Sprachwissenscbaft proclamirt diesen methodologischen Grundsatz Schleicher. »Das spätere Leben der Sprachen kennen wir zum Theile aus unmittelbarer Anschauung. Dieselben Lebensgesetze, die wir wirklich beobachten können, nehmen wir auch für die Zeiträume als im Wesentlichen giltig an, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen, also auch für die erste Entstehung der Sprachen, die ja auch nur als im Werden gedacht werden kann.« (Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. S. 24.)

» . . . die oben entwickelte Methode vom Bekannten aus auf das Nichtbekannte zu schliessen, gestattet uns nicht, für die der unmittelbaren Beobachtung entrückte Vorzeit andere Gesetze des Lebens vorauszusetzen, als die sind, welche wir in dem unserer Beobachtung zugänglichen Zeitabschnitte wahrnehmen.« Auch Lazarus Geiger hat durch Beobachtung desselben Grundsatzes die Sprachwistenschaft gefördert.

[1]) Einseitigen und engen »culturhistorischen« Auffassungen der Geschichte gegenüber betont Ranke (Weltgeschichte S. VIII) mit Recht, dass »keineswegs allein auf Culturbestrebungen beruht die geschichtliche Entwicklung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang unter einander kämpfen. In diesem Kampfe, der allzeit auch die Gebiete der Cultur umfasst, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft mit einander ringen, wobei dann das Besondere von dem Allgemeinen

denen Formen angeſtrebt und erlangt wird — nämlich ſich des Feindes als Mittels zur Befriedigung eigener Bedürfniſſe zu bedienen.

Ob dieſer Zweck im primitiven Zuſtand durch körperliche Verſpeiſung des Feindes, ob er durch deſſen perſönliche Knechtung und Unterjochung, ob er durch Einverleibung des feindlichen Gebietes unter Auferlegung von Dienſten, Leiſtungen, Steuern u. drgl. auf die Bewohner desſelben, oder ob er endlich durch eine bloſs einmalige auferlegte Contribution erlangt wird bleibt ſich im Hinblick auf das Weſen des Naturprozeſſes gleich. Dieſer Zweck nun iſt die Folge jener uns ſchon bekannten Beziehungen der heterogenen ethniſchen Elemente zu einander; der Krieg ſelbſt, eine Aeuſserung jener in den heterogenen Elementen waltenden Kräfte und Strebungen. Er iſt daher zwiſchen heterogenen Elementen ebenſo natürlich und unvermeidlich wie die ewige Wirkſamkeit der verſchiedenen Kräfte auf dem Gebiete aller andern Naturprozeſſe. [1])

---

umgeſtaltet wird, zugleich aber auch ſich gegen dasſelbe behauptet und reagirt.

. . . . Es giebt ein hiſtoriſches Leben, welches ſich fortſchreitend von einer Nation zur anderu, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampfe der verſchiedenen Völkerſyſteme iſt die allgemeine Geſchichte entſprungen, ſind die Nationalitäten zum Bewuſstſein ihrer ſelbſt gekommeu . . .«

Auch Laſaulx läſst dem Krieg ſeine culturhiſtoriſche Bedeutung indem er betont, »daſs faſt jeder groſse geiſtige Fortſchritt im Leben der Völker durch einen groſsen Völkerkrieg bedingt iſt« (Philoſophie der Geſchichte S. 80). Ueber Weſen und Bedeutung des Krieges vrgl. auch unſere: »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 59.

[1]) Vrgl. Gobineau (I 44) der ſich den ſocialen Naturprozeſs, wo er ſich entwickelt ebenfalls auf dieſe Weiſe entwickeln läſst: »Nous laissons donc ces tribus insociables de côté et nous continuons la marche ascendante avec celles qui comprennent que, soit par la guerre, soit par la paix, si elles veulent augmenter leur puissance et leur bien-être, c'est

Erreicht nun der Krieg feinen Zweck, fo entfteht zwifchen den heterogenen Elementen ein Verhältnifs der Abhängigkeit refp. Herrfchaft des einen oder der verbündeten Elemente der Sieger, über die andern, welche befiegt und unterjocht wurden. [1]) Sind die Sieger über die Stufe des Cannibalifmus bereits hinaus und trachten fie die erlangte Herrfchaft dauernd zu erhalten, fo fchreiten fie zu einer folchen Organifirung derfelben, welche ihnen die dauernde Ausnützung des gegründeten Herrfchaftsverhältniffes geftattet. Diefs gefchieht mittelft ftaatlicher Einrichtungen. [2]) Wo nun diefelben einmal gegründet werden, wo nur ein Staat entfteht, da fehen wir eine immer und überall wefensgleiche, gefetzmäfsige Entwicklung desfelben die fich daraus erklärt, weil es immer und überall diefelben Bedürfniffe der Herrfchenden find, aus denen diefe Einrichtungen hervorgehen und im Grunde immer diefelben Reactionen der Beherrfchten denen fich diefe Einrichtungen immer gleicherweife anpaffen müffen. Aus diefen gegenfeitigen Verhältniffen entftehen im Laufe der ftaatlichen Entwicklung immer diefelben wefensgleichen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthfchaft. Daneben aber entwickelt fich auch unter den Einwirkungen diefes ganzen ftaatlichen Lebens der menfchliche Geift oder deutlicher gefagt der Geift derjenigen Menfchen, die von der Noth des Lebens nicht abforbirt und erdrückt, in freieren Stel-

---

une absolue nécessité que de forcer leurs voisins d'entrer dans leur cercle d'existence. La guerre est bien incontestablement le plus simple de deux moyens. La guerre se fait donc; mais la campagne finie, quand les passions destructives sont satisfaites, il reste des prisonniers, ces prisonniers deviennent des esclaves, ces esclaves travaillent; voilà des rangs, voilà une industrie, voilà une tribu devenue peuplade.« Vergleiche auch Hellwald l. c. S. 44.

[1]) Siehe unten Cap. 32.

[2]) Vrgl. unfer philofophifches Staatsrecht Wien 1877 S. 20 ff.

lungen und bei natürlichen Anlagen ſich der Verbeſſerung und der Verſchönerung des Lebens widmen können und natürlichen Neigungen folgend, ſich geiſtigen und künſtleriſchen Arbeiten widmend, Werke der Technik, der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchaffen.

Die Geſammtheit aber all dieſer im Staate und durch ihn allein ermöglicht, entſtehenden und geſchaffenen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthſchaft, der Technik, der Kunſt und Wiſſenſchaft nennen wir Cultur. Das ſind nun die immer und überall ſich wiederholenden Vorgänge und Ergebniſſe des geſchichtlichen Naturprozeſſes. Wollen wir aber denſelben ſeinem innerſten Weſen nach genauer kennen lernen, ſo müſſen wir ſeine einzelnen Momente der Reihenfolge nach einer Beobachtung unterziehen. Wir müſſen alſo zuerſt ſo zu ſagen die Subjecte desſelben, die Darſteller des hiſtoriſchen Dramas, die ethniſchen Elemente und ihre ſocialen Verbindungen und Combinationen; ſodann die Actionen und Bewegungen derſelben, den Kampf und Krieg, mit ſammt der Staatengründung- und Entwicklung; endlich das Entſtehen der Cultur, die Entwicklung derſelben auf ihren einzelnen Gebieten, einer Prüfung unterwerfen und alle dieſe Momente des geſchichtlichen Naturprozeſſes ihrem Weſen nnd ihrer Bedeutung nach zu ergründen trachten.

---

30. Sociale Gemeinſchaften.

Wenn wir nun nicht in den Fehler der modernen Sociologen verfallen ſollen die ganz unbeſtimmt von »Geſellſchaft« oder »Gemeinſchaft« reden, ohne ſich über dieſen Begriff klare Rechenſchaft zu geben: ſo

müſſen wir vor allem die verſchiedenen, als natürliche Einheiten wirklich exiſtirenden oder wirklich vorhanden geweſenen ſocialen Gruppen und Gemeinſchaften in's Auge faſſen.[1])

Wenn wir uns nun nach dieſen ſocialen Einheiten, nach dieſen Gemeinſchaften umſchauen, die, ſelbſt Geſtaltungen des ſocialen Naturprozeſſes, denſelben als deſſen Träger und Factoren weiter fördern und fortleiten: ſo treten uns in erſter Linie, aus der uns umgebenden lebendigen Gegenwart die Staaten entgegen, das iſt die organiſirten Gemeinſchaften von Menſchengruppen, welche wir

---

[1]) Den Anfang die Geſetzmäſsigkeit der Maſſenbewegungen zu beobachten machten die Statiſtiker ſeit Süſsmilch's »göttlicher Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts« (1742). Nun faſsten aber die Statiſtiker als einheitlichen Beobachtungsgegenſtand die erſte beſte politiſch umgrenzte Bevölkerungsmaſſe alſo die Bewohner einer Stadt, oder eines Staates. Die Erfolgloſigkeit der ſtatiſtiſchen Unterſuchungen mit Rückſicht auf die Auffindung allgemein gültiger Geſetze hat nun ihre Urſache zum groſsen Theile gewiſs darin, daſs dieſe Beobachtungsgegenſtände keine natürlichen ſocialen Einheiten ſind. Freilich hat ſeither die Statiſtik die Tendenz ihre Beobachtungen zu ſpezialiſiren, d. h. für dieſelben die natürlichen Beſtandtheile dieſer politiſchen Gemeinſchaften aufzuſuchen. Auf dieſe Tendenz iſt die Wendung von der Staatenſtatiſtik zur ſogenannten ethnographiſchen Statiſtik (Wappäus, Czörnig, Adolf Ficker) zurückzuführen. Quetelet hat dieſen Fortſchritt nicht gefördert, indem er immer nur den nebelhaften, ganz unbeſtimmten Begriff »Geſellſchaft« im Sinne hat und in Folge deſſen zur Aufſtellung des »mittleren Menſchen« gelangt, welcher doch nur ein Rechnungsreſultat und nichts anderes iſt. Seine Beobachtungen ſtellt Quetelet aber thatſächlich nicht an einer (nichtexiſtirenden) »Geſellſchaft« ſondern an politiſchen Gemeinweſen wie Städte und Staaten an. Daher kann er auch zu gar keinen andern Reſultaten gelangen, als zu den chimäriſchen Geſetzen denen der »mitt'ere« Menſch unterliegt. Das ſind aber gar keine Geſetze. Freilich iſt auch die neuere ethnographiſche Statiſtik erſt ein Uebergang zu derjenigen, welche die wirklichen ethniſchen oder ſocialen Einheiten zu ihrem Gegenſtande nehmen wird, und erſt auf dieſe Weiſe zur Aufſtellung wirklicher Geſetze des Maſſenlebens und der Maſſenbewegung wird gelangen können.

eben in Rückficht auf ihre einheitliche Zufammenfaffung im Staate Völker nennen.

Die Staaten find daher diejenigen Formen der Zufammenfaffung einer Bevölkerung, in denen diefe letztere als Factor des Gefchichtsprozeffes thätig auftritt. Denn als Staaten führen die Völker Kriege mit einander, als Staaten kämpfen fie auch im Frieden durch friedliche Mittel für ihre mannigfachen Sonderintereffen — kurz als Staaten machen die Völker Gefchichte.

Können wir aber diefe »Staatsvölker« als unabänderliche, fefte und dauernde ethnifche Elemente anfehen, die den Naturprozefs der Gefchichte durch ihre Action in Flufs erhalten? Keineswegs! denn eine nähere Betrachtung zeigt uns, dafs die Staaten und ihre Völker felbft nur Producte und Refultate gefchichtlicher Entwicklung find, dafs fie felbft aus heterogenen ethnifchen Elementen entftehen, welche in ihnen nur zu einem fcheinbaren Ruhepunkte und zu einer einheitlichen Zufammenfaffung behufs weiterer gefchichtlicher Action gelangt find. Es giebt gar keinen Staat und hat nie einen gegeben, deffen Bevölkerung nicht aus heterogenen ethnifchen Elementen beftehen würde und diefe Thatfache gehört fo zum innerften Wefen des Staates, dafs wir uns ohne diefelbe keinen Staat denken können. [1])

Allerdings liegt bei einigen Staaten (Oefterreich, Rufsland, England u. f. w.) die Heterogeneität ihrer ethnifchen Beftandtheile noch ganz offen vor unfern Augen, während in andern, die man heutzutage als »Nationalftaaten« bezeichnet diefe ethnifche Heterogeneität nur der hiftorifchen Forfchung bekannt und fichtbar ift, im Leben der Gegen-

---

[1]) Ueber diefe Befchaffenheit des Staates, fodann über die Begriffe Stamm, Volk, Nation fiehe unfer Philofophifches Staatsrecht §§. 8—12. Ferner unfer »Recht der Nationalitäten etc.« Innsbruck 1879. Anhang A.

wart aber, wenigſtens für die oberflächliche Betrachtung und von ferne geſehen, ſich ſcheinbare Homogeneität herausgebildet hat bei der uns nur noch leicht in einander übergehende und verſchwimmende Claſſen- und Standesgegenſätze an einſtige ethniſche Heterogeneität erinnern. So z. B. in Frankreich,[1]) Italien, Deutſchland (mit Ausnahme ſeiner öſtlichen Provinzen), Spanien u. ſ. w. Und dieſe Verhältniſſe ſind durchaus nicht eine Eigenthümlichkeit der europäiſchen Staaten; wir finden ſie in allen andern Welttheilen. Wer kennt nicht aus Reiſeberichten und ethnographiſchen Schilderungen die bunte Miſchung heterogener ethniſcher Beſtandtheile der Bevölkerungen der Staaten, ſowohl Nord- als Südamerikas? Doch wird man vielleicht geneigt ſein, dieſe letztere Thatſache als eine abnormale Erſcheinung, die durch die Eroberung und Coloniſirung Amerikas durch die Europäer »künſtlich« herbeigeführt wurde, aufzufaſſen. Bietet uns aber Aſien und Afrika ein anderes Bild?

Man betrachte die bunte Miſchung der Bevölkerung Indiens, wo im Bereiche der engliſchen Herrſchaft die verſchiedenſten ethniſchen Beſtandtheile über 130 verſchiedene Sprachen ſprechen; oder Egypten, deſſen Bevölkerung ſich aus Fellah's, Kopten, Beduinen, Nubier und Sudaner, Türken und Griechen u. ſ. w. zuſammenſetzt. Oder will man dieſe Verhältniſſe nur als für die »civiliſirten Staaten« zugeben und dieſelben nur auf Rechnung der »Cultur« ſetzen, dagegen die »Naturſtaaten« als von ſolchen »unnatürlichen« Miſchungen frei hinſtellen? Aber auch die »Naturſtaaten« Afrika's bieten dasſelbe Bild. —

Und wenn wir uns endlich jenen Territorien zuwenden wohin ſtaatliche Einrichtungen und ſtaatliche Ordnungen noch ſehr wenig oder gar nicht vorgedrungen ſind, ſteigt

---

[1]) Vrgl. übrigens weiter unten die Note.

die Vielheit der heterogenen ethnifchen Beftandtheile in's Unglaubliche. »Noch vor nicht langer Zeit unterfchied man über hundert verfchiedene Völker und Volksgemeinfchaften im Kaukafus die mehr als 60 Sprachen und Dialecte redeten« berichtet Kefsler. [1])

Ungefähr diefelben Verhältniffe finden wir, wenn wir die Wohnfitze der afiatifchen Völkerfchaften, z. B. der Turkmenen und Kirgifen überblicken — überall diefelbe Vielheit von Stämmen und nicht minder von Sprachen, obwohl die letzteren leichter ausfterben als die erfteren; diefelben Verhältniffe endlich zeigen fich uns in den kaum entdeckten Territorien Inner-Afrikas und in den von wilden Indianerftämmen durchfchweiften Ländereien Nord- und Süd-Amerikas. [2])

Wir fehen alfo, dafs die Vielheit der heterogenen ethnifchen Einheiten und Elemente um fo gröfser wird, je primitiveren focialen Zuftänden wir uns nähern oder je weiter wir in die Vergangenheit der Staaten zurückgreifen.

Dafs übrigens die Zahl der heterogenen ethnifchen Elemente im Laufe der Gefchichte nicht zu- fondern abnimmt, indem früher heterogene Elemente mit einander verfchmelzen und in einander übergehen: dafür fpricht ja auch der Umftand, dafs es wohl Stämme und Völkerfchaften giebt die ihre urfprüngliche Sprache und Eigen-

---

[1]) Verhandlungen der Gefellfchaft für Erdkunde in Berlin B. VIII Seite 39.

[2]) »Dafs von den Negern Afrika's und den Indianern Amerika's eine Unzahl von Sprachen gefprochen wird und dafs fie in eine beinahe unglaubliche Menge von Völkern zerfallen dies ift ein Factum, welches durch das übereinftimmende Urtheil aller Miffionäre und Reifenden über allen Zweifel erhoben ift. Und auch die Wiffenfchaft war, trotz den anfehnlichen Hilfsmitteln, welche ihr zu Gebote geftellt waren, nicht im Stande, die Einheit diefer Sprachen und Völker, fo gerne fie es gethan hätte (!) zu erweifen.« Müller Ethnographie S. 15.

thümlichkeiten aufgaben und mit andern ethnischen Einheiten eine gemeinschaftliche Sprache und Cultur annahmen, dass aber die bekannte Geschichte keinen Fall einer neu entstehenden Sprache kennt. »Es giebt, sagt Schleicher, kein historisches Beispiel einer sich bildenden Sprachr.« [1])

Mit diesen Thatsachen der Geschichte, die uns den Entwicklungsgang der Menschheit als einen ewigen Verschmelzungs- und Amalgamirungsprozess ursprünglich heterogener Elemente zeigen, (siehe oben S. 62) steht aber in grellstem Widerspruche die Hypothese, dass die heutzutage vorhandenen Varietäten von Menschen aus einer ursprünglichen Gleichheit sich herausdifferenzirt haben und dass diejenigen Gruppen und Gesammtheiten von Menschen, die wir heute als Menschheitsstämme oder Rassen bezeichnen, Resultate eines solchen Differenzirungs-Prozesses wären. Nach dieser Hypothese nämlich wäre der Entwicklungsgang der vorhistorischen Menschheit ein umgekehrter als derjenige, den wir in der geschichtlichen Zeit beobachten können, es wäre ein Entwicklungsgang nicht der Assimilirung des Heterogenen, sondern der Differenzirung des Homogenen. Nun, das von uns oben aufgestellte Gesetz der ewigen Wesensgleichheit im Zusammenhalte mit der bekannten Geschichte lässt eine solche Hypothese nicht zu. Denn die darnach nothwendig sich ergebende Annahme, als ob von Uranfang des Menschengeschlechts auf Erden bis zum Zeitpunkt bekannter Geschichte sich ein Differenzirungsprozess — von da aber angefangen der umgekehrte, nämlich der Assimilirungs- und Verschmelzungsprozess abspielte, wäre offenbar ein Unsinn.

Bezeugt uns die bekannte Geschichte der Menschheit den Assimilirungsprozess des Heterogenen

---

[1]) Schleicher, Zur vergleichenden Sprachgeschichte S. 16.

ſo müſſen wir uns denſelben, kraft des Geſetzes der ewigen Weſensgleichheit ſocialer Vorgänge, von den erſten Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts, von jenen urſprünglichen Menſchenſchwärmen an, als wirkſam und continuirlich ſich abſpielend denken.

So hat ſich uns denn, indem wir von der ethniſchen Analyſe der heutigen Staaten ausgiengen, eine unendliche Perſpective nach rückwärts eröffnet, bis in die dunklen Anfänge der Entſtehung der Menſchheit auf Erden. Es iſt nun klar, daſs ſeit jenen Anfängen bis zum Zuſtand der hiſtoriſchen und gegenwärtigen Staatenbildungen die Menſchheit eine groſse Zahl auf mannigfaltigſte Weiſe combinirter ſocialer Gemeinſchaften und Geſtaltungen durchmachte, und daſs dieſe Entwicklung mit den heutigen Staaten noch nicht abgeſchloſſen ſein kann. Da nun dieſe ganze Entwicklung offenbar eine ſtreng geſetzmäſsige iſt, ſo ſollten ſich, wohl unter den vielen ſocialen Gemeinſchaften die im Laufe derſelben ſich herausbildeten und dann wieder in neuen ſocialen Geſtaltungen aufgiengen, gewiſſe Typen unterſcheiden laſſen, die unter ähnlichen Umſtänden entſtanden, in ihrem Weſen und Character uns gewiſſe Analogien und Aehnlichkeiten bieten.

Dieſer Gegenſtand nun, die verſchiedenen Arten ſocialer Gemeinſchaften iſt, leider von der Wiſſenſchaft faſt ganz unbeachtet gelaſſen oder doch nur ſehr ungenügend gewürdigt worden.

Das erhellt ſchon aus dem Umſtand, daſs uns für die unendliche Mannigfaltigkeit ſocialer Gemeinſchaften und Einheiten eine ſo kleine Zahl von Bezeichnungen und Begriffen zu Gebote ſteht, und daſs die Forſcher gezwungen ſind, dieſelbe Bezeichnung abwechſelnd für die verſchiedenſten Begriffe ſocialer Gemeinſchaften zu gebrauchen, was die gröſste Unklarheit und Verworrenheit zur Folge hat und jede wiſſenſchaftliche Operation zu der vor allem

klare Begriffe und präcise Bezeichnungen nöthig sind, auf diesem Gebiete erschwert. [1]) Man denke nur an die gebräuchlichen Bezeichnungen: Stamm, Rasse, Volk, Völkerschaft, Völkerfamilie, Nation, Nationalität. Keinem einzigen dieser Worte entspricht ein klarer Begriff, jedes wird von den verschiedensten Forschern und auch im täglichen Leben abwechselnd für die verschiedensten Begriffe socialer Gemeinschaften gebraucht. Uebereinstimmung herrscht über keinen dieser Begriffe: was unter Volk zu verstehen sei, was Rasse zu bedeuten habe, was man sich unter Stamm denken solle, was Völkerschaft, was Völkerfamilie, was Nation und Nationalität heisse — weiss heute niemand mit Bestimmtheit zu sagen und es wäre unsererseits Vermessenheit angesichts dieses allgemeinen Schwankens der Begriffe eine apodiktische Erklärung derselben den Lesern aufoctroyiren zu wollen, zumal ein absoluter Mangel an tauglichen und entsprechenden Benennungen und Bezeichnungen auch uns leicht in die Lage bringen kann ein und dasselbe Wort oft in verschiedener Bedeutung gebrauchen zu müssen. Ein Grund dieser Unbestimmtheit und dieses Schwankens liegt unter anderem freilich auch darin, dass diese Begriffe im ewigen Strom der Entwicklung stehen; dass, was vor Jahrhunderten Stämme waren, sich heute in Völker und Nationen verwandelt hat; dass, was einst fremde Völkerschaften waren, zwischen denen ein förmlicher Rassenhass

---

[1]) Es sei hier an folgende richtige Bemerkung Thomassen's erinnert: »Für die höchsten und tiefsten Untersuchungen sind unsere Sprachen noch immer äusserst unvollkommen. Die Mathematik würde niemals zu ihrer heutigen Ausbildung gelangt sein, wenn für sie nicht eine besondere Sprache wäre erfunden worden. Das lässt sich bei der Mathematik durchführen für andere Gebiete, z. B. jenes der Philosophie, sind bis jetzt die Schwierigkeiten unübersteiglich. Indessen rastet und ruht Nichts in der Welt, auch hier wird der Fortschritt noch unermesslich Vieles bringen« Geschichte und System der Natur (1874) S. 250.

herrſchte wie z. B. zwiſchen Griechen und den ſie umgebenden Barbaren heutzutage ſich zu einer Raſſe zählt u. ſ. w. Dieſer ewige Wechſel der Dinge, das ewige Ineinanderfließen und die ewigen Verwandlungen des Weſens und der Formen erſchweren die Bildung feſter Begriffe.

Auch der Umſtand, daſs das menſchliche Auge ſich erſt lange üben muſs, um Verſchiedenheiten menſchlicher Typen zu unterſcheiden, trägt viel dazu bei, daſs wir oft Raſſen und Stammeseinheit dort wahrzunehmen glauben, wo ſie thatſächlich nicht exiſtirt. Für das ungeübte Auge des Europäers ſind alle Bewohner Chinas ein Menſchenſchlag und gewiſs ſcheinen umgekehrt alle Europäer den Chineſen ein Menſchenſtamm zu ſein.

Als die Spanier Amerika entdeckten, erſchienen ihnen alle Indianer des neuen Welttheiles als eine Menſchenfamilie. Pedro Cieça de Leon ſchrieb damals: »Dieſes Volk, Männer und Frauen obgleich es in eine ſo bedeutende Menge von Stämmen oder Nationen, welche die verſchiedenſten Klimate bewohnen zerſplittert iſt, erſcheint nichts deſtoweniger als nur von einer einzigen Familie abſtammend«. Nach neueren Unterſuchungen exiſtiren aber unter den Indianerſtämmen über 500 verſchiedene Sprachen — trotzdem ſo viele Sprachen mitſammt den ſie redenden Stämmen ſchon untergegangen ſind. [1])

Daher herrſcht denn auch bezüglich keiner andern wiſſenſchaftlichen Frage eine ſolche heilloſe Verwirrung und Zerfahrenheit, wie bezüglich der Frage der Eintheilung der Menſchheit in Raſſen und Stämme. Hier iſt alles Willkühr und ſubjectives Scheinen und Meinen: nirgends ein feſter Boden, nirgends ein ſicherer Anhaltspunkt und auch nirgends ein poſitives Reſultat.

---

[1]) Vergleiche Appun: Die Indianerſtämme etc. in Ausland 1871, 1872.

Die Sprachwiſſenſchaft theilt die Menſchheit nach den verſchiedenen Sprachen ohne zu bedenken, daſs dieſe Eintheilung nur den Sinn haben kann, daſs dieſe Menſchengruppen heute dieſe Sprachen ſprechen — und daſs dieſe Eintheilung der Sprachen mit der ethniſchen Eintheilung der Menſchheit nichts zu ſchaffen hat.

Nicht beſſer iſt der Vorgang der Hiſtoriker und Ethnographen. Sie theilen die Menſchheit nach verſchiedenen Kriterien die ſich aus der Geſchichte und Culturentwicklung, im Zuſammenhalte mit der Sprache ergeben.

Eine ſolche Eintheilung iſt z. B. die in Arier, Semiten und Turanier. So pflegen die Hiſtoriker des orientaliſchen Alterthums immer wieder die Frage aufzuwerfen nach der »Zugehörigkeit« der einzelnen Völker zu den groſsen »Stämmen« in denen man die Menſchheit zu theilen beliebte. Man fragt bei Aegyptern, Medern, Perſern, Baktrern, Scythen u. drgl. ob ſie Arier, Semiten oder Turanier ſeien und entſcheidet ſich bald für die eine, bald für die andere Gruppirung unter ſteter und allſeitiger Feſthaltung gewiſſer Völker als Hauptrepräſentanten und characteriſtiſcher Typen der beſagten drei »Stämme«. Es gibt nun nichts Irrthümlicheres und mehr Falſches als dieſer ganze Vorſtellungskreis deſſen Geneſis wir hier kurz darlegen wollen.

Wir müſſen dabei an jene Denkgewohnheit anknüpfen, von der wir oben (ſ. S. 27) handelten, die im Monogeniſmus ihren Ausdruck findet und die exiſtirende Vielheit der Menſchen auf eine einheitliche Wurzel zurückführt. Wenn nun dieſem primitiven Denken neben der Vielheit der Menſchen eine Verſchiedenheit derſelben und zwar eine Verſchiedenheit der einzelnen Menſchengruppen und Stämme entgegentrat: ſo gab es für dasſelbe gar keine andere Möglichkeit der Erklärung dieſer Thatſache als die Zurückführung der Abſtammung dieſer verſchiedenen Menſchenſtämme auf ver-

schiedene Sprößlinge des einen Elternpaares. Eine solche Erklärung war die nothwendige Consequenz jener monogenistischen Anschauung, eine nothwendige Vorstellung jenes primitiven Denkens, das noch mit den einfachsten Elementen menschlicher Denkthätigkeit arbeitete. Als eminentes Beispiel solch primitiver Vorstellungen können die bekannten Völkertafeln der Bibel dienen. [1]) Wenn die damaligen Historiker eine Verschiedenheit der Menschengruppen und Stämme bemerkten, wenn der Sprachgebrauch der Zeit die einen als die Sem's, die andern als die Cham's, die dritten als die Japhet's bezeichnete: so ergab sich für das damalige Denken nothwendigerweise die Erklärung, daſs es einmal einen Stammvater gab, der drei verschiedene Söhne hatte die Sem, Japhet und Cham hieſsen und die Stammväter der betreffenden Menschengruppen wurden — welche letzteren mit der Zeit auch verschiedene Sprachen annahmen. [2])

Wir sind nun heute so weit die Naivetät dieser Denkoperation einzusehen. Ist aber, fragen wir, die Gesammtheit der Menschen, ist unsere heutige Intelligenz, ja ist das Gros der heutigen Historiker über die Art und Weise des Denkens, welche jenen biblischen und andern sagenhaften Erklärungen zu Grunde lag, hinaus? Im Wesentlichen keineswegs. In etwas veränderter Form werden für die-

[1]) Auch Berosus Babilonische Berichte, die heiligen Schriften der Inder, der Perser, die Traditionen der Skythen, der Griechen u. s. w. enthalten solche »Völkertafeln«, vrgl. darüber Lasaulx Philosophie der Geschichte S. 87. ff.

[2]) Auf demselbem primitiven Standpunkt befand sich das Denken der Germanen zur Zeit des Tacitus: Manno tris filios assignant e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones medii Herminones, ceteri Istaevones. Auch die volksthümliche Geschichtserzählung der Slaven hat die Verschiedenheiten zwischen Lechen, Czechen und Russen auf die drei Brüder Lech, Czech, Russ zurückgeführt. Immer dieselbe Denkoperation zur Erklärung derselben Erscheinung.

ſelben Erſcheinungen der Menſchheitsgeſchichte von der Denkthätigkeit unſerer Zeit dieſelben Erklärungen hervorgebracht wie vor 2000 und 3000 Jahren.

Während man ſich nämlich lange Jahrhunderte (und theilweiſe noch heute!) mit der bibliſchen Erklärung zufrieden ſtellte und in der ganzen Menſchheit nur die Nachkommen dieſer unglückſeligen Brüder Sem, Japhet und Cham ſah, hat man heutzutage dieſe Anſchauung nur ſehr unweſentlich und nur theilweiſe geändert. Das kam aber folgendermaſsen. Die Entdeckung des Sanskrit als der Quelle der europäiſchen Sprachen brachte die total unberechtigte und falſche Vorſtellung auf, daſs alle die europäiſchen Völker deren Sprachen vom Sanskrit abſtammen, von jenem Volke abſtammen müſſen, welches ſich des Sanskrits bediente. Da ſich nun jenes Sanskritvolk »Arier« nannte, ſo war man bald dabei alle die Völker die ſich der vom Sanskrit abſtammenden Sprachen bedienten »ariſch» zu nennen. Da die Sprachwiſſenſchaft nun neben dieſen ariſchen Sprachen noch zwei andere, auf das ariſche nicht zurückführbare Sprachgruppen aufſtellte, nämlich die Semitiſche und Turaniſche (Mongoliſche), ſo bildete man darnach einen »ſemitiſchen« Menſchenſtamm und einen »turaniſchen.« Dieſe Eintheilung der Menſchheit hat ganz denſelben Werth wie jene bibliſche Genealogienbildung von Sem, Japhet und Cham, wie die von Tacitus überlieferte germaniſche von den drei Brüdern Ingaev, Iſtäv und Hermin oder die ſlaviſche Czech, Lech, Ruſs. Sie iſt nichts mehr als der Ausdruck einer momentan waltenden Vorſtellung die ſich aus einer *in der gegebenen Zeit exiſtirenden Verſchiedenheit* der Menſchengruppen ergibt; ſie iſt eine natürliche Erklärungs-Art der exiſtirenden, *aus ganz andern ſocialen, politiſchen und hiſtoriſchen Factoren und Prämiſſen* ſich ergebenden ſogenannten »Raſſen«-Unterſchiede. Eine

wirkliche ethnologische Thatsache liegt diesen Eintheilungen keineswegs zu Grunde — wie denn auch diese Eintheilungen fortwährend wechseln und über dieselben unter den Forschern nie eine Einigkeit erzielt werden kann. (Man denke nur an die, die obige Eintheilung in arisch und semitisch durchkreuzende Aufstellung der Gruppen »indogermanisch«, »kaukasisch« etc.) So würden zum Beispiel die Griechen des Alterthums gewiss nicht zugegeben haben, dass sie mit den »Barbaren« des Nordens Stammesbrüder seien — was ihnen die heutigen »gelehrt und civilisirt« gewordenen Barbaren Europa's hintendrein, auf Grund von Sanskritforschungen imputiren, ohne zu bedenken, dass jeder Schluss von der Sprache der Völker auf ihre Abstammung ein vollkommen grundloser und ungerechtfertigter ist.

Nichtsdestoweniger haben solche jederzeit je nach dem socialen Bedürfnisse und dem Zustand der Vorstellungen auftauchende Eintheilungen der Menschheit in einige wenige Hauptstämme, welche im Grossen und Ganzen eine nothwendige Consequenz der monogenistischen Anschauung sind, nichts destoweniger sagen wir, haben diese Eintheilungen eine grosse Zähigkeit und Stabilität und ändern sich nur langsam nach Jahrhunderten mit vollkommenem Umschwung der ihnen zu Grunde liegenden socialen Verhältnisse. So haben z. B. im europäischen Mittelalter die adeligen Stände sich als Japhetiten, dem Landvolke als Chamiten entgegengesetzt. — Heute, nachdem auf socialem Gebiete seit dem 18. Jahrhundert ein Umschwung eingetreten ist, liess man die Spaltung in Japhetiten und Chamiten fallen und hält sich schon Gottlob für stammverwandte Arier.

Wie werthlos aber alle diese Eintheilungen der Menschheit sind, dürfte aus Obigem zur Genüge erhellen.[1])

---

[1]) Zur Beurtheilung der Methode und zur gebührenden Würdigung der Hohlheit biblischer Völkertafeln und Genealogien (die im Grossen

Und auch nicht glücklicher als Linguisten und Historiker sind in dieser Frage die eigentlichen Anthropologen, welche die Menschheit nach physiologischen und anatomischen Kriterien in Stämme und Rassen eintheilen wollen. Welche traurige Rolle alle die antropologischen Messungen von Schädel u. dgl. spielen, wird jeder ermessen, der je sich aus diesen Untersuchungen über die verschiedenen Typen der Menschheit Rath erholen wollte. Alles geht durcheinander, die »mittleren« Zahlen und Maaſse geben gar kein greifbares Resultat. Was der eine Antropologe als Germanischen Typus beschreibt, das paſst nach dem andern ganz auf die Slaven. Es gibt mongolische Typen unter den »Ariern« und man kommt jeden Augenblick in die Lage, nach »anthropologischen« Kriterien »Arier« für

---

und Ganzen heute noch maſsgebend sind!) möge folgende Stelle aus Movers über die biblischen Canaaniter dienen: »Wenn die vorisraelitischen Bewohner Palästinas, deren Benennung Canaaniter von dem Landesnamen Canaan abgeleitet ist, von einem einzigen aus dem Landesnamen Canaan abstrahirten Stammvater abgeleitet werden, so liegt darin freilich ein gewichtiges Zeugniſs, daſs diese Völker seit langer Zeit einander nahe gestanden; allein wer die Art dieser Genealogien kennt und für den vorliegenden Fall sie erwägt, wird nicht in Abrede stellen, daſs alle von den Alterthumsforschern daraus gezogenen Consequenzen und Voraussetzungen von einer ursprünglichen Einheit der nur in einem weiteren und uneigentlichen Sinne des Wortes von den Israeliten so genannten Canaaniter, von einer gleichzeitigen Einwanderung derselben, von der Vertreibung oder Unterjochung angeblicher Urbewohner u. s. w. im Grunde keine bessere Basis haben als z. B. der Name Hellen und Hellenen für derartige Hypothesen und Combinationen bieten würde. Unterwerfen wir die Sache einer näheren Prüfung, so kann nach den biblischen Angaben nichts deutlicher sein, als daſs die vorisraelitische Bevölkerung des palästinischen Binnenlandes, welche im alten Testamente im übertragenen Sinne des Wortes Canaaniter heiſst in der Urzeit keinen einzigen eng verbundenen Volksstamm gebildet hat . . .« (Die Phönizier II S. 62.) Und doch werden sie als von einem gemeinsamen Stammvater Canaan abstammend dargestellt!

Semiten zu halten und umgekehrt. Wir haben es eben bei dem in phyſiſcher Beziehung wirr durcheinandergehenden gordiſchen Knoten der Menſchheit mit einem auf phyſiſchem Gebiete unlösbarem Problem zu thun — und können uns nur an die thatſächlichen ſocialen und nationalen Gruppen halten, auf deren Bildung ganz andere, nicht phyſiſche Momente den entſcheidenden Einfluſs übten.

Darnach ſehen wir im Laufe der Entwicklung der Menſchheit immer und überall aus heterogenen Gruppen die wir einfach Raſſen nennen wollen, höhere Gemeinſchaften entſtehen, die ſich wieder im Gegenſatz zu andern heterogenen Gruppen und Gemeinſchaften als Raſſen darſtellen. Denn ebenſo wie es genau genommen, im naturwiſſenſchaftlichen Sinne heutzutage gewiſs keine Raſſen mehr gibt; da es heutzutage keine Menſchenſtämme gibt die ſich im primitivſten Zuſtande der Einheitlichkeit der Urſchwärme befänden: ſo kann man andererſeits alle die heterogenen ethniſchen ja ſogar ſocialen Gruppen und Gemeinſchaften die im Kampfe mit einander die Träger des Geſchichtsprozeſſes ſind, ſehr wohl als Raſſen bezeichnen.

Denn die Raſſe kann heutzutage gar nie und nirgends blos ein naturwiſſenſchaftlicher Begriff im engern Sinne des Wortes ſein, ſondern ſie iſt überall nur mehr ein geſchichtlicher Begriff; ſie iſt nicht das Produkt eines bloſsen Naturprozeſſes in der bisherigen Bedeutung dieſes Wortes, ſondern ſie iſt ein Produkt des Geſchichtsprozeſſes der allerdings auch ein Naturprozeſs iſt. Die Raſſe iſt eine im Laufe der Geſchichte, in und durch die ſociale Entwicklung entſtandene Einheit — und zwar eine Einheit, die ihren Ausgangspunkt wie wir das ſehen werden, in geiſtigen Momenten (Sprache, Religion, Sitte, Recht, Cultur etc.) findet und erſt von da aus zu dem mächtigſten

physischen Momente, zu dem wahrhaften Kitt der sie zusammenhält, zu der Einheit des Blutes gelangt.

In dem Maasse nun, in welchem sich heterogene ethnische Einheiten durch grössere oder geringere Zahl geistiger oder körperlicher Gemeinsamkeiten weiter oder näher oder vollkommen fremd gegenüber stehen, in dem Maasse gibt es grössere oder kleinere Rassengegensätze. Aber auch der geringste Rassengegensatz ist schon genügend um unter Umständen Kampf und Krieg hervorzurufen.

Ob es aber weiter von einander abstehende oder sich durch die eine oder andere Gemeinsamkeit berührende Rassen sind, das ändert nie etwas an der Natur des Kampfes und Krieges. Denn Kampf und Krieg haben ihre besondere zwingende Natur, ihr besonderes blutdürstiges Gesetz das sich immer und überall den Kämpfenden allgewaltig aufdrängt und jeden Kampf heterogener ethnischer und socialer Elemente zu einem »Rassenkampfe« macht, möge nun der Gegensatz dieser Rassen ein grösserer oder geringerer sein. In dieser Bedeutung nun bezeichnen wir die Kämpfe der verschiedensten und mannigfaltigsten heterogenen ethnischen und socialen Einheiten, Gruppen und Gemeinschaften die das Wesen des Geschichtsprozesses ausmachen als »Rassenkämpfe« und werden im Nachfolgenden uns bestreben, das Wesen derselben, die Art und Weise ihres Verlaufes, ihre Bedeutung für den Naturprozess der Geschichte, ihre Begleiterscheinungen und ihre Resultate kennen zu lernen.

---

31. Der Stamm.

Wir wollten sociale Gemeinschaften betrachten kamen aber nur dazu, einen ewigen Wechsel von Erscheinungen und ewig trügerische Bezeichnungen zu constatiren.

Gibt es denn aber wirklich keinen festen Pol in dieser Erscheinungen Flucht? Gibt es keine Gemeinschaft, die wir als festen Typus betrachten könnten, um sie sozusagen als einheitliches Maass für die sociale Bewegung und Entwicklung gebrauchen zu können. Allerdings ist der Staat ein solcher Typus — doch wie wir gesehen haben erst für ein sehr vorgeschrittenes Stadium der Entwicklung, da er selbst bereits ein sehr complicirtes und vielfach ethnisch zusammengesetztes Gemeinwesen ist. Nun, wir können dem Staate ein viel einfacheres, primitiveres Gemeinwesen entgegenstellen, das sich zu ihm wie ein chemisches Element zu einem vielfältig zusammengesetzten Körper verhält — und das auf einer primitiveren socialen Entwicklungsphase und auf einer niedrigeren Culturstufe fast dieselbe Rolle spielt, wie auf einer späteren der Staat. Diese ethnische oder vielleicht sociale Gemeinschaft ist der Stamm, jener syngenetische Kreis der die gewöhnlichen untersten Gruppen bildet in welche wilde und culturlose Völkerschaften sich theilen — und welche im öffentlichen Leben und der Geschichte dieser Völkerschaften (so viel man eben von Geschichte auf einer noch staatslosen und vorstaatlichen Stufe sprechen kann) jene selbständige Rolle spielen, welche in Culturwelten den Staaten zukommt. Nun wäre es gewiss interessant das Wesen und die allgemeinen Merkmale des Stammes kennen zu lernen: leider aber hat sich soviel uns bekannt, die Wissenschaft mit diesem Gegenstande fast gar nicht beschäftigt.

Weder in Ethnographien, noch in Antropologien, weder in Geographien oder Statistiken und am allerwenigsten in Geschichtswerken finden wir Antwort oder Auskunft auf die Frage was ein Stamm sei und welches seine Merkmale sind, wenn wir uns nicht mit jener abgedroschenen, alten, als selbstverständlich sich gebenden Erklärung begnügen, dass sich »durch Vermehrung der Fa-

milien der Stamm bilde.« Da aber für uns eine ſolche Erklärung ſchon deſshalb weil ſie nur eine Conſequenz der monogeniſtiſchen Anſchauung iſt, keinen Werth hat: ſo bleibt uns nichts übrig als uns aus den zerſtreuten Nachrichten über die Stämme verſchiedener Völker ſelbſt das Weſen des Stammes klar zu machen.

Wäre der Stamm in der That nur eine ausgewachſene Familie, oder eine durch natürliches Anwachſen erfolgte Vermehrung von Familien, wie käme es dann, daſs die Stämme ſich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende ſo ſcharf von einander unterſcheiden und ſich als blutsfremd und feindlich gegenüberſtehen? Wenn ſich die Stämme nur auf dem Wege der natürlichen Vergröſserung der Familienzahl gebildet hätten, woher kämen plötzlich jene unüberbrückbaren Klüfte, jene unüberſteiglichen Scheidewände und Grenzen die in ein und derſelben Völkerſchaft den Stamm vom Stamme ſcheiden? Iſt es denkbar, daſs von einem Urſprung abſtammend, der wachſende Strom der Geſchlechter an einem Punkte plötzlich alle Gemeinſamkeit vergeſſend ſich in Zweige ſpalte die für Jahrhunderte und Jahrtauſende nur ewige Feindſchaft auf Tod und Leben gegen einander hegen? Nein! wer das Weſen dieſer Gruppen nüchtern betrachtet, der muſs zur Ueberzeugung kommen, daſs wir es bei den Stämmen mit Reſten urwüchſiger Horden- und Menſchenſchwärme zu thun haben, die von jeher ſich als blutsfremd, als verſchiedenartig, gegenüberſtanden. Der Haſs und die Leidenſchaft der Stämme untereinander iſt kein gewordener ſondern ein urſprünglicher, und möge das Menſchenmaterial dieſer Stämme antropologiſch noch ſo gemiſcht ſein, ſo iſt doch der Geiſt derſelben ſo zu ſagen ein originärer, und hat ſeine Beſonderheit und Originalität allen andern Stämmen gegenüber aufrechterhalten und dieſem Geiſt der einzelnen Stämme aſſimilirt ſich all dasjenige Materiale, welches aus

andern Quellen ſtammend (alſo etwa aus hexogamen Ehen) im Stamme aufgeht. Gewiſs alſo haben wir heute auch bei den primitivſten Völkerſchaften keine phyſiſch reinen, ungemiſchten Stämme mehr: dem Geiſte nach aber haben ſich in vielen Völkerſchaften gewiſs noch die urſprünglichen, originären ethniſchen Einheiten in dieſen Stämmen erhalten. Denn an dem Geiſte der ethniſchen wie auch der ſocialen Einheiten, an ihrer Eigenthümlichkeit, bringt Blutmiſchung keine merkliche Aenderung hervor — das fremde Blut taucht in dem geiſtigen Blutskreiſe des Stammes unter wie die Süſswaſſerſtröme im Meere ohne das Meerwaſſer merklich zu ändern.

Wenn es ſich alſo darum handelt, die Geſetze des gegenſeitigen Verhaltens, ſo zu ſagen die Kräſte, Reactionen und Beziehungen der ethniſchen Elemente zu einander zu beobachten: ſo kann uns das Leben und Weben der Stämme wo wir dasſelbe in der Gegenwart noch antreffen oder wo dasſelbe aus geſchichtlicher Vergangenheit bekannt iſt, einen unſchätzbaren Beobachtungsgegenſtand abgeben.

Was uns nun vor allem am Leben dieſer Stämme auffällt iſt die Thatſache, daſs ſich dasſelbe, wo wir es finden, ziemlich unverändert ſeit den älteſten Zeiten erhält. Nur im S t a a t ſcheint das urſprüngliche Leben der Stämme von Grund aus einer Umwandlung unterlegen zu ſein — nur der Staat konnte dasſelbe von Grund aus ändern. Wo dieſer es nicht that oder nicht vermochte, da beſitzt das Leben der Stämme eine derartige zähe Stabilität, daſs es ſich heutzutage noch in denſelben Formen vollzieht wie vor Jahrtauſenden — ja! daſs es ſich mitten in der chriſtlichen Culturwelt Europa's im weſentlichen von demjenigen nicht unterſcheidet das ſich mitten in der Culturwelt des Islams erhalten hat und ebenſowenig von dem welches in ungeſchwächter Kraft noch heute bei den wilden

Indianerſtämmen am Red River oder am Amazonenſtrom fortdauert. Wir wollen dafür einige Beiſpiele citiren. »Das Leben der Wanderſtämme in Nordarabien wie im Innern des Landes (Arabien), ſo reſumirt Dunker die zahlreichen einſchlägigen Berichte, hat wenig Veränderung erlitten; bis auf den heutigen Tag ſind nicht allzu groſse Abweichungen von den Sitten und Zuſtänden der alten Zeit eingetreten . . . .

»An der Spitze des Stammes ſteht das Haupt der älteſten Familie, von welcher die übrigen ihren Urſprung ableiten; alle Abkömmlinge des Stammvaters, der dem Stamm den Namen gegeben hat, gehorchen willig deſſen nächſten Nachkommen, denn das Recht der Erſtgeburt iſt heilig . . . Die Mehrzahl der Stämme ſteht ſich ſtolz und feindſelig gegenüber. Sie überfallen einander, plündern die Zelte, rauben Weiber, Kinder und Knechte und treiben die Heerden fort . . . In ſolcher Lebensweiſe, welche ſeit Jahrtauſenden bis heute im Ganzen dieſelbe geblieben iſt, übten die Araber der Wüſte die Tugenden der Ehrfurcht, Pietät und Anhänglichkeit für ihre Stammeshäupter . . .« [1])

Neben dieſes Bild aus Arabien ſtelle man nun jenes von Vambery aus dem Leben der (ebenfalls islamitiſchen) Völkerſchaften der mittelaſiatiſchen Wüſten (ſ. ob. S. 165). Dazu noch was derſelbe Schriftſteller, von den Schrecken des Steppenbrandes ſprechend, erzählt: »Oft wird dieſs (der gelegte Steppenbrand) als eine Waffe von einem Stamme gegen den andern angewandt und die Verwüſtung ſoll eine ſchreckliche ſein.« [2])

Daſs in noch primitiveren Zuſtänden das Verhältniſs der heterogenen ethniſchen Beſtandtheile, der verſchiedenen

---

[1]) Dunker I 251, 252.

[2]) Vambery Skizzen aus Mittelaſien S. 64.

Stämme zu einander noch viel graufiger fich geftaltet, erwähnten wir fchon früher. So erzählt — um dafür noch ein Beifpiel anzuführen — der Afrikareifende Schweinfurt von den Monbuttu, dafs fie aus zwei heterogenen Volksbeftandtheilen beftehen, von denen der eine ein nomadifches Leben führt, der andere anfäfsig ift. Jene Nomaden nun find die herrfchende Claffe und verfpeifen die letzteren. Das freilich gefchieht heute nur noch bei den wildeften Naturvölkern.

Aber hat andererfeits das Chriftenthum es vermocht, dem Leben der Stämme wo es fich inmitten feiner Culturwelt noch erhalten hat, einen humanen Character aufzuprägen — den ewigen, graufamen und wilden Kriegen und Fehden zwifchen den einzelnen Stämmen ein Ende zu machen? Hören wir was Dumont von den Albaniern erzählt: Les Albanais des montagnes n'ont jamais été soumis à personne. Ils forment des clans, phars et tschetas, mots qui signifient foyer . . . Il n'y a pas de lien entre les differentes tribus d'Albanie . . . En temps de paix chacune d'elles reste isolée dans sa montagne; leurs pays est divisée en clans qui s'adminiftrent comme il leur plait ou plutôt — car le mot administrer est faux — qui vivent a leur guise. (Vrgl. dazu ob. S. 165, 166.)

Nachdem Dumont die Albanefen als Nomaden und Räuber gefchildert die jede fchwerere friedliche Arbeit fcheuen, in welcher Beziehung fie feiner Anficht nach den homerifchen Helden gleichen: fpricht er von dem Hafs der Stämme gegeneinander und wie trotz des grofsen religiöfen Indifferentifmus, die Religion (griechifcher und römifcher Ritus!) oft den Vorwand abgeben mufs zu Kriegen und Fehden; »ce qui fait qu'une tribu croit à son dieu, c'est la haine de la tribu voisine.«

Schliefslich macht Dumont die ganz richtige allgemeine Bemerkung, dafs »en dehors de tout caractère de

raçes, le même état primitif impose des moeurs semblables.« [1])

Und ganz denſelben Character wie das Leben der Stämme in Arabien, in Mittelaſien und in Europa trägt das Leben der unzähligen Indianerſtämme Amerikas. Von dem Stamme der Warrans, welcher der zahlreichſte von allen iſt, erzählt Appun, daſs er »in ſtrenger Abſonderung von jedem andern Indianerſtamme« lebt. Ihre Hauptfeinde ſind die Cariben, ein anderer Indianerſtamm, »welche öfters kriegeriſche Einfälle in ihr Gebiet machen, ſie nach Indianerweiſe bei Nacht überfallen und ſie ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters tödten.« »In früheren Zeiten, erzählt Appun von dieſen Cariben, unternahmen ſie häufige Raubzüge in das Innere Guyanas und verhandelten die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Holländer und Engländer, behielten aber die ſchönſten der erbeuteten Frauen und Mädchen für ſich . . .« [2]) Aehnliche Verhältniſſe wie zwiſchen Warrans und Cariben finden aber zwiſchen den meiſten Indianerſtämmen ſtatt und wir wollen dafür ſtatt weiterer Beiſpiele hier nur noch das Zeugniſs A. Humboldts anführen: »Die wilden Nationen ſind in eine groſse Menge von Stämmen abgetheilt die ſich einander tödtlich haſſen und die ſich nie unter einander verbinden. . .« [3])

Fragen wir nun nach der ungefähren numerären Gröſse eines Stammes ſo fehlen uns freilich in dieſer Beziehung all und jede Spezialunterſuchungen, doch glauben wir nach gelegentlichen Bemerkungen von Reiſenden ſagen zu dürfen, daſs in normalen Zuſtänden ein Stamm aus 500 bis 1500 Seelen beſteht — wobei wir daran denken, daſs

---

[1]) Revue de deux Mondes 1872 B. VI. 120.

[2]) Appun, die Indianerſtämme Guyanas. Ausland 1871. S. 162, 182.

[3]) Reiſen in Centralamerika Wien 1825 IV 79.

wohl ſehr viele Stämme der Zahl nach kleiner werden und auch ganz ausſterben, daſs aber andererſeits dem Wachsthum der Stämme gewiſſe natürliche Grenzen gezogen ſind, ſo daſs im Zuſtande des Stammeslebens kein Stamm über ein gewiſſes Maximum hinauskommt.

Als Anhaltspunkte für unſere beiläufige Abſchätzung der Gröſse eines Stammes dienten uns unter anderen folgende Bemerkungen. Appun ſagt von den Indianerſtämmen: »Meiſt bewohnen mehrere Familien ein und dieſelbe Hütte . .« »Die Niederlaſſungen der Mitglieder eines Stammes beſtehen meiſtens aus 6 — 10 Hütten . .« Wenn wir alſo im Durchſchnitt eine Familie mit 5 Seelen annehmen und unter mehreren Familien fünf durchſchnittlich verſtehen ſo entfällt auf eine Hütte im Durchſchnitt 25 Seelen; es wird alſo eine Niederlaſſung von 10 Hütten ungefähr 250 Seelen betragen — doch wäre es gewiſs ein Irrthum einen Stamm nur aus einer ſolchen Niederlaſſung beſtehen zu laſſen — häufiger beſteht ein Stamm gewiſs aus einigen ſolchen Niederlaſſungen.

Eine andere Angabe über die Zahlenſtärke eines Stammes finden wir bei Pieſſe aus Anlaſs der Schilderung von Algier und Tunis.

Nachdem er den arabiſchen Stamm als eine Vereinigung von Familien geſchildert die ſich von einem gemeinſamen Urſprung ableiten und die Verhältniſſe zwiſchen dieſen Stämmen ganz ſo ſchildert, wie die oben von uns angeführten Schriftſteller meint er, daſs die Zahlenſtärke eines Stammes von 500 — 40.000 Seelen ſchwanke, doch fügt er hinzu, daſs die Zahl der Mitglieder jedenfalls kleiner iſt als das Territorium auf welchem der Stamm ſich befindet, ernähren könnte (?) [1])

---

[1]) C'est la reunion de famille qui se croient generalement issues d'une souche comune qui forme la tribu arabe. Ce qui distingue cette

Wir erwähnten ſchon oft, daſs wir den Stamm, ſo wie wir ihn heute zumeiſt finden oder ſo wie er uns aus geſchichtlichen Zeugniſſen entgegentritt keineswegs für ein Urgebilde, für eine primäre Bildung, ſondern daſs wir ihn bereits als eine ethniſch zuſammengeſetzte, alſo ſociale Geſtaltung anſehen. Den Grund dazu ſehen wir in der ſocialen und herrſchaftlichen Organiſation des Stammes. Denn auch bei den meiſten uns in Gegenwart und geſchichtlicher Vergangenheit entgegentretenden Stämmen finden wir eine Theilung der Arbeit zwiſchen den Herren und den Knechten — welche letzteren aus Kriegsgefangenen, gekauften oder geraubten Sklaven etc. beſtehen.

Dieſe Unterſcheidung der Herkunft, der Abſtammung wird auch bei ſehr primitiven Stämmen ſtreng aufrechtgehalten.

Der Syngeniſmus hält auch im Stamme ſelbſt die Unterſcheidung zwiſchen den vollbürtigen Angehörigen des Stammes, dem Adel und den Fremden, die dienſtbar geworden ſind aufrecht. So berichtet der erwähnte franzöſiſche Berichterſtatter über die groſse Rolle die der Adel in dem Berberſtamme Algeriens ſpielt. Alle adeligen Familien des Stammes betrachten ſich untereinander als näher verwandt den nichtadeligen, den Gemeinen, gegenüber. [1])

---

petite société c'est l'esprit de solidarité et d'union contre les voisins qui, de son berceau a passé à ses derniers descendants et que la tradition et l'orgueil, aussi bien que le souvenir des perils éprouvés en commun, tendent encore à fortifier . . . Le sort des tribus a été extrêmement variable; quelques-unes sont entièrement éteintes; d'autres sont très reduites; d'autres encore sont restèes puissantes et nombreuses; on peut dire que le nombre des individus formant une tribu varie de cinq cents à quarante mille; il est en tout cas fort inferieur au chiffre de la population que les terres occupées par la tribu pouvaient nourrir. . .« Itineraire histor. et descr. de l'Algerie, de Tunis et de Tanger par L. Piesse. Paris.

[1]) Ainsi toutes les familles nobles d'une tribu se regardent comme

Von dieser Seite betrachtet, als Herrschaft der einen Klasse über die andere, stellt uns der Stamm schon die beginnende Organisation des Staates dar — und er unterscheidet sich von letzterem nur noch durch die geringere Complicirtheit der socialen Unterschiede und den Mangel der Sesshaftigkeit und Stabilität des Ganzen. Man könnte den Stamm als das noch frei umherschweifende Embryo des Staates bezeichnen — an dem schon die Umrisse der künftigen staatlichen Organisation sichtbar sind.

Nur bei wenigen, noch ganz primitiven Stämmen Afrikas, Amerikas und des höchsten Nordens von Asien treffen wir jene sociale Unterschiedslosigkeit und ethnische Gleichartigkeit und Gleichheit seiner Mitglieder die uns ein Bild des menschlichen Urschwarmes bietet.

Aber die unvergleichlich grösste Mehrzahl der geschichtlich nachweisbaren oder gegenwärtig noch in Stämmen lebenden Völkerschaften stellt uns eine sociale Complicirtheit dar, die noch auf einem anderen als den oben berührten Umstand der Zweitheilung in Herren und Knechte in Voll- und Minderbürtige beruht. Es ist das diejenige Complicirtheit die in Folge von Bündnissen und Vereinigungen von gleichmächtigen Stämmen untereinander erfolgt. Diese Bündnisse und Vereinigungen auf Grundlage gleicher Rechtsstellung, also Gleichberechtigung, sind eine der ewig wiederkehrenden Formen des socialen Naturprozesses die sich unter gewissen natürlichen Umständen überall, bei den Völkerschaften aller Welttheile wiederholt; ja, diese Bündnisse und Vereinigungen scheinen eine nothwendige Durchgangsphase zu einer höhern culturellen Stufe, insbesondere aber auch ein Uebergangsstadium zu stabileren, staatlichen Zuständen zu sein.

---

unies plus particulièrement par les liens du sang, alors même qu'a des epoques tres reculées elles auraient eu des souches très distinctes. Piesse l. c.

Wie wir das aus den Vorgängen der bekannten Geſchichte und der Gegenwnrt ſchlieſsen können: entſteht ein Bündniſs immer da wo ſich zwei ethniſche oder ſociale Gemeinſchaften als »ebenbürtig« d. h. als gleich mächtig erkennen.

Wenn die beiderſeitigen Verſuche ſich gegenſeitig zu bezwingen und zu unterjochen miſslangen, dann drängt ſich unausbleiblich jedem Theile die Ueberzeugung auf, daſs es vortheilhafter wäre im Bunde mit dem gleichmächtigen Gegner ſich auf dritte, den verbündeten Kräften nicht gewachſene Stämme zu werfen. Dieſe Erwägung ſchafft immer und überall Bündniſſe und ſie wird dieſelben auch gewiſs zwiſchen primitiven, ſich das Gleichgewicht haltenden Stämmen aller Zeiten und Zonen geſchaffen haben.

Der günſtige Erfolg aber eines erſten Doppelbündniſſes wird, das iſt klar, mit der Zeit zu ausgedehnteren, zu Trippel- und Quadrupelalianzen u. ſ. w. geführt haben — kurz — die Bündniſſe und Unionen zwiſchen gleichmächtigen Stämmen zu Eroberungszwecken, bilden neben der Unterjochung der ſchwächeren durch die ſtärkeren Stämme, eine weitere Serie von Vorgängen deren Reſultate zu immer complicirteren ſocialen Geſtaltungen und geſchichtlichen Entwicklungen führen.

Daſs aber dieſes durch Bündniſſe und Unionen potenzirte Eingreifen der Stämme es iſt, welches dem ſocialen Naturprozeſs ſeine mächtigſten und nachhaltigſten Impulſe gibt darüber belehrt uns ein Blick auf die Geſchichte. Die wichtigſten Culturvölker des Alterthums treten uns in ihren erſten Anfängen als eine Mehrheit von, zu Eroberung und Herrſchaft verbündeten Stämmen entgegen; ſo die indiſchen Arier, die Meder und Perſer, die Phönizier, die Juden, die Griechen und Römer, die Araber.[1]) Und auch

---

[1]) Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daſs die zwölf Stämme

die mittelalterliche Völkerwanderung in Europa zeigt uns überall verbündete Stämme auf kriegerische Unternehmungen ausziehen — so die Cimbern und Teutonen, die Skythen und Sarmaten, die Vandalen, Alanen und Sueven; die Heruler, Rugier, Turcylinger; die Franken und Alemannen, Markomannen und Quaden, Gothen und Gepiden, Geten und Daken u. s. w. u. s. w.

32. Staaten, Stände und Berufsclassen.

Schon der Umstand, dass wir immer und überall seit den ältesten Zeiten die Bevölkerungen der Staaten aus heterogenen ethnischen Bestandtheilen bestehend finden: beweist, dass wir es hier nicht mit einer zufälligen oder »künstlichen«, sondern mit einer Erscheinung zu thun haben, die nothwendigerweise aus dem Wesen des geschichtlichen Naturprozesses folgt. Es handelt sich nur darum, die Nothwendigkeit dieser Erscheinung zu begreifen, ihren causalen Zusammenhang mit dem geschichtlichen Prozess aufzudecken.

Zur Erkenntniss dieses Zusammenhanges wird uns die Betrachtung folgender Thatsachen führen.

Die Art und Weise des Zusammenseins der heterogenen ethnischen Bestandtheile im Staate ist keineswegs eine regel- und gesetzlose: im Gegentheile befinden sich die verschiedenen ethnischen Bestandtheile eines Staates

---

der Juden eine solche Verbindung heterogener Stämme zur Eroberung und Herrschaft darstellen; in der Kaaba, dem Centralheiligthum der Araber, waren die Götzen aller herrschenden arabischen Stämme vertreten.

immer und überall, nach ihren Gesammtheiten und gruppenweise in einem ganz bestimmten Verhältniss zu einander, nämlich in dem Verhältniss der Herrschaft der einen über die anderen.[1]) Dieses Herrschaftsverhältniss ist aber gleichzeitig auch immer ein Verhältniss der Theilung der volkswirthschaftlichen Arbeit unter die einzelnen Bestandtheile.

Wenn wir nun den Gründen dieser letzteren Erscheinung nachgehen, so wird uns der erwähnte Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Staaten und dem Naturprozess der Geschichte klar werden.

Sehen wir zunächst von den sogenannten Nationalstaaten ab, von denen wir wissen, dass eine allen ihren ursprünglich heterogenen Bestandtheilen mehr oder weniger gemeinsam gewordene Cultur die frühere Heterogeneität derselben verdeckt, ja theilweise ganz verwischt hat.

Wenden wir uns den Staaten mit »national gemischter« Bevölkerung zu. Hier finden wir überall die Thatsache, dass sich die heterogenen ethnischen Bestandtheile zu einander entweder in dem Verhältnisse der Unter- und Ueberordnung der einen über die andern also im Herrschaftsverhältniss, oder dass sie sich im Kampfe um die Herrschaft oder endlich in dem Zustand mehr oder weniger momentanen Gleichgewichtes befinden, der durch irgend ein staatsrechtliches Compromiss erhalten wird. Dabei versteht es sich aber von selbst, dass von vollkommen gleichen Verhältnissen nicht in zwei Staaten der Erde geredet werden kann: vielmehr stellt jeder Staat ein ganz eigenthümliches, individuelles Gepräge dar und es kann ebenso

---

[1]) Ueber das Wesen des Staates vrgl. ausser unsere oben bereits citirten zwei Schriften noch: Rechtsstaat und Socialismus Innsbruck 1880 und »Verwaltungslehre« Innsbruck 1882.

wenig zwei ganz gleiche Staaten geben, wie es überhaupt auf keinem Gebiete der Natur zwei ganz gleiche Individuen gibt. [1]) Ueberall entscheidet die Beschaffenheit der ethnischen Bestandtheile, die verschiedenen Bedingungen in denen sie sich befinden, der verschiedene Entwicklungsgang der gegebenen Herrschaftsorganisation, über Beschaffenheit und Form der einzelnen Staaten-Individualität. [2]) Ueberall aber müssen wir, wenn wir den geschichtlichen Entwicklungsprozess eines gegebenen Staates ins Auge fassen, anerkennen, dass dessen gegenwärtige Beschaffenheit und Gestalt, oder um es mit einem verständlichen Ausdruck zu bezeichnen, dessen Verfassung, nur ein Moment eines nie stillstehenden Entwicklungsprozesses darstellt, einen Durchgangspunkt, zu dem der betreffende Staat durch eine unendlich lange Kette vergangener Herrschaftsumwälzungen gelangte und von denen aus er einer unendlich langen Kette künftiger Herrschaftsumwälzungen entgegeneilt. Viele Länder nun, gleichviel ob sie sogenannte selbständige Staaten oder Territorien und nur Theile von Staaten sind, stellen uns in ihrer noch ganz offen daliegenden ethnischen Schichtung diesen fortwährenden Entwicklungsprozess dar, wo ein herrschender

---

[1]) Vrgl. philosophisches Staatsecht § 14.

[2]) Aus diesem Grunde betrachten wir es auch als eitle Scholastik, wenn sich, wie das neuerdings geschieht, Staatsrechtslehrer den Kopf darüber zerbrechen, was denn Oesterreich eigentlich sei: Bundesstaat, Staatenbund, Staatenstaat, Staatenreich, Einheitsstaat, Zweiheitsstaat und wie diese leeren Bezeichnungen alle lauten. Wir fragen, was wäre damit gewonnen wenn es auch gelänge, ein allgemeines Einverständniss auf irgend welche dieser Bezeichnungen zu erzielen? Oesterreich würde nichts destoweniger keinem zweiten Bundesstaat oder Staatenbund oder Staatenstaat u. dgl. der ganzen Welt gleichen, es würde trotz der Annahme irgend einer dieser Bezeichnungen doch nur Oesterreich d. h. eine wie jeder andere Staat eigene und keiner andern ähnliche Staatindividualität bleiben.

Stamm von ehedem selbst wieder der beherrschte geworden ist.

So z. B. wurden die Angelsachsen, welche England eroberten und die daselbst angetroffenen Einwohner unterjochten, ihrerseits wieder von den Normannen besiegt und unterworfen, die angelsächsischen Herrscher von ehedem mussten sich der normannischen Herrschaft beugen. Ein ähnliches Verhältniss liegt in Britisch-Indien vor. Schon das alte Indien stellt uns eine Herrschaftsorganisation auf Grundlage heterogener ethnischer Schichtung dar — und über die oberste Schichte der dort Herrschenden befestigten die Engländer seit dem vorigen Jahrhundert wieder ihre Herrschaft. [1])

Wo nun eine gemeinsame Cultur, eine durch die Arbeit von Jahrhunderten errungene gemeinsame »Nationalität« das ursprüngliche ethnische Gefüge eines Volkes nicht verdeckt, da werden wir überall die sociale Schichtung der herrschenden Classen über mehr oder weniger abhängige und beherrschte finden. Aber auch da wo eine dauernde Herrschaftsorganisation einer socialen Gemeinschaft ein mehr einheitliches Gepräge aufdrückte, tritt uns eine Classenschichtung entgegen, die sich im Grossen und Ganzen durch erbliche Berufe und Beschäftigungen erhält, und die wir bei einigermassen eingehender historischer Analyse als mit einstigen, heterogenen ethnischen Gegensätzen zusammenhängend erkennen müssen. So finden wir in allen auch den national einheitlichsten Staaten Europas in deutlicher Unterscheidung die drei Classen des Adels, der Bürger und der Bauern und diese drei Gesellschaftskreise auf deren mehr oder weniger bedeutende Unterabtheilungen und Nuancirungen wir vorderhand nicht ein-

---

[1]) Weitere Beispiele für diese wechselnden Herrschaftsverhältnisse siehe weiter unten in dem Abschnitt V: »Geschichtliche Hinweisungen«.

gehen — ſind im groſsen Ganzen was ihre Angehörigen anbetrifft, durchaus gegeneinander abgeſchloſſen und erhalten ſich mehr weniger in dieſer Abgeſchloſſenheit durch Vererbung von Vermögen, Beruf und geſellſchaftlicher Stellung. Gegen dieſe Thatſache helfen keine Verfaſſungsparagraphen von gleichen Bürgerrechten die ſeit der franzöſiſchen Revolution in Europa Mode geworden ſind; und weit entfernt gegen dieſelbe zu ſprechen beſtätigen dieſe Thatſache vielmehr die ſeltenen, von aller Welt bewunderten und angeſtaunten Ausnahmsfälle, wenn es einmal ein Bauer zu hohen Ehren und Würden bringt oder einige bürgerliche Advocaten und Profeſſoren eine Miniſterbank garniren. Trotz jener Paragraphe und dieſer wenn auch noch ſo häufigen »Ausnahmen« bleibt die Gliederung der modernen europäiſchen Geſellſchaft in die drei Stände des Adels, der Bürger und Bauern und die zwiſchen denſelben beſtehenden ziemlich ſchroffen Abſtände eine wichtige ſociologiſche Thatſache.

Wenn wir nun aber auf die hiſtoriſchen Anfänge und Vorausſetzungen dieſer ſocialen Gliederung zurückgehen und denſelben nachforſchen, ſo finden wir überall die Thatſache der heterogenen ethniſchen Zuſammenſetzung des Volkes in Folge einer, urſprünglich von einem fremden Stamm, meiſt über Eingeborne, gegründeten Herrſchaft. Freilich laſſen ſich dieſe Verhältniſſe aus Mangel an glaubwürdigen hiſtoriſchen Zeugniſſen, noch mehr aber in Folge der Entſtellung der Thatſachen durch tendentiöſe Geſchichtſchreibung nicht überall mit derſelben Evidenz nachweiſen: wenn wir es uns jedoch einmal klar gemacht haben, daſs wir es bei dem ſocialen Naturprozeſs, wie bei jedem andern mit Erſcheinungen zu thun haben, die von ein- und denſelben Kräften und Strebungen hervorgebracht, überall nach denſelben Geſetzen verlaufen; dann werden uns geſchichtliche Lücken und tendentiöſe Entſtellungen der That-

ſachen bei einem oder dem andern Volke nicht irre machen. Was wir als Ausdruck und Bethätigung eines allgemein gültigen Geſetzes bei ſo und ſo vielen Völkern und Staaten erkannt haben werden, das werden wir ohne geſchichtlichen Nachweis oder trotz eines tendentiöſen Zeugniſſes keineswegs als Ausnahme von der Regel gelten laſſen. Vielmehr werden wir mit Hilfe der einmal erlangten Kenntniſs des naturgeſetzlichen und nothwendigen Vorganges auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes: die geſchichtliche Lücke ausfüllen, das tendentiöſe Zeugniſs richtig ſtellen. Was nun die erwähnte Gliederung der europäiſchen Völker in drei Berufsſtände anbelangt, ſo beruht dieſelbe in Ländern von jüngerer Cultur, alſo im Oſten Europas noch ganz deutlich und klar erkennbar, auf einer ethniſchen Heterogeneität — dieſe drei groſsen, geſellſchaftlichen Kreiſe ſtellen in den Ländern des europäiſchen Oſtens noch ganz unläugbar beſondere »ſtammverwandtſchaftliche« Kreiſe dar. Den Mittelſtand, die handel- und gewerbetreibenden Städter bilden hier meiſt überall Deutſche, ſo in Ungarn, Polen, Ruſsland, auch in Böhmen noch ſichtbar, unter und über welchen ſich zwei Geſellſchaftsclaſſen befinden, die der Bauern und des Adels, die ſich von jeher als zwei beſondere Blutskreiſe fremd gegenüberſtanden.

In allen Culturländern des weſtlichen Europas iſt dieſe Congruenz der Berufsclaſſen mit ethniſcher Verſchiedenheit heute nicht mehr ſo ſichtbar — doch hat ſich auch da überall der adelige Groſsgrundbeſitz bis in unſere Tage von dem bäuerlichen Kleingrundbeſitz als vornehmer und beſſerer Blutskreis ferngehalten und was die Städte anbelangt, ſo lehrt uns die Geſchichte die ſtammfremden Anfänge und Gründungen derſelben. (Vrgl. unten V. Cap. 46.)

Nun wird man uns vielleicht entgegenhalten, daſs wir einzelne zufällige geſchichtliche Erſcheinungen ungerechtfertigter Weiſe zu Geſetzen verallgemeinern; daſs man aus

dem Umſtande, daſs in einigen Ländern die ſocialen Claſſengrenzen mit ethniſchen Unterſcheidungen zuſammenfallen, oder daſs uns in andern Ländern geſchichtliche Ueberlieferung einen ſtammfremden Urſprung einer ſocialen Claſſe bezeugt, daſs man daraus noch nicht folgern könne, daſs dieſe Congruenz etwa in der Natur der Sache begründet, daſs ſie naturnothwendig und naturgeſetzlich ſei. Darauf erwiedern wir, daſs dieſes letztere allerdings der Fall iſt da eingehende Betrachtung uns zur Erkenntniſs bringt, daſs dieſe hiſtoriſchen Thatſachen nur eine nothwendige Conſequenz aus der Natur der Dinge ſind, und daſs jenes Zuſammentreffen ethniſcher Unterſchiede mit ſocialen Berufsclaſſen in den Anfängen der Entwicklung keine zufällige, ſondern eine tief im Weſen der Sache wurzelnde Erſcheinung iſt, was wir in Folgendem zu erweiſen hoffen.

33. Die Raſſengegenſätze in den Berufsclaſſen.

Die Coincidenz der Berufsclaſſen- und Stände mit ethniſchen und Raſſenunterſchieden der Bevölkerung eines Staates iſt nämlich ein Ausfluſs des Umſtandes, daſs die den Staat conſtituirende Organiſation der Herrſchaft nur zum Zwecke der volkswirthſchaftlichen Arbeitstheilung gewaltſam durchgeführt werden muſste.

Sollte nämlich der Ackerbau einen gröſseren und lohnenderen Ertrag liefern, ſollte er ein frei und ſorgenlos anderen Beſchäftigungen oder der freien Muſse gewidmetes Leben ermöglichen: dann muſste die Benützung oder wie die Socialiſten es nennen »Ausbeutung Vieler durch Wenige« Platz greifen. Nun liegt es wie wir geſehen haben und wie wir das noch weiter unten erörtern werden, in der Natur der Menſchen, daſs, wo eine »Ausbeutung« anderer Menſchen Platz greifen muſs, dieſelbe immer ihre Opfer auſserhalb ihres ſyngenetiſchen Kreiſes

sucht. Es ist das eine der vielen Aeußerungen des Princips das wir Syngenismus [1]) nennen und welches als stets wirksame Triebfeder menschlicher Handlungen sowohl hinter den Coulissen der Geschichte, wie des täglichen Lebens sich bethätigt. Mußten einmal zum Zwecke einer lohnenden und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau, Menschen als Arbeitsvieh benutzt werden (und diese Nothwendigkeit stellte sich auf einer der ersten Entwicklungsstufen der Menschheit bald heraus) mußten einmal Menschen in großen Massen zu diesem Zwecke »ausgebeutet« werden (und diese seiner Zeit neue und nicht gerade unrichtige wirthschaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern) so konnte es nach dem Princip des Syngenismus gar keinem Zweifel unterliegen, daß zu diesem Ausbeutungsobjecte ein fremder Stamm, irgend welche fremde Bevölkerung auserwählt werden mußte. Das ist der tiefere in der Natur der Sache liegende Grund warum überall wo eine höhere Stufe landwirthschaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei ethnisch-heterogenen Berufsclassen der Bauern und Herren entgegentreten.

In engem Zusammenhange mit den obigen Verhältnissen steht aber die Thatsache, daß auch der europäische Mittelstand, der Stand der Handel- und Gewerbetreibenden sich ursprünglich ebenfalls aus Elementen recrutirte, die weder mit dem Herren- noch mit dem Bauernstande ethnisch verwandt waren — also aus fremden Elementen. Denn die Bauern waren ja an die Scholle gebunden; sie waren Eigenthum der Herren, welche gewiß eifersüchtig über ihr lebendes Inventar wachten, das doch ein Theil ihres Vermögens war. Der Bauer also mußte bei seinem oder vielmehr bei seines Herren Acker verbleiben; durfte den-

---

[1]) Vrgl. unteu S. 240 u. ff.

ſelben und die auf demſelben dem Herrn zu leiſtenden Dienſte nicht verlaſſen. Nun werden aber die Herren durch die Arbeit der Bauern mächtig und vermögend und daher conſumtionsfähig; es konnte alſo nicht fehlen, daſs ſie ihre über das tägliche Brod hinauswachſenden Bedürfniſſe auch befriedigen wollten; dieſe Befriedigung konnte ihnen zuerſt nur durch den fremden Kaufmann werden der die Erzeugniſſe anderer Zonen ihnen zuführte. Zeigte ſich eine Ausſicht auf ein dauerndes Geſchäft, ſchien die herrſchende Claſſe ein ſtets zahlungsfähiger Conſument zu ſein — dann ſchritt die fremde, auswärtige Handelswelt zu ſtabilen Colonien und Anſiedlungen die natürlich unter dem Schutze der herrſchenden Claſſen, deren Bedürfniſſen ſie entgegenkam, ſich vollzogen. Das war überall in Europa der Anfang des Handels und der Gewerbe; allerdings ſetzte ſich an dieſe fremden Keime der Handels- und Gewerbeclaſſen mit der Zeit einheimiſches Bevölkerungselement an, das ſich theils aus dem Landvolk, theils aus den herrſchenden Claſſen recrutirte: aber dieſe allerſeits hinzuſchieſsenden Elemente die in's ſtädtiſche Leben übergingen nahmen vorwiegend überall das Gepräge ihres neuen Berufes an, gaben mit ihren verlaſſenen Lebensſtellungen auch ihre früheren Sitten und Gebräuche auf und amalgamirten ſich geiſtig und ſittlich mit der — Mittelclaſſe, mit dem Stande der Handels- und Gewerbsleute. Auf dieſe Weiſe bildete ſich im Groſsen Ganzen überall in Europa zwiſchen den geſchiedenen Blutskreiſen der Landbevölkerung und des Adels der für ſich wieder geſonderte Blutskreis des Mittelſtandes, der ſtädtiſchen Bürger. Und dieſe ſociale Geſondertheit iſt gerade ſo recht der Boden auf dem Handel insbeſondere gerne gedeiht.

Denn ſeinem innerſten Weſen und auch wie wir geſehen haben ſeinem geſchichtlichen Urſprunge nach iſt der Handel eine Ausbeutung der Fremden und als ſolche iſt

er immer mit Vorliebe gegen ein heterogenes ethnisches oder sociales Element, gegen eine neue fremde Rasse gerichtet. Denn ursprünglich war aller Handel vorwiegend ein auswärtiger, und auch heutzutage hat der gröfsere Handel immer die Tendenz ein auswärtiger zu werden. Die Auswärtigkeit ist eigentlich der letzte Zielpunkt, die Krone alles Handels — weil er eben seit jeher immer die Tendenz hat die Fremden, das Ausland auszubeuten. Diesen Character und diese Tendenz hatte der Handel im Alterthume wie heutzutage immer und überall. Man denke nur an den Handel den seit den ältesten Zeiten Culturvölker mit Naturvölkern führen — man denke daran wie dieser Handel betrieben wird ohne die beiderseitigen Parteien social einander näher zu bringen; man denke an jenen Vorgang, wo die Kaufleute des handeltreibenden Volkes an den Küsten und Grenzstrichen wilder Naturvölker ihre Waaren niederlegen und sich entfernen und wie dann diese Wilden, die jede Annäherung an die Fremden scheuen, die verlassenen Waaren in Empfang nehmen und ihre Gegenwerthe an derselden Stelle zurücklassen. Jede der beiden Partien betrachtet die andere als die übervortheilte und ausgebeutete, wobei aber das Bewufstsein, dafs es Fremde sind die man ausbeutet, jede Gewissensregung zum Schweigen bringt. Ein solcher Handel ist ursprünglich im Kreise eines Stammes, einer stammverwandten Gruppe gar nicht möglich. Freilich begünstigt auch der Umstand des Besitzes der verschiedenartigen Artikel, welche die verschiedenartigen Bedürfnisse entfernter Völkerschaften befriedigen den Eintritt der Handelsbeziehungen. Aber diese natürliche Thatsache trifft merkwürdig zusammen mit dem zweiten, den Handel so sehr begünstigenden Umstande, dafs es immer Fremde sind, von denen man einen Gewinn zieht, der ohne Zweifel in den Augen jeder Partei als ein unredlicher, und nur

den Fremden gegenüber erlaubter erſcheint. Und ſpielt ſich denn dieſer characteriſtiſche Zug des Handels nicht auch im auswärtigem Handel des heutigen Europa mit uncultivirten Völkern z. B. Afrikas oder Oſtaſiens ab? Iſt es nicht im Grunde immer eine Ausbeutung der Unwiſſenheit jener Völker die da ſo ſchwunghaſt betrieben wird. Ja, und iſt dieſe Ausbeutung noch obendrein nicht eine im höchſten Grade gewiſſenloſe, wenn jenen Völkern für die Erzeugniſſe ihrer geſegneten Länder Artikel in Tauſch hintangegeben werden, an deren giftigen und mörderiſchen Eigenſchaften ſie zu Grunde gehen? (geiſtige Getränke.) Und was beſchwichtiget das Gewiſſen der Europäer bei dieſem höchſt unredlichen Handel? doch offenbar nur der Gedanke, daſs es nur »Wilde«, nur Aſiaten und Afrikaner ſind, an denen man ſo handelt. So liegt denn in der Natur des Handels ein Zug zur Ausbeutung der Fremden und dieſer iſt es, der uns die immer und überall vorkommende ethniſche Verſchiedenheit des Handelsſtandes erklärt. Aber ebenſo wie die Hauptberufsclaſſen der Staaten, der Herren- oder Kriegerſtand, der Bauernſtand und der Handelſtand urſprünglich ſich überall aus heterogenen ethniſchen Elementen bildeten: ebenſo ſehen wir in den ſpäter in den Staaten entſtehenden Berufsclaſſen immer eine Tendenz zur kaſtenmäſsigen Abſchlieſsung, d. h. zur Raſſenbildung. Auch heutzutage iſt das tägliche Leben reich an Beiſpielen für dieſe Behauptung; aber gewiſs in viel höherem Grade und erfolgreicher trat dieſe Tendenz zur Kaſten- und Raſſenbildung in den Berufsclaſſen früherer Jahrhunderte hervor. Und dieſe Beiſpiele wo ſich notoriſch neu gebildete und entſtandene Berufsclaſſen zu Kaſten abſchloſſen, haben eben dazu verleitet auch die drei Hauptberufsclaſſen des Staates wo ſie ſich als ethniſch-heterogene Kreiſe darſtellten als urſprünglich geeinigte und erſt ſpäter getrennte ſociale Schichten aufzufaſſen.

Auf diese Weise entstand die gewöhnliche Ansicht, die sich die Entstehung dieser Hauptberufsclassen auf eine ganz hausbackene Weise durch das Bedürfniss nach Arbeitstheilung, dem die Menschen in zweckmässiger Weise durch freiwillige Ergreifung verschiedener Berufe entgegenkamen erklärt. Auch die grössten Denker kamen über diese wirklich naive Erklärung nicht hinaus. »Bei der Vermehrung der Menschen, so ungefähr lautet diese Argumentation, stellte sich das Bedürfniss nach Theilung der Arbeit heraus; nun wurden die einen Bauern, die Andern Handels- und Gewerbetreibende und die dritten wurden Herren.« [1]) Es liegt ein beneidenswerther Optimismus in solchen Erklärungen die sich diese Berufsclassentheilung als ein Werk friedlicher Uebereinkunft, als eine Art contrat social vorstellen. Man unterlässt dabei ganz, sich die Frage zu beantworten, wie denn die Mehrheit der Menschen in jenen frühen Jahrtausenden zu der philantropischen Resignation käme, sich freiwillig mit schweren Berufszweigen zu belasten, und bequemere, angenehmere Berufszweige andern zu überlassen. Wer würde heute z. B. bei einer solchen freien Uebereinkunft für sich den Beruf eines Sklaven übernehmen, oder auch den eines Gewerbetreibenden um Andern die Rolle von Herren zu überlassen? Und geschieht etwa heute die Berufswahl in vollkommener Freiheit? Ist es etwa in unserem »freien« Jahrhundert ein Act freien Entschlusses? Nein, auch heute möchte so mancher Bauer, wenn schon nicht selbst es werden wollen, doch wenigstens seinen Sohn lieber zum Minister oder

---

[1]) Dieser Gedanke begegnet uns in unzähligen Variationen bei Historikern, Philosophen, Ethnografen und Sociologen. Auch ein so nüchterner Beobachter wie Lotze wiederholt ihn in folgenden Worten: ». . die engere Zusammendrängung der Völker, der Uebergang zum sesshaften Leben entwickelte neue Bedürfnisse und verlangte neue Arbeiten die zu andern geselligen Ordnungen führten« Mikrokosmos III 251.

wenigſtens zum Groſsgrundbeſitzer beſtimmen? Iſt ihm das möglich, iſt ſein Wunſch realiſirbar? Darauf hören wir die Antwort: heute wäre es allerdings anders; heute hätten ſich gewiſſe Verhältniſſe herausgebildet, die den Einzelnen zwingend umgeben und deren eiſerne Schranken es nur ſeltenen Ausnahmen zu durchbrechen gelingt. Nun, man tröſte ſich — in dieſer Beziehung iſt die Gegenwart nicht ſchlimmer, ja vielleicht gar etwas beſſer als die früheſte Vergangenheit. Was ſich da auf ſocialem Gebiet abſpielt, dieſe »zwingenden Verhältniſſe« die den Einzelnen bei ſeiner Geburt erfaſſen und bis zum Grabe geleiten, ſie ſind nur der Ausdruck, die Aeuſserung eines jener ſocialen Naturgeſetze, die nur die Form ändern, deren Weſen ſich ſeit Jahrtauſenden nicht änderte. Mögen uns dieſe zwingenden Verhältniſſe heute als Standes- und Claſſenverhältniſſe- und Schranken entgegentreten, einſt waren es Stammesverhältniſſe- und Schranken — die Form hat ſich vielleicht geändert, der Kern blieb derſelbe. Heutzutage erſcheint uns der Zwang, der den Einzelnen im Groſsen und Ganzen in ſeiner ſocialen Sphäre feſthält nicht als ein phyſiſcher, auch nicht als rechtlicher — wir nennen ihn einen »geſellſchaftlichen« Zwang — die Sache iſt dieſelbe. Nie und nimmer hat ſich die ſogenannte ſociale »Arbeitstheilung«, die Scheidung der Berufszweige freiwillig vollzogen. Immer und überall waren es theils phiſiſcher Zwang, theils natürliche, zwingende Verhältniſſe, die dieſe ſociale Arbeits- und Berufstheilung herbeiführten. Gewalt oder Liſt brachten ſie zu Wege — ſonſt würde ſie heute noch nicht exiſtiren. Kein Menſch würde je ſich freiwillig dazu entſchlieſsen für einen »Herrn« Sklavendienſt zu leiſten; kein Volk würde je, ohne daſs es überliſtet wurde, ſich von einem fremden handeltreibenden Volke »ausbeuten« laſſen. Freiwillig und nicht überliſtet — würden ſie alle lieber die »Entwicklung

der Menſchheit« auf ihrer erſten primitivſten Stufe feſtgebannt haben — Zwang und Liſt muſste angewendet werden, ward naturgeſetzlich und naturnothwendig angewendet, um dieſer Entwicklung immer weiter Bahn zu brechen. Und das iſt noch der einzige ſchöne Zug in der menſchlichen Natur daſs dieſer »ausbeutende« Zwang immer nur gegen Fremde geübt ward — fremde Stämme unterjochte man und zwang ſie zur Sklavenarbeit — fremde Stämme beutete man durch Handel und Gewerbefleiſs aus. So ruhen denn im Hintergrunde dieſer ganzen Menſchheitsentwicklung ſo zu ſagen naturgeſetzliche Triebfedern, die, durch die nothwendige Vorausſetzung der Vielheit blutsfremder urſprünglicher Menſchengruppen, mit ihren unſichtbaren Faſern in dem Geheimniſs der Schöpfung wurzeln.

---

34. Herrſchafts-Gewinnung, Ordnung und Erhaltung.

Was die heterogenen ethniſchen Elemente von Uranfang an, und die heterogenen ſocialen Beſtandtheile, in der weiteren Entwicklung der Geſchichte zuſammenführt, was ſie aufeinander anweiſt und bezieht und auf dieſe Weiſe den ſocialen Naturprozeſs in Bewegung ſetzt: das iſt, wie wir geſehen haben, die ewige Ausbeutungs- und Herrſchſucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Raſſenkampf um Herrſchaft in allen ſeinen Formen, in den offenen und gewaltthätigen, wie in den latenten und friedlichen, iſt daher das eigentlich treibende Princip, die bewegende Kraft der Geſchichte. Die Herrſchaft ſelbſt aber iſt das Pivôt an dem alle die Vorgänge des Geſchichtsprozeſſes hängen, die Achſe um die ſie ſich drehen. Denn ſociale Amalgamirungen, Cultur, Nationalität, und alle die höchſten Erſcheinungen der Geſchichte, ſie

treten nur zu Tage in Folge und durch das Mittel von Herrschaftsorganisationen.

Wollen wir daher alle diese Erscheinungen so zu sagen von hinter den Coulissen betrachten, ihre innere Struktur und Entstehung kennen lernen, so müssen wir das Wesen der Herrschaft, die Modalitäten ihrer Begründung, ihrer Ordnung und Einrichtnng, endlich ihrer Erhaltung in's Auge fassen.

Jede Herrschaft ist immer das Resultat eines Krieges — denn jeder Krieg, wenn er nicht ein bloser Raubzug ist, hat den Zweck, dauernde Herrschaft zu begründen.[1]) In der Herrschaft gelangen die Kräfte des Krieges zum Gleichgewicht, indem die Sieger Herrscher bleiben und die Besiegten vom kriegerischen Widerstand ablassen. Aber der Kampf, das Essentielle des Krieges, hat in der Herrschaft nur die Form des Krieges abgelegt um latent zu werden — und dieser latente Zustand des Kampfes ist es der zwischen Herrschenden und Beherrschten eine ewige Spannung der Kräfte erhält, die in Ruhe und Gleichgewicht zu erhalten, die höchste Kunst jeder Regierung ist.

Nun liegt es im Wesen jeder Herrschaft, dass sie nur von einer Minderheit geübt werden kann. Die Herrschaft einer Mehrheit über eine Minderheit ist undenkbar, weil ein Widersinn. Ebenso wie es in der Natur der Sache liegt, dass eine Pyramide auf einer breiten Basis ruhen muss, von der sie immer sich verengernd zur Spite sich erhebt, und wie es ein Ding der Unmöglichkeit wäre eine Pyramide auf die Spitze zu stellen und die Basis in der

---

[1]) Auch der Raubzug begründet eine Herrschaft doch nur über die geraubten Personen und Sachen. Der Krieg bezweckt dagegen eine dauernde Abhängigkeit der besiegten Menschengruppe, des besiegten Volkes.

Luft ſchweben zu laſſen: ebenſo liegt es in der Natur der Herrſchaft, daſs ſie nur beſtehen kann als eine Machtübung einer Minderheit über eine Mehrheit. Dieſe Natur ſchöpft die Herrſchaft aus der Natur der Menſchen — daher iſt ſie überall die gleiche und waren und ſind immer und überall die Herrſchaften nach denſelben Prinzipien organiſirt.

In dieſer ihrer Modalität zeigt ſich auch die innere weſentliche Verwandtſchaft der Herrſchaft mit dem Kriege. Denn auch der Krieg kann ſeiner Natur nach nur unter Anführung eines Einzelnen oder ſehr Weniger unternommen werden; und dieſem dringenden Gebote ſeiner Natur unterliegen die Kriegszüge immer und überall auch bei den wildeſten Horden — ja ſogar bei den Thieren. Wie aber die Herrſchaft nur das Reſultat eines Krieges ſein kann, ein weiteres Stadium und friedlicher Schluſs desſelben, ſo geht meiſt die Organiſation des Krieges unmittelbar in die Organiſation der Herrſchaft über. Daraus erklärt ſich das gleiche Vorkommen der Einherrſchaft, welche Namen und Formen ſie auch hat, und der Herrſchaftshierarchie, in allen Zeiten und bei allen Völkern.

Nun hat es oft Lehrmeinungen gegeben, daſs die Herrſchaft nicht durchaus mittelſt des Krieges und kriegsähnlicher Organiſation einer Minderheit gegenüber einer Mehrheit, ſondern auch durch freiwillige Uebereinkunft zwiſchen den Mitgliedern eines Gemeinweſens begründet werden könnte — ja, und was noch mehr, man wollte ſogar aus der Geſchichte Thatſachen zur Unterſtützung dieſer Meinung beigebracht haben. Als auf eine eclatante Thatſache berief man ſich insbeſondere auf die Gründung der Nordamerikaniſchen Staaten. Dieſe Meinungen ſind eben ſo falſch wie die angeführten Thatſachen; bleiben wir um dieſelben noch einmal zu widerlegen bei der Gründung der Nordamerikaniſchen Union. Sehen wir ganz davon

ab, daſs die europäiſchen Einwanderer die amerikaniſchen Völkerſchaften ſyſtematiſch ausbeuteten um ſich im neuen Lande Subſiſtenzmittel zu verſchaffen; ſehen wir davon ab, daſs, als ſich die amerikaniſchen Völkerſchaften zur ſtabilen Beherrſchung nicht eigneten, ſie von den Europäern verdrängt und ausgerottet wurden; ſehen wir endlich davon ab, daſs man, in Folge deſſen um eine arbeitende Bevölkerung zu haben (als Baſis der Pyramide) ſeit 1620 ſich Negerſklaven aus Afrika importiren muſste. Betrachten wir nur unter welchen Modalitäten denn die Coloniſation und Beſiedlung des neuen Continent's durch die Europäer vor ſich gieng?

Die Europäer übertrugen einfach ihre heimiſchen Herrſchafts-Organiſationen auf den neuen Continent; ſie kamen bereits hin als Befehlende und Abhängige, als Herrſchende und Beherrſchte — und nur auf dieſe Weiſe konntèn ſie dort eine dauernde Herrſchaft gründen. Ja! die Formen in denen ſie dort die neuen Herrſchaften gründeten unterſchieden ſich im Weſen gar nicht von denjenigen in denen überhaupt bei Eroberungen und Landnahmen Herrſchaft begründet wurde [1]) und in denen einige Jahrhunderte früher die Normanen ihre Herrſchaft in England gründeten — nur daſs die neuen Herrſchaftsbegründer in Amerika ſich ihre Untergebenen nicht mit dem Degen in der Hand erſt unterwarfen, ſondern dieſelben als bereits kraft der heimiſchen Herrſchaftsorganiſation von ihnen Abhängige, und zwar als Schuldner, mit hinüber brachten und daſs ſtatt der mittelalterlichen Ritter mächtige Kaufherren nnd Verwaltungsräthe der von den engliſchen Königen conceſſionirten Geſellſchaften an der Spitze dieſer Herrſchaftsorganiſation ſtanden.

Hören wir z. B. wie Friedrich Ratzel dieſe erſte

---

[1]) Vrgl. »Rechtsſtaat und Socialiſmus« §§. 12—30.

Herrſchaftsbegründung und Organiſation in Amerika ſchildert: »Die Conceſſion für Ausbeutung und Beſiedlung Virginiens erhielt eine Londoner Geſellſchaft, an deren Spitze unter anderen der bekannte Geograph Richard Hakluyt ſtand . . . Dieſe Conceſſion ſchuf übrigens weiter nichts als eine Geſellſchaft für Handel, Pflanzung und Fiſcherei, die das Land das ſie in Beſitz nahm, vom König zu Lehen hatte, der ein Director und ein Rath der Actionäre in London und ein Präſident nebſt Rath am Ort der Anſiedlung vorſtand und welche vollkommen freie Hand hatte in allem, was nicht den Geſetzen des Mutterlandes widerſprach; ſie hatte das Recht alle Unterthanen des Königs, die auswandern wollten, als Anſiedler aufzunehmen und dieſelben ſollten derſelben Freiheiten ſich erfreuen wie die Engländer des Mutterlandes; ſchwere Vergehen durften nicht an Ort und Stelle ſondern muſsten in England abgeurtheilt werden; aber die politiſchen Rechte waren den Anſiedlern vorenthalten, ſie hatten keinen Einfluſs auf die Zuſammenſetzung weder des Colonial- noch des obern Rathes . . . Auch zahlreiche weiſse Einwanderer kamen nach Virginien, welche nicht die Mittel hatten, ihre Ueberfahrt zu zahlen und daher bis zur Tilgung der für dieſelbe eingegangenen Schuld in einer zeitlichen, der Sklaverei übrigens ſehr ähnlichen Gebundenheit (indented servants nannte man ſie) für einen Herrn arbeiten muſsten und es geſchah auf dieſe Weiſe, daſs eine ſtarke Arbeiterbevölkerung ſich in der Colonie anſammelte, aus welcher verhältniſsmäſsig wenig gröſsere Landbeſitzer ſich hervorhoben. Unter dieſen letzteren waren jüngere Angehörige engliſcher Adelshäuſer nicht ſelten und der reiche Pflanzer der auf ſeiner weiten Domäne ſaſs, wo er nur Diener und Sklaven um ſich ſah, während Tagreiſen ihn von ſeinesgleichen

trennten, fast selbstverständlich Vertreter in der Legislatur, Friedensrichter, Führer der Miliz seines Bezirkes wurde das Ebenbild des altenglischen Squire.« [1])

Wir sehen also wie die Natur der Herrschaft sich immer gleich bleibt und wie die letztere, in welch verschiedenen Formen sie auch gewonnen, erworben und begründet wird, im wesentlichen immer und überall diejenige Gestalt und Organisation erlangt, die ihrem innersten Wesen entsprechend ist.

Anders wie sie hier geschildert ist, konnte auch bei gewaltsamer Eroberung und Landnahme keine Herrschaft sich gestalten, und welche »constitutionellen« und »republikanischen« Formen auch die nordamerikanischen Gemeinwesen später annahmen, es wäre naiv zu glauben, daß unter diesen Formen das Wesen der Herrschaft sich je und bis heutzutage im mindesten änderte.

Aus diesem überall gleichen Wesen der Herrschaft als einer Abhängigkeit Vieler von Wenigen erklärt sich die im Princip und in den Grundzügen überall gleiche Art und Weise der Einrichtung, die Organisation derselben. Ueberall nämlich erfordert es die Natur der Sache, daß zwischen den obersten Wenigen und der untersten Masse sich eine Mittelschichte solcher herausbildet die im Interesse der Obersten, die Untersten in den Cadres der Organisation festhalten und nach oben und unten vermittelnd die kräftigste Stütze des ganzen Baues werden. Möge sich ein solcher »Mittelstand« auf welche Art und Weise immer nach wechselnden Verhältnissen und Umständen herausbilden, aus inneren oder äußeren Elementen, aus einheimischen oder heterogenen, in welch letzterem Falle er sich oft in mehrere Stände und Berufe cristallisirt, immer wird er dieselbe für die ganze Organisation heilsame Aufgabe

[1]) Ratzel, Amerika II 53.

erfüllen; der Mangel aber dieser heilsamen Zwischenbildung würde sich durch häufige Erschütterungen, durch eine gewisse Gebrechlichkeit und Gefährlichkeit des ganzen Baues kundgeben und oft den allzufrühen Zusammensturz desselben verschulden.

Denn der schwächste Punkt jeder Organisation der Herrschaft besteht eben darin, dass der nothwendige Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten auch abgesehen von jedem coincidirenden ethnischen, wirthschaftlichen, intellectuellen, sittlichen oder sonst welchen Gegensatz sehr leicht zu jeder Zeit den Krieg, dem die Herrschaft seinerzeit ein Ende machte, wieder entzündet und die ganze Herrschaftsorganisation wieder in Frage stellt.

Diese in der Natur der Sache liegende und sie stets bedrohende Gefahr ist den Herrschenden instinctiv immer mehr oder weniger bekannt und dieses instinctive Gefühl der drohenden Gefahr führt die Herrschenden immer und überall zu einer so zu sagen reflexiven Handlungsweise, welche dieser Gefahr vorzubeugen bestimmt ist und die den Inhalt all und jeder Regierungspolitik der herrschenden Minorität gegenüber der beherrschten Majorität bildet.

So wie aber diese ganze Handlungsweise und die Gesammtheit der zu derselben gehörenden Massregeln im Grossen und Ganzen reflexivisch erfolgt, d. h. in der Art von Reflexivbewegungen, so ist es klar, dass dieselbe uns immer und überall ein und denselben eigenartigen Naturprozess darstellt, der den Gegenstand eines besonderen Theiles der Staatswissenschaft und zwar die Verwaltungswissenschaft bildet. In diesem Sinne haben wir das Wesen und den Character dieses Theiles des grossen socialen Naturprozesses in einem besonderen Buche darzustellen uns bemüht auf das wir hier nur verweisen,[1]) indem wir uns begnügen

[1]) S. unsere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck, Wagner 1882.

zur Characterisirung der Tendenz dieser »Verwaltung« einiges hervorzuheben, was ihren Zusammenhang mit dem grofsen socialen Naturprozefs in besseres Licht setzen soll.

Wenn man häufig den Satz wiederholt, dafs jede Herrschaft durch dieselben Mittel erhalten wird, durch die sie gegründet wurde so ist daran so viel richtig, dafs keine Herr schaft ihre wahre Abstammung, die Gewalt, verläugnen darf und dafs sie durch fortwährende Pflege uud Aufrechthaltung und eventuell Geltendmachung ihrer Macht dieser ihrer Herkunft und ihrem Ursprunge immer treu bleiben mufs. Andererseits aber besagt obiger Satz zu wenig in so ferne die Anwendung blofs materieller Gewalt keineswegs hinreicht eine gewonnene Herrschaft auch zu erhalten und dazu vielmehr ein System von Mafsregeln und die Entwicklung einer Thätigkeit erforderlich ist von der bei der Gründung der Herrschaft nicht die Rede sein konnte. Und damit werden wir bei dem Punkte angelangt sein, wo der Strom jeder einzelnen Herrschaftsentwicklung durch das von ihm hervorgebrachte ihm eigenthümliche Culturgebiet hindurchfliefsend in das Meer der Geschichte mündet.

Die Tendenz nämlich jener Mafsregeln und Thätigkeit der die Herrschaft Uebenden geht ganz reflexivisch dahin, den ursprünglichen ethnischen Gegensatz zwischen ihnen und den Beherrschten zu mindern und dadurch jene ewige Gefahr des wiederausbrechenden Krieges zu beseitigen. Am handgreiflichsten und erkennbarsten tritt aber dieser Gegensatz in der Verschiedenheit der Sprache auf. Die Sieger sprechen eine andere als die Besiegten. Diese Verschiedenheit mufs weichen, wenn die Last der Herrschaft nicht unnöthigerweise durch den auf jedem Schritt und Tritt sich entgegendrängenden ethnischen Gegensatz noch vergröfsert und verbittert werden soll. Eine der Sprachen mufs der andern den Platz räumen und Herrscher und Be-

herrſchte müſſen im Intereſſe der erſteren in einer Sprache verkehren, und durch die Gemeinſamkeit der Sprache verbunden werden. Welche Sprache ſiegt nun ob? die der herrſchenden Minderheit oder die der beherrſchten Mehrheit? Nach vielen Beiſpielen zu urtheilen, ſcheint das Letztere der Fall zu ſein. So haben um nur einige Fälle zu citiren die erobernden Warägen die Sprache des unterjochten ruſſiſchen Volkes; die erobernden germaniſchen Longobarden die des unterjochten italieniſchen Volkes; die erobernden Normanen zuerſt die Sprache der unterjochten Franzoſen, ſodann die der unterjochten Angelſachſen angenommen. Dieſer Vorgang iſt auch ſonſt am leichteſten zu erklären. Denn erſtens iſt es begreiflich, daſs die Minorität die Sprache der Majorität annimmt insbeſondere da die Organiſation der Herrſchaft es mit ſich bringt, daſs die einzelnen Familien aus der herrſchenden Klaſſe im täglichen Leben räumlich weit von einander entfernt in ſtetem Contact und in der Umgebung ihrer andersſprachigen Untergebenen ſich befinden, und daſs ſie auf dieſe Weiſe in ihrer angeſtammten Sprache wenig, in derjenigen ihrer Untergebenen viel verkehren. So geräth langſam die angeſtammte Sprache der herrſchenden Minorität auſser Uebung und in Vergeſſenheit und die Sprache der beherrſchten Majorität ſiegt ob. Und noch ein zweiter Grund trägt dazu bei. Die Herrſchenden kennen nur ein Intereſſe — das der Erhaltung ihrer Herrſchaft. Dieſes geht ihnen über alles. Daſs ſie practiſche, geiſtig überlegene Leute ſind, das bewieſen ſie durch die That. Sie kennen in der Politik keine Sentimentalität; die überlaſſen ſie den Beherrſchten und haben an derſelben ihre Freude. Sprache iſt ihnen nur ein Mittel der Verſtändigung — ſie erlernten leicht die Sprache des unterjochten Volkes und ihrer geiſtigen Ueberlegenheit kommt es auf die Formen des Ausdrucks in denen ſie ſich offenbart, nicht an. Die

practiſchen Intereſſen alſo des täglichen Lebens und das Intereſſe der Herrſchaft einerſeits; eine überlegene nonchalance die das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit an die angeſtammte Sprache überwindet — führen zur Annahme der Sprache der beherrſchten Majorität.

Es gibt aber auch Beiſpiele des umgekehrten Vorganges, wo eine ſiegreiche Minorität der unterworfenen Majorität ihre Sprache aufoctroyirte.

Ebenſo inſtinctiv und reflexiviſch wie die Beſeitigung der Verſchiedenheit der Sprache, erfolgt, wenn auch in längerem auf zäheren Widerſtand ſtoſsenden Prozeſſe die Beſeitigung der Verſchiedenheit der Religion.

Während der Menſch an der Sprache ſeiner Gemeinſchaft als an etwas Liebgewordenem hängt, woran ihn nur das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit feſthält: iſt es mit den angeſtammten Religionsvorſtellungen ſchon etwas ganz anders. Das Feſthalten an der Religion wird durch Momente der Furcht und des Aberglaubens unterſtützt. Den Abfall von den angeſtammten Göttern betrachtet man als ſchwere Verſündigung die nicht ohne Strafe bleiben kann. Gegen die neuen Götter hegt man tiefes Miſstrauen. Da geht nun die Verſchmelzung ſchwerer vor ſich. Doch iſt auch hier die herrſchende Minorität zu Compromiſſen geneigter, [1]) läſst auch wohl dem unterworfenen Volke ſeine

[1]) Dieſen geſunden Herrſchaftsinſtinct findet man nicht nur bei Herrſchenden unter Culturvölkern, ſondern auch unter Halbwilden. So erzählt Holub von dem König des Bakwenaſtammes Sefchele: Derſelbe wurde in ſeiner Jugendzeit Chriſt, »als er aber bemerkte, daſs die Mehrzahl ſeines Stammes am Heidenthum hielt, ſein Bruder Khoſilintſchi von dem Volke ſehr geachtet wurde und durch ſeine (Seſcheles) Bekehrung die von ihm aufgegebenen heidniſchen Gebräuche, deren Leitung dem jeweiligen Könige zufielen und mit dem Genuſs der erſten Feldfrüchte und der Regenmacherei etc. verbunden waren, nunmehr von ſeinem Bruder geleitet und vollſtrekt wurden und dieſer in der Gunſt des Volkes

Götter als untergeordnete Mächte und begnügt ſich mit der Proclamirung der eigenen als der oberen und mächtigeren. So entſteht denn langſam eine gemeinſame Religion in der man noch lange die urſprünglichen Elemente unterſcheiden kann. Und auch die mit den religiöſen Vorſtellungen in Verbindung ſtehenden Sitten und Gebräuche vermiſchen ſich zu einem gemeinſamen Complex. Das Ende aber dieſes Prozeſſes iſt meiſt das Schwinden der Verſchiedenheit der Religion zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten und nur da wo dieſs erfolgt, können die erſteren ihre Herrſchaft auch an die feſten Pfeiler der Religion anlehnen — was immer für jede Herrſchaft ein mächtiges Element der Erhaltung, eine ſtarke Gewähr des Beſtandes bildet.

Die Gemeinſamkeit dieſer zwei Momente, der Sprache und der Religion, iſt die unerläſslichſte Vorbedingung jedes weitern gedeihlichen Ausbaues und immer gröſserer Befeſtigung der Herrſchaft — erſt auf dieſen Grundlagen können ein einheitliches Recht, eine gewiſſe Gemeinſamkeit wirthſchaftlicher, politiſcher und nationaler Intereſſen ſich entwickeln und die urſprünglichen heterogenen ethniſchen Elemente die ſich in dem Gegenſatz von Herrſchenden und Beherrſchten fortſetzten, ſich in eine bis zu einem gewiſſen Punkte nicht nur ſcheinbare Einheit verwandeln, die als ſolche ihre in der Natur der menſchlichen Gemeinſchaften tief wurzelnden Bedürfniſſe der kriegeriſchen und ausbeutenden Bewegung nach auswärts auf Koſten anderer ähnlicher und auch ähnlich zu Stande gekommener Einheiten zu befriedigen ſucht.

ſtieg, entſchloſs ſich Seſchele wohl bis zu einem gewiſſen Punkte, ſo z. B. den Beſuch der Kirche, der Taufe ſeiner Kinder u. ſ. w. Chriſt zu bleiben ſonſt aber, ſoweit dies mit ſeiner Macht als Herrſcher zuſammenhieng, die heidniſchen Gebräuche auszuüben und theilweiſe auch zu leiten.» (Afrika I 405.)

Damit will offenbar nicht gesagt sein, dass mit der Beseitigung dieser zwei wichtigsten trennenden Momente, mit der Herstellung politischer, sprachlicher und religiöser Einheit jene Gefahr der innern Kriegsausbrüche und Erschütterungen für immer beseitigt ist; es bleiben der trennenden Gegensätze zwischen Herrschenden und Beherrschten noch immer genug, Gegensätze die nicht nur in der Thatsache der Herrschaft selbst, sondern in unvermeidlichen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, intellectuellen und culturellen Unterschieden wurzeln: doch ist ohne jene sprachliche und religiöse Einheit der feste Ausbau der Herrschaft und die ruhige Entwicklung des Staates noch viel schwieriger, wenn nicht vielleicht ganz unmöglich. [1])

---

[1]) Wenn es eines Beispieles bedarf, dass auch in den ausgesprochensten »Nationalstaaten« der einstige tiefe, auf ethnischer Heterogeneität beruhende Gegensatz gleichsam unter der Asche fortglimmt und noch immer nicht aufgehört hat ein Element der Gefahr zu sein das bei socialen Umwälzungen und Revolutionen immer noch mächtig hervorbrechen kann, so möge das höchst interessante Zeugniss Gobineaus über das Verhältniss des französischen Landvolkes zum französichen Adel und Bürgerthum hier Platz finden. Nachdem Gobineau den weiten Abstand zwischen den »civilisirten« Ständen Frankreichs und dem Landvolke hervorgehoben, von der tiefen Kluft gesprochen die zwischen den obern 10 Millionen und den untern 26 Millionen in Frankreich herrscht, von dieser »tacurnité qui dans toutes nos provinces, est le caractère le plus marqué du paysan vis-a-vis de ce qu'il appelle le bourgeois« und von der »ligne de demarcation si infranchissable eutre lui el les propriètaires les plus aimés de son canton« fährt er fort: »Et enfin avec quelle ténacité ils continuent à regarder tout ce qui n'est pas, comme eux, paysan, sous le même aspect que les hommes de la plus lointaine antiquité consideraient l'etranger! A la vérité, ils ne les tuent pas, grâce à la terreur, même singulière et mystérieuse, que leur inspirent des lois qu'ils n'ont point faites; mais ils le haïssent franchement, s'en défient, et, quant à ce qui est de le rançonner, s'en donnent à coeur joie, lorsqu'ils le peuvent sans trop de risques. Sont ils donc méchants? Non, pas entre eux; on les voit échanger de bons procédés et des complaisances. Seulement ils se regar-

Nur diefe von uns als Vorbedingung jeder gedeihlichen ftaatlichen Entwicklung hingeftellte fprachliche und religiöfe Gemeinfamkeit zwifchen Herrfchenden und Beherrfchten gibt die Möglichkeit einer Entwicklung der Gefammtheit zu nationaler Einheit — ein Factor, der von unberechenbarer moralifcher Tragweite ift, zum Zwecke der

---

dent comme une autre espèce, espèce, à les en croire, opprimée, faible, qui doit avoir son recours à la ruse, mais qui garde aussi son orgueil très-tenace, très-meprisant. Dans quelques-unes de nos provinces, le laboureur s'estime de beaucoup meilleur sang et de plus vielle souche que son ancien seigneur . . . Qu'on n'en doute pas, le fond de la population française n'a que peu de points communs avec sa surface; c'est un abîme au-dessus du quel la civilisation est suspendue et les eaux profondes et immobiles, dormant au fond du gouffre, se montreront quelque jour, irrésistiblement dissolvantes. Les événements les plus tragiques ont ensanglauté le pays, sans que la nation agricole y ait cherché une autre part que celle qu'on la forçait d'y prendre. Là, où son intérêt personnel et direct ne s'est pas trouvé en jeu, elle a laissé passer les orages sans s'y méler, même par la sympathie. Effrayées et scandalisées à ce spectacle, beaucoup de personnes ont prononcé que les paysans étaient essentiellement pervers; c'est tout à la fois une injustice et une très-fausse appréciation. Les paysans nous regardent presque comme des ennemis. Ils n'entendent rien à notre civilisation, ils n'y contribuent pas de leur gré, et, en tant quils le peuvent, ils se croient autorisés à profiter de ses desastres. Si on les considère en dehors de cet antagonisme, quelque fois activ, le plus souvent inerte, on ne revoque plus en doute que de hautes qualités morales, quoique souvent très-singulièrement appliquées ne résident chez eux. J'applique à toute Europe ce que je viens de dire de la France . . (Gobineau l. c. I 165 ff.) Wir ftimmen in Letzterem Gobineau vollkommen bei und wenn er feine obigen Behauptungen auf eigene Beobachtungen in den weftlichen Ländern Europas ftützt, fo können wir aus unfern Beobachtungen im Often Europas denfelben vollkommen beitreten. Doch glauben wir noch mehr fagen zu können; wir glauben, dafs es nur genauer Beobachtungen in den Staaten der andern Welttheile bedürfte, um diefe Verhältniffe als die überall gleichen zu conftatiren. Es find das eben Verhältniffe die aus der überall gleichen Natur des focialen Prozeffes entfpringen.

Erhaltung der einheitlichen Herrſchafts-Organiſation und zur moraliſchen Kräftigung derſelben für die unvermeidlichen und jedem politiſchen Gemeinweſen auch nothwendigen Kämpfe nach Auſsen, ſei es in Angriff oder Vertheidigung.

In weiterer Linie ſcheint aber eine ſolche Einigung und Herſtellung einer groſsen auf Gemeinſamkeit der Cultur gegründeten Nationalität in dem Zuge des menſchlichen Geſchichtsprozeſſes zu liegen der auf dieſem Wege, und wie es ſcheint nur auf dieſem Wege, zur Herſtellung eines eigenartigen groſsen Culturgebietes gelangen kann.

35. Herrſchaftsorganiſation und Cultur.

Wir haben ſchon oben (S. 179) darauf hingewieſen, daſs die Entwicklung des Staates und aller der durch ihn geſetzten Verhältniſſe zur Cultur führen. Auch ſahen wir, daſs uns im Laufe der Geſchichte als Producte des ſocialen Naturprozeſſes Culturerſcheinungen entgegentreten, die auf gewiſſen territorialen Gebieten ſich entwickeln und als deren Subſtrate oder Subjecte wir Culturvölker oder Culturnationen anerkennen müſſen, die im Laufe dieſer Culturentwicklung zum mindeſten einmal in einem politiſchen Gemeinweſen, in einem Staat ihren politiſchen Einigungspunkt gefunden haben.[1]) Cultur iſt nun vorwiegend eine ſogenannte geiſtige Erſcheinung. Sie beſteht nämlich in einem Complex von durch Erkenntniſſe gewonnenen Auſchauungen und in einer dieſen Anſchauungen gemäſs geſtalteten Lebensordnung zu welch letzterer auch die entſprechende Anwendung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Verbeſſerung und Verſchönerung des geſammten Lebenswandels gehört.

[1]) Vrgl. unſer »Recht der Nationalitäten etc.« S. 289.

Solcher Culturen hat es ſeit bekannter Geſchichte viele gegeben und gibt es noch heutzutage viele. Da keine derſelben ſich je über den ganzen Erdball ausbreitete noch auch heutzutage ausbreitet, ſondern jede immer nur ein gewiſſes territoriales Gebiet und die auf demſelben wohnenden Menſchen (in höherem oder geringerem Grade) umfaſst, ſo ſprechen wir mit Recht von verſchiedenen Culturgebieten. Eine hohe Cultur iſt der Qualität nach das Höchſte was die ſociale Entwicklung hervorbringt. Die Beſchreibung der verſchiedenen auf einander folgenden oder neben einander beſtehenden Culturen hat ſich in neueſter Zeit die Culturgeſchichte zum Gegenſtand genommen. Aber Sache der Sociologie iſt es das Weſen und die Beſtandtheile dieſer Culturen zu unterſuchen, zu erforſchen auf welche Weiſe, durch Wirkung welcher Factoren im ſocialen Leben die Entſtehung der Culturen und Culturgebieten vor ſich geht, ſodann wie ſich die einzelnen Culturen zu einander verhalten, ob in ihrem Auf- und Niedergang welche Wechſelwirkung und welcher Zuſammenhang ſtattfindet?

Das Eſſentielle der Cultur liegt keineswegs in der Ausbildung einer einzigen geiſtigen Richtung, ſondern die Geſammtheit der geiſtigen Gebiete die ein Volk bei ſich entwickelt hat, bildet deſſen Cultur. Solche Gebiete ſind, wie wir ſchon erwähnten, Volkswirthſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt, Recht, Sitte u. ſ. w.

Je nachdem ein Volk einige oder mehrere dieſer Gebiete vorwiegend bearbeitet und pflegt, je nachdem es auf einem oder mehreren oder auch auf allen dieſen Gebieten Gröſseres oder minder Bedeutendes leiſtet oder geleiſtet hat, ſpricht man von einer bedeutenden oder minder bedeutenden, von einer hohen oder ſehr hohen Cultur und wie dieſe Gradbeſtimmungen ſonſt noch lauten mögen.

Wie bei all und jeder natürlichen Entwicklung iſt man

auch bei der Cultur nicht im Stande und nicht berechtigt, einen genauen Punkt anzugeben, eine beſtimmte Grenze zu ſetzen, wo Cultur anfängt und jenſeits welcher Culturloſigkeit herrſcht.

Denn auch überall da wo wir von gänzlichem Mangel einer Cultur ſprechen, liegen gewiſs ſchon Keime, ja gewiſſe Anfänge derſelben vor — die ſchlieſslich auch ſchon Cultur ſind, wenn auch eine ſehr primitive. Eines aber darf wohl mit Recht behauptet werden, daſs jede Cultur ein Zuſammenleben einer gröſseren Anzahl von Menſchen, eine wenn auch noch ſo geringe ſociale Gemeinſchaft zur Vorausſetzung haben müſſe. Ohne Vergeſellſchaftung keine Cultur!

Während aber eine Vergeſellſchaftung überhaupt, ſei es auch die primitivſte, die nothwendigſte Vorausſetzung, die conditio sine qua non jeder Cultur bildet: ſo wirkt andererſeits die Cultur in höherem Sinne vergeſellſchaftend, und zwar nationaliſirend und raſſebildend auf ihre Träger und Erzeuger zurück. So ſehen wir denn in jedem mächtig entwickelten Staatsweſen durch die Mitwirkung all der Factoren politiſcher Zuſammengehörigkeit und ſocialer Gemeinſamkeit eine immer gröſsere Culturgemeinſchaft ſich entwickeln, welche die einſt heterogenen Elemente der urſprünglichen Vergeſellſchaftung einer immer gröſseren nationalen Homogeneität entgegenführt. [1])

---

[1]) Mit Recht daher ſetzt ſich Niebuhr in ſeiner römiſchen Geſchichte (Seite 9) die Aufgabe, zu zeigen, »wie römiſche Herrſchaft die Nation ſchuf.« Gobineau ſchildert dieſen Entwicklungsprozeſs im allgemeinen folgendermaſsen: »Mais certaines autres (agrégations d'hommes) de beaucoup plus imaginatives et plus énergiques comprennent quelques choses de mieux que le simple maraudages; elles font la conquête d'une vaste terre, et prennent en propriété non plus les habitants seulement, mais le sol avec eux. Une véritable nation est dès lors formée. Souvent

Ist es nun aber der Staat, also die Herrschaftsorganisation, welche auf Entstehung und Entwicklung der Culturen den mächtigsten Einfluss übt: so frägt es sich, ob zwischen diesen zwei Thatsachen, zwischen Staat und Cultur, ein Causalnexus obwaltet? Denn würden diese zwei Thatsachen nicht zusammen gehören, so könnten sie nicht als Momente eines Naturprozesses aufgefasst werden. Dieses hat nur dann eine Berechtigung, wenn wir zwischen diesen zwei Thatsachen einen wirklichen und nothwendigen Causalnexus nachweisen können. Letzteres ist nun allerdings der Fall.

Der wichtigste Unterschied nämlich zwischen den meisten Thieren und dem Menschen ist der, dass die ersteren es nicht verstehen, andere Wesen oder ihresgleichen zu ihren Diensten zu verwenden; mit andern Worten, dass sie zur Herrschaft unfähig sind. So lange nun ein syngenetischer Menschenschwarm nur auf sich selbst angewiesen ist (wobei er seine Genossen, seine Stammverwandten

---

alors, pendant un temps, les deux races continuent à vivre côte à côte sans se mêler; et cependant, comme elles sont devenues indispensables l'une à l'autre, que la communauté de traveaux et d'intérêts s'est à la longue établies, que les rancunes de la conquête et son orgueil s'émoussent que, tandis que ceux qui sont dessous tendent naturellement à monter au niveau de leurs maîtres, les maîtres rencontrent aussi mille motifs de tolérer et quelquefois de servir cette tendence, le mélange du sang finit par s'opérer et les hommes des deux origines, cessant de se rattacher à des tribus distinctes, se confondent de plus eu plus« l. c. I 45. Ranke (Weltgeschichte S. IX) gibt nur zu, dass »nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so grosser Macht und so eigenthümlichem Gepräge wie die englische, französische, die italienische sind nicht wohl Schöpfungen des Landes und der Rasse als der grossen Abwandlungen der Begebenheiten.« Wir sehen nicht ein, warum das was von französischer, englischer und italienischer Nationalität gilt, nicht ebenfalls von Assirischer, Babylonischer, Persischer, Egyptischer, Chinesischer Nationalität gelten sollte — und auch von griechischer, römischer und deutscher?

doch nicht benützt), so lange der ursprüngliche Menschenschwarm aus vollkommen gleichen und gleich freien Individuen besteht, von denen jedes der Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse, sei es vereinzelt oder gemeinschaftlich nachgeht: so lange kann von einer Cultur keine Rede sein. Denn auch die geringste Cultur, die ersten und primitivsten Entwicklungsphasen derselben sind durch eine Theilung der Arbeit bedingt, kraft deren dem Einen die niedrigeren und schwereren, dem Andern die höheren und leichteren Arbeiten (zu denen auch das Befehlen gehört) zufallen.

Das Wesen einer solchen Theilung der Arbeit liegt aber darin, dass die Einen für die Andern arbeiten; nur eine solche Theilung der Arbeit setzt diejenigen für die gearbeitet wird in die Lage, ihren Geist höheren Gegenständen zuzuwenden, über höhere Dinge nachzudenken und einem »menschenwürdigen« Dasein nachzustreben.

Würden alle Menschen, gleich den Thieren, nur darauf angewiesen sein, ihres Lebens Nothdurft sich selbst zu besorgen: sie würden ewig in thierähnlichem Zustande verbleiben. Sollen sie sich über denselben erheben, so müssen die Einen von ihnen den drückendsten Arbeiten und Sorgen durch die Arbeit der Andern enthoben werden.

Nun wissen wir (s. ob. S. 217), dass Niemand freiwillig sich in das Joch des andern spannt; dass niemand freiwillig die drückenden und niedern Arbeiten auf sich nimmt, um dem andern Bequemlichkeit, ja oft geradezu Möglichkeit des Müssiganges zu verschaffen. Wäre dieser erste Schritt auf der Bahn des Fortschrittes und der Cultur von der Opferwilligkeit der Einen für die Andern, etwa vom Comte'schen »Altruismus« abhängig: er würde nie gemacht worden sein. Weder eine solche Opferwilligkeit für unbekannte höhere Zwecke, noch weniger aber eine prophetische Einsicht und Voraussicht künftigen gemeinsamen Wohlergehens

kann von dem Menſchen überhaupt und den rohen Naturmenſchen insbeſondere erwartet werden. Nur auf den unmittelbaren Vortheil, auf die unmittelbare Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe auf die unmittelbare Bequemlichkeit bedacht; würde jeder immer die Rolle des Herrn und Niemand die Rolle des Arbeiters und des Sklaven wählen. Hienge es von der Einſicht und dem guten Willen der Menſchen ab, wir ſtünden heute noch auf der Stufe auf der wir die Feuerländer an der Südſpitze Südamerika's ſinden.

Glücklicherweiſe hängt der Naturprozeſs der Geſchichte nicht vom Belieben der Einzelnen ab; die Natur ſcheint ſich, wie in vielen andern Dingen, ſo auch in dieſem Punkte vorgeſehen zu haben. In die Bruſt der Menſchen legte ſie gewaltige, unwiderſtehliche Triebe, die dieſen Prozeſs ebenſo unterhalten und ſeine Entwichlung ohne Unterlaſs fördern, wie die verſchiedenen phiſiſchen Kräfte die ſyderiſchen, chemiſchen vegetabiliſchen und animaliſchen Prozeſſe unterhalten und fördern.

Nachdem die Menſchheit in unzähligen ſyngenetiſchen Schwärmen die Erde bevölkerte, brachte der Selbſterhaltungstrieb und der Egoiſmus der einzelnen Schwärme einerſeits und der tiefe Abſcheu und mitleidsloſe Haſs gegen die heterogenen Schwärme andererſeits, jenen groſsen Naturprozeſs der Geſchichte in's Rollen. Die Frage: wer für den andern arbeiten, wer dem andern Dienſte leiſten, wer die Unterſtufe bilden ſolle, damit die Anderen eine höhere Staffel cultureller Entwicklung beſteigen können, brauchte nicht vom freien Willen, von einverſtändlicher Wahl abzuhängen. Dieſe Frage war mit Naturnothwendigkeit bald entſchieden. Im »Raſſenkampf« um Herrſchaft entſchied der ſtärkere Schwarm dieſe Frage zu ſeinen Gunſten.

Daſs dieſer Vorgang auf einem Naturgeſetze beruht, das können wir ebenſogut aus dem ganzen Verlauf bekannter Geſchichte und den Begebenheiten der Gegenwart erweiſen wie der Chemiker das vor Aeonen Jahren vor ſich gegangene Verdampfen des Waſſers unter dem Einfluſs der Sonne aus der täglichen Anſchauung der Gegenwart erweiſen kann.

Auch daſs Selbſterhaltungstrieb und Egoiſmus der einen ſocialen Gruppe mittelſt Gewalt und Uebermacht die ſchwächere Gruppe ihren Zwecken dienſtbar macht, ihrer Herrſchaft unterwirft und gewaltſam eine Theilung der Arbeit dictirt und regelt, iſt ein Vorgang, deſſen Ausnahmsloſigkeit und Naturgeſetzmäſsigkeit wir immer und überall zur Genüge beobachten können.

Denn ſchlieſslich iſt Herrſchaft nichts anderes als eine durch Uebermacht geregelte Theilung der Arbeit bei der den Beherrſchten die niedrigeren und ſchwereren, den Herrſchenden die höheren und leichteren (oft nur das Befehlen und Verwalten) zufällt. Wie aber ohne Theilung der Arbeit keinerlei Cultur denkbar iſt, ſo iſt ohne Herrſchaft keine gedeihliche Theilung der Arbeit möglich, weil ſich, wie geſagt, freiwillig niemand zur Leiſtung der niedrigeren und ſchwereren Arbeiten hergeben wird.

Und nun gelangen wir zu einem Punkt wo wir, wenn wir die Natur teleologiſch auffaſſen wollen, ihre groſse »Weisheit« in der Ergreifung der richtigſten und entſprechendſten Mittel zu ihren Zwecken, bewundern können.

Wenn nämlich ſchon heutzutage, inmitten unſerer ſo ſehr vorgeſchrittenen Cultur zur Anordnung und Regelung der Theilung der Arbeit eine gewiſſe Strenge und Hartherzigkeit unumgänglich ſind, wenn man oft die eckelhafteſten und ſchwierigſten Arbeiten von Menſchen ausführen laſſen muſs: wie viel mehr muſste das in jenen Ur-

zeiten der Fall ſein, wo der Menſch den rohen Gewalten der Natur gegenüber ſo ſchutz- und wehrlos, ohne paſſende und entſprechende Werkzeuge und Maſchinen, ohne Mittel die Thierwelt zu beherrſchen, daſtand. Welcher Grauſamkeit und welch herzloſer Aufopferung von Menſchen bedurfte es in den Urzeiten der Menſchheit um ſo manches Werk ausführen zu laſſen, das heutzutage mittelſt kunſtvoll erſonnener Maſchinen leicht hergeſtellt wird. Würden die Menſchen »menſchlich« fühlen, würden ſie in jedem Menſchen einen »Bruder« ſehen, ſo manches groſse Culturwerk würde gar nicht in Angriff genommen, geſchweige denn ausgeführt werden können.

Dieſe Klippe nun, die ein »menſchliches« Fühlen jeder Culturentwicklung entgegenſtellen würde, hat die Natur gar klug und weiſe umſchifft. — Wohl begabte ſie auch den Urmenſchen mit »menſchlichem« Fühlen doch nur gegenüber den Mitgliedern ſeines eigenen Schwarmes. Dieſes ſyngenetiſche Gefühl, oder um es mit einem Worte zu bezeichnen, der Syngeniſmus, iſt wieder eines jener ewigen ſocialen Naturgeſetze, deren Exiſtenz uns Geſchichte und Erfahrung immer und überall wenn auch in den verſchiedenſten Culturſtufen und ſocialen Geſtaltungen angepaſsten Formen nachweiſt. Aber neben dieſem Syngeniſmus wurzelte tief in der Natur des Menſchen der Fremdenhaſs, der Abſcheu gegen das fremde Blut, die vollkommene Gefühlloſigkeit gegen die Leiden der heterogenen ſocialen Gruppe. Und nur dieſer Fremdenhaſs ermöglichte die Anbahnung der Cultur durch gewaltſame Regelung der Arbeitstheilung, wobei den Fremden, nachdem man geiſtig ſo weit vorgeſchritten war, daſs man ſie nicht mehr verſpeiſte, all die ſchweren Arbeiten, welche zur Anbahnung eines Culturlebens und zur Herſtellung von Culturwerken nöthig ſind, auferlegt wurden.

Auf diese Weise nun erleichterte und ermöglichte die Natur durch die ursprüngliche Heterogeneität der ethnischen Elemente und die zwischen diesen Elementen obwaltenden feindlichen Gefühle die Organisation der Herrschaft der Einen über die Anderen, welche eine conditio sine qua non einer gedeihlichen Arbeitstheilung war, welche letztere wieder den Causalnexus herstellt, zwischen den Herrschaftsorganisationen und der Entwicklung menschlicher Cultur.

Betrachten wir nun etwas näher das Wesen der gewaltsamen Arbeitstheilung, so stellt sich uns dieselbe allerdings als eine »Ausbeutung« der Einen durch die Andern dar und zwar als eine Ausbeutung der Arbeitenden und Beherrschten durch die Befehlenden und Herrschenden jedoch nicht ohne eine gewisse Gegenleistung der Letzteren an die Ersteren. Diese Gegenleistung besteht in der Aufrechthaltung der herrschaftlichen oder staatlichen Ordnung deren fortschrittliche Entwicklung schliesslich auch den scheinbar Ausgebeuteten gewisse Vortheile bringt, indem sie denselben mannigfach an den durch diese Ordnung und deren Entwicklung erlangten Culturgütern und Wohlthaten theilhaftig werden läfst.

Neben der gewaltsamen Arbeitstheilung läuft aber paralell durch die geschichtliche Entwicklung eine zweite, nicht gewaltsame Arbeitstheilung die man eine freiwillige nennen könnte, wenn sie nicht ebenfalls gleich der ersteren beim Zusammentreffen gewisser hiezu passenden heterogenen ethnischen Elemente mit Naturnothwendigkeit sich vollziehen würde.

Es ist das diejenige Arbeitstheilung, vermöge welcher die einen ursprünglich ebenfalls heterogenen ethnischen Elemente die andern, wenn auch nicht mit Gewaltmafsregeln zwingen, ihnen im Tausch und Handel Dienste zu leisten, oder für ihre freiwillig angebotenen Dienste andere Güter

als Lohn zu geben — mit andern Worten, es ist der Handel, das Gewerbe, die Industrie. Und so wie jene gewaltsame Arbeitstheilung einerseits sich uns als Ausbeutung darstellt, ebenso das Gewerbe, die Industrie und der Handel, (ob. S. 213) trotzdem auch diese den scheinbar Ausgebeuteten schliesslich gewisse Vortheile bieten und sie in gewissem Maasse an den Gütern und Wohlthaten steigender Cultur theilnehmen lassen.

---

36. Syngenismus.

Wir betrachteten bis jetzt vorwiegend die socialen Gruppen in ihrem gegenseitigen Verhältniss; wir sahen wie der durch natürliche Gefühle der Fremdheit, des Hasses und Abscheus geschürte und immer rege erhaltene Rassenkampf um Herrschaft jene ganze sociale Entwicklung zu Wege brachte, die wiederum durch die mannigfaltigsten socialen Gemeinschaften und Herrschaftsordnungen hindurchgehend auf den verschiedensten Punkten der Erde und in den verschiedensten Zeitaltern die grossartigsten Culturerscheinungen erzeugte.

Dabei haben wir aber vorwiegend so zu sagen die auswärtigen Verhältnisse dieser socialen Gruppen und Gemeinschaften ins Auge gefasst; wir sahen nur ihr gegenseitiges Einwirken aufeinander — nur die Kräfte und Strebungen, die sie in ihrem wechseitigen Verkehr untereinander geltend machen.

Nun wollen wir aber in das Innere dieser Gruppen eindringen; wir wollen jetzt jene Kraft näher betrachten, die wir Syngenismus nannten, und von der wir gelegentlich bemerkten, dass sie je die einzelne Gruppe zu einer solchen macht, d. h. dass sie dieselbe zu einer Einheit, zu einer »Rasse« zusammenschliesst.

Dabei wollen wir uns ebenfalls der erprobten Methode bedienen, zuerst Thatsachen der Geschichte und des wirklichen Lebens zu beobachten und aus der Regelmäßigkeit und Stetigkeit ihres Erscheinens und ihrer Wiederkehr auf das ihnen zu Grunde liegende Gesetz oder Princip zu schließen. Wenn wir nun die politischen und gesellschaftlichen Zustände und Vorgänge der Gegenwart in welchem Lande immer genau betrachten, so werden wir bemerken, daß alle Handlungen der Einzelnen immer den Gesinnungen gewisser, ihnen nahestehender Kreise und Gruppen entsprechen, daß die Einzelnen quasi immer nur Vollstrecker und Executoren der Absichten dieser Kreise und Gruppen sind; daß diese Einzelnen bei ihren Handlungen die Interessen dieser Kreise und Gruppen, in deren Mitte sie stehen und zu denen sie gehören, in Schutz nehmen und fördern. Was immer im öffentlichen Leben geschieht, empfängt seinen Impuls und entspringt aus den Interessen, Gefühlen und Gesinnungen solcher socialen Kreise und Gruppen. Und wenn das öffentliche Leben einen fortwährenden Kampf der entgegengesetzten Interessen und Strömungen darstellt, so können wir bei genauer Betrachtung konstatiren, daß diese Interessen und Strömungen ihre Quell- und Springpunkte in solchen socialen Kreisen und Gruppen haben. Diese letzteren sind nun verschiedenartig, sowohl was Umfang und Größe, als auch was die sie bildenden Grundlagen und sie zusammenhaltenden Interessen betrifft. So sehen wir die mannigfachsten Abstufungen von kleinen Coterien und Familienkreisen, die, sei es an Höfen von Machthabern, sei es in Städten und Dörfern das eigentliche Regime führen, ihre Angehörigen poussiren und beschützen, die ihnen Fremden von jedem Einfluß und jeder Bedeutung fern zu halten suchen. Wir sehen sodann ganze Geburtsstände, die anderen Ständen und Classen gegenüber, gewisse eigene Sitten und Anschauungen haben,

ſich anderen Ständen und Claſſen gegenüber einer gewiſſen Gemeinſamkeit der ſocialen Stellung und gewiſſer Intereſſen bewuſst ſind, und ſich womöglich auch ihren Blutskreis von den Blutskreiſen der andern Stände und Claſſen rein zu erhalten beſtreben. An dem öffentlichen Leben nehmen ſodann ſolche ſocialen Kreiſe (Stände, Claſſen etc.) durch ihre Angehörigen Theil, die bei ihnen jederzeit Unterſtützung und Hilfe finden und dagegen in all ihren Handlungen und Thaten das Intereſſe derſelben wahren und fördern. Daſs in Staaten, wo ſeit längerer Zeit ſtabile Zuſtände herrſchen, ſolche Verhältniſſe vorhanden ſind, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Muſtern wir die Verhältniſſe an irgend einem europäiſchen Groſsſtaat, der längere Zeit keinen bedeutenderen politiſchen und ſocialen Umwälzungen ausgeſetzt war, z. B. Ruſsland und wir werden finden, daſs die oberſte Macht in gewiſſen ſyngenetiſchen Kreiſen ruht, die ſich um die herrſchende Dynaſtie gruppiren. Einfluſs und Macht geht da im Groſsen und Ganzen von Vater auf den Sohn über, pflanzt ſich in denſelben Familien fort, und ein, enger oder loſer geſchloſſener Kreis von Familien ſteht jederzeit an der Spitze der Regierung. Nun ſind ſolche Verhältniſſe aber keineswegs etwa Desſpotien oder abſoluten Monarchieen eigenthümlich: auch in Republiken die längere Zeit ſich einer Stabilität der öffentlichen Zuſtände erfreuen, ſinden wir ganz dieſelben Verhältniſſe. Neben dem nordiſchen Coloſs möge die Zwergrepublik in den Pyrenäen, Andorra, uns als Gegenſtück die Wahrheit unſerer Behauptung bekräftigen. In einem Zeitungsberichte über dieſe Republik leſen wir: »Sämmtlicher Beſitz befindet ſich in Andorra in den Händen einiger weniger Patrizierfamilien, deren Mitglieder auch zu allen Ehrenſtellen berufen werden. Die Regierung wird durch einen auf Lebenszeit gewählten Syndicus ausgeübt, dem ein aus 24 Mitglieder caps grossos

(Grofsſchädel) d. h. aus den erſtcn Familien auf 4 Jahre gewählter Gemeinderath zur Seite ſteht.« Die Verhältniſſe liegen aber nicht anders, man möge die ganze Stufenleiter kleinerer und gröſserer Staaten zwiſchen Andorra und Rufsland noch ſo genau muſtern. Nur dort, wo eine plötzliche Umwälzung, eine politiſche oder ſociale Kataſtrophe den normalen Entwicklungsgang unterbrochen hat, ſehen wir freilich auch dieſe ſyngenetiſchen Kreiſe zerſtört und zerriſſen. Wir können aber ganz ſicher ſein, daſs hier überall dieſe ſyngenetiſche Tendenz ſich bald zeigen, und wenn der neue Zuſtand ſich erhält, auch ſiegreich zur Geltung gelangen wird. Eine Revolution brachte Napoleon I. zur Herrſchaft: doch kaum ſtabiliſirten ſich die Zuſtände einige Zeit, ſo war der Emporkömmling bald mit dem ganzen ſyngenetiſchen Kreiſe ſeiner nähern und weitern Verwandten umgeben und geleitet vom richtigen Inſtinct, bemüht, ſich ſelbſt in den ſyngenetiſchen Kreis der europäiſchen Herrſcher einzuſpinnen.

Doch haben wir es gewiſs nicht nöthig, Beiſpiele für den Syngeniſmus als wirkende Kraft in der Geſchichte und im politiſchen Leben anzuführen. Braucht man doch nur dieſe Thatſache zu nennen und jedem nur einigermaſsen mit Geſchichte und Politik vertrauten werden ſich unzählige Beiſpiele aus Vergangenheit und Gegenwart von ſebſt in den Sinn drängen.

Etwas anderes aber iſt's was uns dabei intereſſirt.

Iſt die Geſchichte ein Naturprozeſs, entſprechen die in ihr immer und überall ſich wiederholenden Erſcheinungen feſten unabänderlichen Geſetzen, ſo muſs auch der Syngeniſmus d. i. die Erſcheinung, daſs ſich überall im ſocialen Leben gewiſſe Menſchengruppen, die unter einander eine nähere Zuſammengehörigkeit fühlen, als einheitlicher Factor im Kampfe um die Herrſchaft geltend zu machen ſuchen, ſo muſs, ſagen wir, auch dieſe immer und überall ſich wie-

derholende Erſcheinung einem ſolchen ewigen unabänderlichen Naturgeſetze entſprechen.

Wollen wir dieſes letztere kennen lernen, ſo müſſen wir zuerſt die Erſcheinung ſelbſt ihrem Weſen nach genau unterſuchen, wir müſſeu trachten dieſelbe auf ihren naturgeſchichtlichen Grund zurückzuführen, ihre natürlichen Wurzelfaſern die ſich in die einzelnen Individuen verzweigen oder vielmehr die dieſe Individuen umklammern und feſthalten, dieſe Wurzelſafern des Syngeniſmus müſſen wir blos zu legen trachten.

Was kann nun der Grund des Syngeniſmus als einer objectiven im Leben und Geſchichte uns entgegentretenden Erſcheinung ſein? Offenbar nur ein Gefühl der Einzelnen, vermöge deſſen dieſelben ſich an die eine Menſchengruppe enger angeſchloſſen und näher angezogen fühlen als an andere Menſchengruppen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daſs dieſes Gefühl, wie alle menſchlichen Gefühle, irgend eine Urſache, eine Vorausſetzung haben muſs, als deren Folge es auftritt, eine Quelle aus der es flieſst. Denn ein ſolches Gefühl kann unmöglich ein angebornes, es kann nur ein anerzogenes, ein angewöhntes ſein, das uns freilich durch Erziehung und Gewohnheit, (zweite Natur!) als ein natürliches und ſogar angeborenes erſcheint.

Suchen wir nun in Erfahrung und Geſchichte die reale Grundlage, ſozuſagen die phiſiſche Unterlage dieſes Gefühles. Das primitivſte gewiſs vor aller ſocialen Entwicklung ſchon vorhandene Gefühl das den Syngeniſmus erzeugt hat, iſt das der Zuſammengehörigkeit des Schwarmes. Es iſt nicht gerade Blutsverwandtſchaft, die aus gemeinſamer Abſtammung entſteht, es iſt einfach das Bewuſstſein der gemeinſamen Schwarmangehörigkeit. Auf der unterſten Stufe der Entwicklung iſt dieſelbe gewiſs nicht viel von dem Gefühl oder Bewuſstſein verſchieden,

welches die Mitglieder einer Elephantenheerde haben und welche ſie unter einander enger verbindet als einem Rudel anderer Thiere. Auf dieſer unterſten Stufe iſt dieſes Gefühl ein Gefühl der Gleichheit der Mitglieder der einen Gruppe im Gegenſatz zu den Mitgliedern der andern Gruppe. Ein ſolches Gefühl beſeelt überall die menſchlichen Horden, und feſtigt und erhält ihre Einheit im Gegenſatz zu andern Horden und Stämmen. Dieſes urſprüngliche, ſyngenetiſche Gefühl hat ſich in ſeiner ganzen Natürlichkeit und Kraft bis heutzutage erhalten. Es verbindet die Glieder blutsgemeinſchaftlicher Kreiſe und ſolche Menſchengruppen, die ein Bewuſtſein oder doch ein Glaube an eine gemeinſame Abſtammung erfüllt. Seiner Natur nach iſt es ein Gefühl natürlicher Gleichheit, ein Gefühl der Identität des Weſens, welches von jeher und Kraft eines natürlichen Triebes, einer natürlichen Sympathie, alle andern menſchlichen, ſocialen Gefühle an Stärke übertrifft. Die Unterlage dieſes Gefühles iſt die wahrgenommene Thatſache der phiſiſchen und auch geiſtigen Aehnlichkeit und die daraus ſich entwickelnde Idee der Gleichheit.

Im Laufe der ſocialen Entwicklung der Menſchheit haben wir jedoch Gelegenheit, ähnliche Gefühle des nähern Zuſammengehörens, der wärmeren Sympathie zwiſchen den einen Menſchengruppen als Gegenſatz zu anderen zu beobachten, Gefühle, die ſchon eine andere als die ſoeben angedeutete phiſiſche Unterlage haben. Wir bemerken nämlich, daſs verſchiedene Momente, mehr geiſtiger als phiſiſcher, mehr cultureller als blutsverwandtſchaftlicher Natur die einen Menſchengruppen im Gegenſatz zu den andern mehr mit einander verbinden, näher aneinander ſchlieſsen. So iſt es eine ſehr allgemeine Erſcheinung, daſs ſich die Mitglieder eines Staatsweſens anderen Völkern gegenüber mehr ſolidariſch fühlen, und daſs ſie dieſe Solidarität durch

irgend welche gleichen höhern Eigenſchaften zu begründen ſuchen. Dieſe Begründung entſpricht dem natürlichen Drange für jede Erſcheinung eine Erklärung zu ſuchen. So pflegten ſich die meiſten Völker als beſonders edle, ausgezeichnete, als »auserwählte« den andern Völkern gegenüber zu ſetzen und durch dieſe höhere Eigenſchaft die gröſsere Solidarität ihrer Volksgenoſſen untereinander, ihre ſyngenetiſchen Gefühle für die Mitglieder ihrer Volksgemeinſchaft zu begründen; ſo ſetzten ſich die Juden als auserwähltes Volk den Nichtjuden, die Griechen als höher begabte und edlere Menſchen den Barbaren der ganzen Welt ſolidariſch entgegen; ähnlich verfuhren die Römer, die das »römiſche Bürgerthum« enger mit einander verknüpfte; das Chriſtenthum endlich ſetzte ſeine des Seelenheils theilhaſtig werdenden Gläubigen den Ungläubigen entgegen, was übrigens die Mohamedaner und andere Religionsgenoſſenſchaften ganz ebenſo thaten. Kurz wir ſehen, es gibt auſser den uns als natürliche erſcheinenden, auch gewiſſe culturelle Momente, die eine den uns als urſprünglich erſcheinenden ſyngenetiſchen Gefühlen ähnliche und analoge Solidarität gewiſſer kleinerer und gröſserer Menſchengruppen erzeugen, welche Solidarität dann in der Geſchichte der ſocialen Entwicklung durch das Zuſammenſchlieſsen der einen Menſchengruppen gegen die andern im Raſſenkampfe um Herrſchaft eine ähnliche Rolle ſpielt, wie jener urſprüngliche Syngeniſmus der uns auf rein natürlicher Grundlage der Blutsgemeinſchaft ſich entwickelt zu haben ſcheint.

Wir ſehen alſo den Syngeniſmus überall — doch in den mannigfaltigſten Abſtufungen, Formen und Arten — worüber nur noch einige Worte.

Wenn es immer und überall irgend ein Grund iſt, der eine gröſsere Anzahl von Menſchen enger aneinander ſchlieſst, im Gegenſatz und im ewigen Kampfe gegen andere

Menſchen, ſo muſs es nach der Verſchiedenheit dieſes Grundes verſchiedene Arten und Formen des Syngeniſmus geben.

Von dieſen Gründen erſcheinen uns die einen, wie wir das ſoeben ausführten, als mehr oder minder natürlich andere als mehr oder minder hiſtoriſch oder culturell. Tritt uns eine Gruppe entgegen, die ſich irgend einer näheren Verwandtſchaft, einer Blutsverwandtſchaft bewuſst iſt, ſo ſcheint uns das durch ein ſolches Bewuſstſein, oder einen ſolchen Glauben erzeugte ſyngenetiſche Gefühl ein natürliches.

Sehen wir ſociale Gemeinſchaften, die durch irgend welches höhere geiſtige Intereſſe z. B. eine gemeinſame Religion, oder gemeinſame Cultur verbunden ſind, ſo erſcheint uns das aus einem ſolchen Intereſſe entſpringende Zuſammengehörigkeitsgefühl als ein höheres, moraliſches, culturelles.

Eines aber haben alle dieſe ſyngenetiſchen Gefühle gemeinſam, nämlich daſs ſie die Menſchen zu ſocialen Gruppen verbinden. Je nach der Art nun, der Zahl und Stärke jener Gründe iſt das ſyngenetiſche Gefühl ſchwächer oder ſtärker, verbindet bald eine gröſsere oder geringere Anzahl loſer oder enger mit einander und bildet ſo die mannigfachſten ſocialen Gemeinſchaften, die Stämme, Völker, Nationen und Raſſen, welche, wie wir ſahen, die Träger, Subjecte und Subtrate des ſocialen Naturprozeſſes ſind. [1])

---

[1]) Von dieſem Punkte unſerer Erörterungen aus zweigt ſich ein Seitenweg ab, den wir heute nicht betreten wollen, da wir uns denſelben für eine ſpätere Zeit vorbehalten. Es iſt der ſo einladende Weg der Durchforſchung des Verhältniſſes des Einzelnen zu ſeiner ſyngenetiſchen Gruppe — ein Weg der unſerer Anſicht nach für die Individualpſychologie eine ſehr bedeutende Ausbeute liefern kann. Die bisherige Pſychologie baut meiſt auf der Natur des Individuums und auf ſein Verhältniſs zum »Nebenmenſchen«, zum »Mitmenſchen«, zum »Nächſten«, wie man das nennt. Aber dieſer »Nebenmenſch«, »Mitmenſch« und »Nächſter« ſcheint uns eine idealiſtiſche Abſtraction. In der Wirklichkeit

37. Materielle und moraliſche Unterlage des Syngeniſmus.

Betrachten wir nun etwas genauer, erſtens die verſchiedenen Gründe oder ſo zu ſagen die materiellen und moraliſchen Unterlagen dieſer ſyngenetiſchen Gefühle und zweitens die ihnen entſprechenden ſocialen Gemeinſchaftsbildungen. Als ſolche Gründe treten uns aus Leben und Geſchichte die mannigfaltigſten Momente entgegen, von denen wir als die wichtigſten folgende bezeichnen können: 1) der gemeinſchaftliche Blutsumlauf der durch ungehindertes Connubium vermittelt wird (Blutsgemeinſchaft); 2) Sprachgemeinſchaft; 3) Religionsgemeinſchaft mitſammt der an dieſelbe ſich knüpfenden Gemeinſchaft der Sitten und Gebräuche; 4) Cultur- und Bildungsgemeinſchaft; 5) Gemeinſchaft der materiellen Intereſſen. Jedes dieſer Momente an und für ſich beſitzt die Kraft mittelſt eines ſyngenetiſchen Gefühles eine ſociale Gruppe zu bilden. Nun iſt es aber klar, daſs je nach der Anzahl dieſer Momente eine ſociale Gruppe durch ſtärkere oder minder ſtarke ſyngenetiſche Gefühle mit einander verbunden ſein kann. Denn es gibt Gemeinſchaften und Gruppen die bald durch das eine, bald durch das andere, bald durch mehrere dieſer und auch anderer Momente und zwar in den verſchiedenſten Combinationen verbunden ſind. Im Allgemeinen

---

iſt er nicht da. In der Wirklichkeit gehört jeder Menſch irgend einer ſyngenetiſchen Gruppe an und wenn die Pſychologie nur jenes »Nebenmenſch«-Abſtractum in Betracht zieht ſo rechnet ſie mit einer ganz unbeſtimmten Gröſse und kann zu keinen poſitiven Reſultaten gelangen.

Hingegen würde unſerer Anſicht nach die Betrachtung des Verhältniſſes des Einzelnen zu ſeiner Gruppe und zu den fremden Gruppen die Grundlage für Erkenntniſſe liefern die einen wichtigen Theil einer poſitiven Individual-Pſychologie bilden könnten. Doch davon ein andermal.

läſst ſich aber der Satz anfſtellen, daſs die Gröſse und Ausdehnung der Gruppen im umgekehrten Verhältniſs ſteht zu der Zahl der ihnen gemeinſamen ſyngenetiſchen Momente, ſo daſs je gröſer an Menſehenzahl die Gruppe iſt, deſto weniger ſyngenetiſche Gefühle ihr gemeinſam ſind. Die ſtärkſten, ſo zu ſagen concentrirteſten ſyngenetiſchen Gefühle, die auf der gröſsten Anzahſ gemeinſamer ſyngenetiſcher Momente beruhen, verbinden die kleinſten Gruppen — je gröſser die Gruppen werden, deſto ſchwächer werden dieſe Gefühle da ſie auf einer immer geringeren Anzahl ſolcher ſyngenetiſchen Momente beruhen.

Am ſtärkſten ſind alſo jene primitivſten Menſchengemeinſchaften ſyngenetiſch miteinander verbunden, die neben gemeinſamem Blutsumlauf, gemeinſame Sprache, Religion und alles was damit zuſammenhängt, alſo Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, beſitzen. Je ſtärker ſie aber untereinander verbunden ſind, deſto gröſser wird ihr Haſs und Abſcheu gegen jede fremde Gruppe ſein, mit der ſie keines dieſer Momente gemeinſam haben und die daher naturnothwendig ihr nicht als Menſchen, ſondern als »Geſchöpfe« erſcheinen, die eben nur dazu gut ſind bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit ausgerottet zu werden. Und dieſes Verhältniſs iſt im gegebenen Falle ſo naturnothwendig, daſs keine Religion, nicht einmal das Chriſtenthum (der Maſſen) hier eine Aenderung hervorbringen kann. Die chriſtlichen Boers in Südafrika betrachteten die Buſchmänner und Hottentotten, da ſie mit ihnen eben kein einziges der erwähnten ſyngenetiſchen Momente gemeinſam hatten als »Geſchöpfe« die man wie das Wild des Waldes ausrotten darf.

Nicht beſſer verfuhr die allerchriſtlichſte Nation der Spanier mit den Eingebornen Amerikas. Die Maſſen ſtehen eben unter der Herrſchaft der ſocialen Naturgeſetze und nicht unter dem der »Moralgeſetze« — und es macht

in dieser Beziehung keinen Unterschied ob es heidnische, oder »gläubige« Massen sind. [1])

Dieser ursprüngliche Gegensatz zweier heterogenen ethnischen Elemente erleidet nun aber eine langsame Wandlung von dem Augenblicke an, wo der offene Kampf auf Tod und Leben in einen latenten friedlichen Kampf der Interessen mittelst der Organisation der Herrschaft übergeht. Der Contact der Sieger und Herren mit den Sklaven an denen sie ein Interesse haben, macht nothwendigerweise im Laufe der Zeit die frühere unüberbrückbar geschienene Kluft zwischen den heterogenen Elementen immer kleiner und läßt sie am Ende vielleicht ganz verschwinden. Das erste was dem gemeinsamen Interesse der Herren und Sklaven zum Opfer fällt, ist die Besonderheit der Sprache. Jener in den Uranfängen der Menschheit schon wirkende spracherzeugende Trieb der gegenseitigen Verständigung macht sich nun zwischen Herren und Sklaven geltend — und hat eine Verständigung zur Folge, die auf irgend eine Weise immer zu einer gemeinsamen Sprache führt — meist durch das Verschwinden der einen und Obsiegen der andern Sprache.

Damit ist aber zur Vermenschlichung des Verhält-

---

[1]) Bei griechischen Dichtern und Prosaikern finden wir oft Aeusserungen, dass Hellenen mit Barbaren nie Freundschaft schliessen können. Rocholl l. c. 17. Von den Türken sagt Lepsius: »Sie haben eine angeborne Verachtung gegen alles was nicht zu ihrer Nation gehört.« (Briefe über Aegypten 72.) Die Eingebornen Australiens im Innern des Landes werden von den Weissen gefürchtet, »denn sie sollen die Lagerfeuer derselben, namentlich in der Nähe der Goldfelder beschleichen und die Schlafenden tödten. Auf der andern Seite sind aber die bewaffneten Goldsucher auch sofort mit Büchse und Revolver bei der Hand, wenn sie einen dunkelfärbigen Menschen in den Büschen gewahr werden, so dass dort ein Vernichtungskrieg der ärgsten Art sich abspielt, dem die Eingebornen in nicht gar zu langer Zeit völlig zum Opfer fallen werden.« (Ausland 1882 S. 1037.)

nisses zwischen diesen ethnisch-heterogenen Elementen ein unendlich wichtiger Schritt gethan. Denn gemeinsame Sprache nähert die Menschen einander, und erst die gegenseitige Verständigung läfst die Menschen sich gegenseitig als Menschen erscheinen. Dieses Verhältnifs bleibt sich immer und überall dasselbe und wir können es in tausendfachen Formen noch im Leben der Gegenwart, auch unter civilisirten Völkern beobachten.

Das zweitnächste Moment, dessen Verschiedenheit die socialen Gruppen trennt und dessen Vergemeinsamung sie einander näher bringt ist die Religion und alles was damit in Zusammenhang ist (Sitten, Gebräuche, Lebensweise etc.) Dieses Moment hat nun aber eine viel gröfsere Zähigkeit als das erstere. Denn die Besonderheit liegt hier in den Vorstellungen der Menschen die sich in den einzelnen Gruppen von Generation auf Generation mittelst Erziehung und gemeinschaftlichen Lebens fortpflanzen.

Zudem fehlt es hier an dem so mächtigen zur Vergemeinsamung zwingenden Trieb des Sich-Verständigens und hängen auch die Menschen mit gröfserer Hartnäckigkeit an dieser mit ihrem innersten geistigen Wesen eng verknüpften Welt der »wahrsten Vorstellungen«. Erfolgt aber einmal die Vergemeinsamung der Religion, dann ist wieder eine gewaltige Scheidewand zwischen Mensch und Mensch gefallen, ja, die gemeinsame Religion ist ein Mittel, grofse Völkermassen, auch verschiedensprachige, zu gemeinsamen geschichtlichen und culturellen Actionen zu verbinden.

Das dritte Moment, der gemeinsame Blutsumlauf ist seiner Natur nach so zu sagen das conservativste. Denn wenn auch die Vergemeinsamung der Religion meistens das formal-rechtliche Hindernifs des gemeinsamen Blutumlaufs aus dem Wege räumt, so überdauert doch die Tendenz der Abschliefsung desselben in kleinere Kreise alle

anderen Vergemeinſamungstendenzen und liegt in dieſem dritten Momente ſo zu ſagen die Gewähr, daſs die Bäume der Menſchheitsverbrüderung nicht in den Himmel wachſen.

Dieſes iſt um ſo mehr der Fall, da auf die Abſchlieſsung der Blutskreiſe eine Menge anderer materieller und Machtintereſſen von beſtimmendem Einfluſſe ſind, wie denn überhaupt dieſe letzteren Intereſſen die Sorge dafür übernehmen, daſs die Menſchheit in die mannigfachſten ſyngenetiſchen und ſocialen Kreiſe geſpalten bleibt, daſs der ewige Kampf aus dieſen mannigfaltigen Spaltungen immer neue Nahrung zieht, und daſs der oft geträumte und prophezeite Verbrüderungsprozeſs der Geſammtheit (wenn ein ſolcher im Plane der Natur liegt, was wir nicht wiſſen können) noch lange, lange ein unrealiſirbares Ideal bleibt.

Wir haben hier in kurzen Zügen Prozeſſe angedeutet, deren Verlauf Jahrhunderte und Jahrtauſende in Anſpruch nimmt; Prozeſſe, deren Darſtellung Aufgabe einer Wiſſenſchaft iſt die erſt im Entſtehen begriffen; nenne man ſie Geſchichtswiſſenſchaft, Sociologie oder Naturgeſchichte der Menſchheit. Material für dieſe Wiſſenſchaft liefert wohl in Fülle die bisherige Geſchichtsſchreibung und Ethnographie. Doch iſt dieſes Material bisher unſeres Erachtens nicht nach den richtigen Geſichtspunkten geordnet, nicht auf die wahren Zielpunkte der Wiſſenſchaft angelegt und gerichtet.

Zumeiſt wird bisher alle Geſchichtsſchreibung von beſchränkten ethnocentriſchen Geſichtspunkten beherrſcht. Jeder Hiſtoriker will etwas verherrlichen und meiſt dasjenige, was ihm am nächſten ſteht, alſo ſeine Partei, ſein Volk, ſeinen Staat, ſeine Claſſe u. ſ. w. Man kann getroſt ſagen, daſs der gröſste Theil der Geſchichtsſchreibung bisher überhaupt nur dieſem ſubjectiven Bedürfniſſe der Menſchen entſprang, ihr Eigenes und Nächſtes zu verherrlichen und dabei das Fremde und Fernſtehende

zu erniedrigen und zu verunglimpfen. Daher kommt es, dafs die europäifche Gefchichtsfchreibung Europa als die Krone der Schöpfung und den Gipfelpunkt der gefchichtlichen Entwicklung bezeichnet — die chinefifche Gefchichtsfchreibung dasfelbe von China behauptet, die amerikanifche von Amerika — und dasfelbe thut im Bereiche von Europa wieder jede Nation in Bezug auf fich felbft, und fofort jedes Volk, Völkchen und Stämmchen. Aber für die objective Darftellung der Gefetze des gefchichtlichen Naturprozeffes ift bisher von der Gefchichtsfchreibung blutwenig gethan.

---

38. Wie die Amalgamirung vor fich geht.

Wir haben die Einzelvorgänge des gefchichtlichen Naturprozeffes in ihren Umriffen kennen gelernt; wir haben den Kampf der ethnifchen Elemente der zum Staate führt, und im Staate unter veränderten Formen fich fortfetzt, gefehen; wir haben auf jene, die einzelnen focialen Beftandtheile zufammenhaltende Kraft, den Syngenifmus hingewiefen, der in diefem Kampfe fo zu fageu die verfchiedenen Heerkörper bildet, die Schlachtreihen ordnet und zufammenhält; wir haben endlich als letztes Refultat der Staatsentwicklung die Bildung von Culturgebieten conftatirt.

Nun haben wir noch ein wichtiges Mittelglied in diefem ganzen Prozefs etwas eingehender zu betrachten, eine Erfcheinung, die von fehr complicirter Natur ift.

Wir haben nämlich bei der Betrachtung der heutigen Staaten fociale Beftandtheile conftatirt, von denen keines eine wirkliche ethnifche, etwa auf gleicher Abftammung beruhende Einheit darftellt. Aus dem ganzen Gange unferer Unterfuchungen vielmehr hat es fich ergeben, dafs

jedes dieser socialen Bestandtheile bereits das Resultat eines vorhergegangenen Amalgamirungsprozesses ist. Und dasselbe was von den heutigen Staaten gilt, gilt wie wir wissen auch von den Staaten der historischen Vergangenheit, so weit unser forschender Blick nur in das Dunkel vergangener Jahrhunderte vordringen kann. Sowohl die uns in den hentigen Staaten, als auch die in den Staaten der historischen Vergangenheit uns entgegentretenden ethnischen und socialen Bestandtheile sind immer bereits höhere Einheiten, die in sich früher einfache heterogene Elemente zusammenschliessen und so geht es fort bis sich unser Blick in undurchdringliches Dunkel vorhistorischer Zeiten verliert.

Auf Grund dieser Beobachtungen und Thatsachen constatirten wir es daher schon oben, dass sich durch die ganze Geschichte der Menschheit ein fortwährender Amalgamirungsprozess hindurchzieht, der von den kleinsten primitiven syngenetischen Gruppen ausgehend, nach irgend einem uns unbekannten rassebildenden Gesetz dle einen heterogenen Gruppen immer mehr zu grossen Gesammtheiten, zu Völkern, Nationen und Rassen zusammenschliesst und amalgamirt und sie immer gegen andere ebenso zusammengeschlossene und amalgamirte Völker, Nationen und Rassen in den Kampf und durch denselben zu immer neuen Herrschafts- und Culturgebieten führt, die wieder das Heterogene zusammenschmelzen und amalgamiren. [1])

---

[1]) »Durch den immer mehr vervielfältigten Contact der Rassen und Nationen wird eine immer vollständigere Mischung des Blutes herbeigeführt und es werden gewisse Erfindungen, Werkzeuge und Sitten nach und nach allgemein bekannt und über die ganze Erde verbreitet; die Nationen erhalten ein immer mehr übereinstimmendes Gepräge, wie ein solches schon jetzt den sämmtlichen Culturvölkern der weissen Rasse aufgedrückt ist, welche so viele Aehnlichkeiten in ihren Sitten und Einrichtungen und eine gewisse allgemeine Form der Bildung bei aller Verschie-

Dabei können wir die Beobachtung machen, daſs anſcheinend ethniſche Einheiten, die ſich vor einigen Jahrhundert als fremd gegenüberſtanden und bis auf's Blut befehdeten: nach einigen Jahrhunderten als einheitliche ethniſche Gemeinſchaften im Kampfe gegen neu aufgetretene andere ethniſche Gemeinſchaften zuſammenſtehen. Man denke nur an die Kämpfe der Römer mit italiſchen Völkerſchaften und dann an ihre nationale Verſchmelzung und gemeinſamen Kampf gegen Gallier oder Germanen; man denke an die Kämpfe zwiſchen Franken und Sachſen unter Karl dem Groſsen und einige Jahrhunderte ſpäter an ihren gemeinſamen Kampf als Deutſche gegen Franzoſen; oder an die Kämpfe der Angelſachſen gegen die Normanen und einige Jahrhunderte ſpäter an ihre gemeinſamen Kämpfe als Engländer gegen andere Nationen.

Nun gelangen wir zur allerwichtigſten Frage: was iſt es, das die zuvor heterogenen ethniſchen Elemente immer wieder zu homogenen umwandelt, oder, da man dieſe homogenen ethniſchen Elemente kurzweg Raſſen nennt, (z. B. germaniſche Raſſe, ſlaviſche Raſſe, romaniſche Raſſe) was iſt es, das die hiſtoriſche Raſſe conſtituirt? was iſt es, das die Raſſengegenſätze der Vergangenheit in Raſſeneinheit der Gegenwart umwandelt und das nach demſelben immer gleich wirkenden Geſetz die Raſſengegenſätze von heute in die Raſſeneinheit der Zukunft unter Umſtänden umwandeln kann?

Die Antwort auf dieſe Frage die uns den wichtigſten Schlüſſel zur Löſung des Problems des geſchichtlichen Naturprozeſſes in die Hand gibt, haben wir bereits durch das im vorigen Abſchnitt über Syngeniſmus und die natürlichen und politiſchen Unterlagen desſelben Geſagte vor-

denheit erkennen laſſen, die hiſtoriſche Verhältniſſe und Klima bedingen mögen.« Perty Ethnographie 1859 S. 299.

bereitet. Dafs es nicht einheitliche Abftammung, etwa von einem oder mehreren Urpaaren ift, welches das Bindemittel der in der Gefchichte auftretenden ethnifchen Einheiten ift, und ihrer Einigung zu Grunde liegt, darüber belehrt ein nach welcher Richtung immer geworfener Blick auf die hiftorifchen und gegenwärtigen Raffenkämpfe. Niemand wird die gegen die Deutfchen im Jahre 1870 kämpfenden Franzofen in diefer Bedeutung als ethnifche Einheit auffaffen — noch die im Kampfe gegen die Oefterreicher im Jahre 1859 geeinigten Italiener — und ebenfo wenig die Römer die gegen die Carthager oder die Griechen die gegen die Perfer kämpften.

Worin aber das ideale Moment das diefe ethnifchen Einheiten zufammenhält und fie uns als Raffen erfcheinen läfst liegt, das wiffen wir bereits.

Wir haben es fchon kennen gelernt was denn eigentlich den urfprünglichen Menfchenfchwarm oder auch den primitiven Stamm eines Naturvolkes wie wir fie z. B. in Amerika oder Afrika finden, als ethnifche Einheit conftituirt. Wir fahen, dafs es in erfter Linie der freie Kreislauf des Blutes innerhalb diefer Gemeinfchaft ift, welcher fie von jedem fremden Schwarm oder Stamm fondert und die Grundlage der natürlichen fyngenetifchen Gefühle im Gegenfatz zu dem ebenfo natürlichen Fremdenhafs bildet.

Wir haben gefehen, dafs es ferner die Gemeinfamkeit jener finnlich-geiftigen Erzeugniffe die wir als Ausflufs der natürlichen focial fich vollziehenden Function des menfchlichen Organifmus kennen lernten, alfo der Sprache, der Religion mit allem was daran hängt, alfo der Sitten und Gebräuche u. f. w. ift, welche diefe Einheit conftituirt.

Wo immer nun alle diefe Momente (Blutumlauf, Sprache, Religion, Sitten nnd Gebräuche) zufammentreffen, da haben wir eine ethnifche Einheit vor uns der man meiftens die

Bezeichnung Raſſe gibt und für welche wir dieſe Bezeichnung gerne acceptiren.

Nun iſt aber nach allen unſeren vorhergehenden Ausführungen klar, daſs wir es bei dieſen natürlichen Merkmalen der Raſſe mit lauter Momenten zu thun haben die alle natürlich und geſchichtlich oder mit einem Wort, naturgeſchichtlich geworden ſind. Daher iſt die oft wiederholte Behauptung vollkommen richtig, daſs es heutzutage keine Raſſe auf der Welt gibt in jener (allerdings naiven) Bedeutung der einheitlichen Abſtammung. Solche Raſſen hat es aber vielleicht nur einmal, und in hiſtoriſchen Zeiten gewiſs nie gegeben.

Dagegen beſteht aber in der Raſſenbildung d. h. in der Bildung ethniſcher Einheiten in dem von uns oben erwähnten Sinne der wichtigſte Inhalt der Geſchichte der Menſchheit — dieſe Raſſenbildung mit allen ihren Begleiterſcheinungen iſt der weſentlichſte Kern der ſogenannten Weltgeſchichte der aber freilich von der ſo ſich nennenden Wiſſenſchaft ganz überſehen wird, wie wohl ſie unbewuſst und andern Geſichtspunkten folgend, vieles behandelt was zu dieſer eigentlichen Weltgeſchichte gehört.

Wenn nun aber dieſe Raſſenbildung der weſentlichſte Kern der »Weltgeſchichte« iſt, ſo liegt es uns ob die Grundzüge dieſes Bildungsprozeſſes darzulegen, um unſere Behauptung zu rechtfertigen, daſs die Darſtellung desſelben Beruf und Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft zu bilden habe. Das wollen wir auch weiter unten verſuchen.

Zu jeder ſolchen Raſſenbildung gehören als Vorausſetzung vor allem mindeſtens zwei heterogene Beſtandtheile oder wenn man will, zwei frühere Raſſen — die dann in der neuen aufgehen ſollen.

Es frägt ſich nun, wie geſchieht dieſe Bildung — d. h. dieſe Amalgamirung zweier Raſſen zu einer?

Diefe Frage ift die intereffantefte von allen, denn fie bezieht fich unmittelbar auf die Art und Weife wie die Natur bei dem wichtigften Act des focialen Prozeffes vorgeht, auf die Mittel deren fie fich dabei bedient, auf die Politik die fie dabei beobachtet. Und wir werden fehen, dafs diefe letztere fehr fchlau ift — in fo ferne es fich um Erreichung gewiffer Zwecke handelt (wenn man fich diefes Ausdruckes bedienen darf) aber auch fehr graufam und rückfichtslos gegenüber den Menfchen, die als Mittel und Werkzeuge zu der Erreichung jener Zwecke dienen müffen.

Denn der zukünftigen Amalgamirung der heterogenen Raffen, die die Natur offenbar anzuftreben fcheint (da fie es in fehr vielen Fällen bereits erreichte), fteht der uns fchon bekannte natürliche Antagonifmus, die natürliche Antipathie der heterogenen Raffen im Wege.

Auf welche Weife kommt nun diefe Amalgamirung zu Stande? Von friedlichen Mitteln kann hier vorerft nicht die Rede fein. Denn der Einzelne wurzelt ja mit feinem ganzen Wefen tief im Wefen feiner Raffe. Er ift fich des gemeinfamen Blutumlaufs bewufst — er fühlt fich daher als ein Tropfen im gemeinfamen Kreislauf des Blutes: und fcheut »von Natur« die Vermifchung mit dem fremden Blute. An feiner eigenen Raffe hängt der Einzelne durch das Band der gemeinfamen Sprache; und es ift ein theures Band. Angeboren faft und von Kindheit angelernt fcheint ihm die Sprache fein geiftiges Blut — fein geiftiges Wefen. Seine ganze geiftige Natur hängt daran, die theuerften Erinnerungen feines Lebens. An ihr rankte von niederem Keime fein Geift immer höher fich empor — was wäre er ohne diefe Stütze? Und ift's ein Wunder, wenn man denen die diefe Sprache fprechen einen höheren Grad von Sympathie entgegenbringt, gewiffe wärmere Gefühle für fie hegt als für jene »Barbaren« denen diefe fchönfte aller Sprachen fremd, ja die diefe Sprache gar verachten!

Und nun Religion, Sitten nnd Gebräuche! Wie muſs man diejenigen haſſen, die das Theuerſte was man im Gemüthe bewahrt, den Glauben an den »Gott der Väter« nicht theilen. Sind denn das auch noch Menſchen — die kein moraliſches beſſeres »Ich« beſitzen — die an ſelbſterdachte »falſche« Götzen glauben — deren Sitten und Gebräuche abſcheulich, unvernünftig und eckelhaft ſind?

Das ſind die natürlichſten, einfachſten Geſinnungen und Gefühle die der naive und gläubige Einzelne in der Religion, den Sitten und Gebräuchen ſeiner Raſſe wurzelnde Menſch den Menſchen — nein! den »niedern Geſchöpfen« der fremden, andersgearteten Raſſe entgegenbringt.

Und all dieſe natürlichen und naturnothwendigen, aus der Thatſache und dem Bewuſstſein abgeſonderten Blutumlaufs, eigener Sprache, Religion, eigener Sitten und Gebräuche ſtammenden Gefühle bilden das, was wir ſchon oben als Thatſache kennen gelernt haben — den Raſſenhaſs, den Abſcheu gegen das heterogene ethniſche Element. Und ſo beſchaffen, mit ſolchen gegenſeitigen Antipathien ausgeſtattet, treffen dieſe heterogenen Elemente immer wieder und immer wieder aufeinander um — entweder ſich zu amalgamiren oder das ſchwächere, nicht amalgamirungsfähige Element vom Erdboden zu vertilgen. Sprechen wir von der erſten Eventualität.

Würde man es beim erſten feindlichen Zuſammenſtoſs den Mitgliedern der einen Raſſe ſagen worauf die Natur es abgeſehen hat, auf ihr Verſchmelzen mit ihren Feinden — alle edleren Gefühle in ihnen würden ſich hoch aufbäumen, ihr ganzes beſſeres Ich würde laut gegen eine ſolche Zumuthung proteſtiren. Denn nur aus der Gebundenheit an ihre Raſſe entſpringen ihre edelſten Gefühle. Das Einſtehen für ihren eigenen Blutskreis iſt ja der Patriotiſmus — der Cultus der eigenen Sprache, der eigenen

Religion und was damit zuſammenhängt (Sitten und Gebräuche) iſt die edelſte Erhebung ihres Geiſtes, der Aufſchwung zum Ideal — was wären ſie ohne dieſes? Das alles ſtempelt ſie ja zu Menſchen in der höchſten Bedeutung dieſes Wortes — das erhebt ſie über das Thier.

Und doch — ſo iſt's beſchloſſen im Rath der Götter! Wie kommt nun aber dieſe Amalgamirung zu Stande?

Nur im ewigen Raſſenkampfe, in Krieg und »Frieden« — es geht nicht anders. Der Menſch müſste aufhören Menſch zu ſein — er müſste — wenn er es überhaupt könnte — ſich deſſen entäuſsern wozu ihn die Natur machte: wenn er freiwillig verzichten ſollte auf die »höchſten Güter« die er auf die Welt mit ſich brachte — auf ſein »edelſtes Blut«, auf ſeine »ſchönſte Sprache«, auf ſeine »wahrſte Religion«, auf ſeine »vernünftigſten ehrwürdigſten Sitten und Gebräuche«. Und doch ſind ſie auf einander angewieſen, und müſſen eins werden — ſo will es der Plan der Natur.

Und ſo beginnt denn der Kampf — der ſeine friedliche und rechtlich-werdende Form in der Organiſation der Herrſchaft, im Staate findet. Der Prozeſs iſt ein langer, jahrhunderte-langer. Der Antagoniſmus zweier Naturgeſetze, von denen das eine den Menſchen, das andere die Menſchheit beherrſcht liefert den Boden für die Tragödie des Lebens, für das blutige Drama der Geſchichte — liefert den köſtlichſten Stoff für den Dichter, Künſtler und »Geſchichts-« oder eigentlich Geſchichtenſchreiber.

Wir erwähnten es ſchon, daſs in dieſem Kampfe der Raſſen um Herrſchaft, das was zuerſt der künftigen einheitlichen Raſſenbildung zum Opfer fällt, die Sprache iſt.

Welcher allgewaltige Factor dabei beſtimmend iſt, das haben wir oben geſehen. Nur die im offenen Kriege be-

findlichen Raſſen können jedes gemeinſamen Verſtändigungsmittels entbehren. Sobald aber der friedliche Kampf, die Herrſchaft oder der gemeinſame wirthſchaftliche Verkehr beginnt — da ſtellt ſich das Bedürfniſs einer gegenſeitigen Verſtändigung unvermeidlich ein und eine Sprache muſs Siegerin bleiben. Welche Sprache aber Siegerin bleibt, das hängt von Umſtänden und Verhältniſſen ab in deren Analyſe wir hier nicht eingehen können.

Die obſiegende Sprache verhilft ſodann leicht den mit ihr organiſch zuſammenhängenden Sitten, Gebräuchen und religiöſen Vorſtellungen zum Sieg, ſo daſs man annehmen kann, daſs der Annahme der Sprache nicht lange die der Sitten, Gebräuche nnd Religion folgen muſs.

Dann iſt aber auch, wie wir geſehen haben, die tiefe Kluft zwiſchen den heterogenen Raſſen ſchon überbrückt, und nun kann durch das thatſächlich geübte oder wenigſtens rechtlich und ſittlich mögliche Connubium ihre endliche Ausfüllung erfolgen. Auch dieſe letzte Phaſe hat ihre ſchweren Geburtswehen. Zahlloſe Tragödien des Lebens legen den Grund. Die Dichter wiſſen davon viel zu ſingen und zu ſagen. Gebrochene Herzen, perſönliches Miſsgeſchick, verfehlte Lebensläufe, traurige Schickſale, zu Grunde gerichtetes Erdenglück — alles das muſs hoch ſich aufthürmen, ehe dieſe Kluft ausgefüllt wird.

Doch endlich geſchiehts und der Blutumlauf iſt hergeſtellt — der letzte Ring, das letzte Glied in der Kette iſt angefügt — die Raſſe iſt gebildet.

Iſt ſie aber einmal gebildet, dann muſs ſie ja der Natur der Sache nach all diejenigen Eigenſchaften haben, jene ganze Beſchaffenheit und Qualität die jedes ihrer Beſtandtheile in ſeinem früheren einheitlichen Zuſtande hatte. Denn dieſe Beſchaffenheit iſt ja bedingt durch den freien ungehemmten Blutumlauf, durch die Gemeinſchaft der Sprache, Religion und Cultur. Hat aber die neue Raſſe

dieſe Beſchaffenheit, ſo muſs naturnothwendig und unausbleiblich zwiſchen ihr und jeder andern mit der ſie in Berührung kommt derſelbe Kampf beginnen der einſt zwiſchen ihren eigenen Elementen wüthete.

Nun könnte man meinen die Entwicklung der Menſchheit müſste zu einem Punkte gelangen, wo die einzelnen Raſſen auf ihren telluriſchen Standorten ſich conſolidiren und in keine weiteren näheren Berührungen mit einander kommen, daher die Kämpfe aufhören müſſen.

Einer ſolchen Stagnation ſteht aber ein ewiges Bewegungsgeſetz entgegen, vermöge deſſen die Raſſen in fortwährendem Kreiſen um den Erdball begriffen ſind und vermöge deſſen die consolidirte Raſſe von dem Punkte auf dem ſie ſich befindet auf die oder jene Weiſe in Strömung geräth und den Standort der fremden Raſſe aufſucht um mit derſelben in neue Berührung zu kommen und den Kampf der zu erlöſchen und in Stagnation zu gerathen drohte von neuem wieder zu beginnen. Dieſes ewige Kreiſen der Raſſen und dieſs ewige Suchen der fremden Raſſen mag in verſchiedenen Zeiten in etwas veränderten Formen vor ſich gehen. Einſt und örtlich wohl auch noch heute ſpielt es ſich ab in Form von Wanderzügen nomadiſcher Stämme — ſodann in Kriegszügen und Eroberungen mit Landnahmen, endlich in Coloniſationen und langſamen Migrationen wie heutzutage z. B. aus Europa nach Amerika, Aſien und Auſtralien. Aber die Sache bleibt dieſelbe; es duldet die einheitlich gewordenen Raſſen nicht am Orte wo der Raſſenkampf in Stagnation zu verfallen droht — es treibt ſie fort zu neuen Berührungen mit fremden Raſſen und zu neuen Kämpfen.

Dieſes Bewegungsgeſetz mit allen ſeinen Conſequenzen iſt die eigentliche Seele der Geſchichte — denn in immer neuem Kreislauf bringt es Raſſenkampf, Sprachen-

einheit, gemeinſame Cultur und breitet die lebensfähigen Elemente immer weiterhin aus unter fortwährender Verdrängung vom Erdboden der nicht lebensfähigen.

Nun muſs man freilich, wenn man dieſe Tendenz der Geſchichtsbewegung in's Auge faſst zum Schluſſe kommen, daſs es einſt »nur eine Heerde« geben wird: doch liegt nach dem bisherigen Gang der Geſchichte in dieſer Beziehung, ein ſolcher Zeitpunkt in ſo unabſehbarer Ferne, daſs wir heutzutage noch füglich den »ewigen« Raſſenkampf als das Geſetz der Geſchichte und den »ewigen« Frieden« als den Traum der Idealiſten bezeichnen können ohne zu fürchten je durch Thatſachen widerlegt zu werden.

V.

Geschichtliche Hinweisungen.

39. Aegypten.

Wir haben bisher die Geſchichte der Menſchheit als Naturprozeſs, die Art und Weiſe wie ſich derſelbe abſpielt, die Geſetze nach denen er verläuft, die Formen in denen dieſer Verlauf in Erſcheinung tritt und die Vorgänge aus denen er ſich zuſammenſetzt, darzuſtellen verſucht. Wir wollen nun unſere obige Darſtellung ſozuſagen illuſtriren indem wir es unternehmen an einigen Beiſpielen zu zeigen, daſs die uns bekannte »Weltgeſchichte« in der That nichts anderes zur Erſcheinung bringt, als die von uns behaupteten natürlichen und naturnothwendigen immer und überall nach denſelben Geſetzen ſich abſpielenden Vorgänge.

Freilich können dieſe unſere Hinweiſungen nicht die ganze Weltgeſchichte in ihrer uns bekannten Vollſtändigkeit umfaſſen — denn wir müſsten eben eine »Weltgeſchichte« ſchreiben was hier nicht unſere Abſicht ſein kann; vielmehr müſſen wir uns auf einige Hauptzüge der geſchichtlichen Vorgänge beſchränken, und dieſelben ſozuſagen nur als Stichproben vorführen.

Nach den gangbaren Vorſtellungen, wonach die Menſchheit von einem Schöpfungscentrum ihren Ausgang genommen haben ſollte, dachte man ſich auch die Entwicklung der Geſchichte als von einer einzigen »Wiege« der Cultur ausgehend — und alle Geſchichtsdarſtellungen begannen daher immer von einer ſolchen vermeintlichen

Wiege die man nach Umſtänden in das Binnenland am Ganges oder was öfter geſchah an die Ufer des Nil ſetzte. Sodann war man beſtrebt, womöglich den einheitlichen Entwicklungsſtrom menſchlicher Geſchichte von dieſem ſeinem Urſprunge, an in ſeinen Verzweigungen und Veräſtelungen bis zu unſern Zeiten darzuſtellen.

In Wahrheit kennen wir keinen Zeitpunkt, und wenn wir auch unſern Blick noch ſo weit zurückwenden, wo die Geſchichte der Menſchheit an einem Punkte hervorbrechen würde: vielmehr leuchten uns durch das Dunkel des graueſten Alterthums bereits von vielen Punkten her zugleich viele Culturcentren entgegen — eine Thatſache die gewiſs mit dem polygenetiſchen Anfang des Menſchengeſchlechts in allen Theilen der bewohnbaren Erde im Zuſammenhange ſteht.

Wenn man jedoch die uns erhaltenen oder beſſer geſagt die bis heute aufgefundenen hiſtoriſchen Denkmäler nach ihrem Alter ordnet, ſo dürften vielleicht die älteſten ſich auf Aegypten beziehen und das Voranſtellen dieſes Landes in den chronologiſch geordneten Geſchichtsdarſtellungen rechtfertigen.

Aber dieſe erſten hiſtoriſchen Denkmäler zeigen uns noch immer keinerlei Anfang — ſondern führen uns offenbar in medias res — denn ſie zeigen uns Aegypten bereits als ein von vielen heterogenen Menſchenſtämmen umſtrittenes Land wo offenbar alte Staatenordnungen bereits den Verſuch machen, den Kampf der heterogenen ethniſchen Elemente in friedlichen Bahnen zu erhalten. [1])

---

[1]) Vrgl. Duncker Geſchichte des Alterthums 3. Aufl. I 28. Treffend gibt Perrot den Eindruck wieder den man empfängt, wenn man mit unbefangenem Blicke in die immer weiter und tiefer vor der geſchichtlichen Forſchung ſich aufthuende Vergangenheit ſich verſenkt. Indem er die neueſten egyptologiſchen Entdeckungen beſpricht die uns das älteſte Aegypten bereits als auf einer hohen Culturſtufe befindlich erſcheinen

»Das reiche, ſich ſelbſt genügende Aegypten, erzählt Ranke, reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche andern Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynaſten und Stämme Aegypten Jahrhunderte lang beherſcht.«

Fürwahr, die Darſtellung der »Weltgeſchichte« konnte mit keinen characteriſtiſcheren Worten begonnen werden, als es hier Ranke thut. Denn in dieſen vom älteſten Aegypten ausgeſagten Worten ſpiegelt ſich ſozuſagen die Quinteſſenz der ganzen Menſchheitsgeſchichte. Wir fragen, wo und wann im Laufe der Geſchichte könnten dieſe Worte nicht zur Anwendung kommen? Immer waren es doch nur reiche und geſegnete Fluren um die man kämpfte — und immer waren es »benachbarte Stämme, welche andern Göttern dienten« d. h. fremde Stämme, die um ſolche Länder ſtritten. Ob wir chineſiſche, indiſche, griechiſche, italieniſche Geſchichte erzählen immer und überall werden wir uns obiger Worte Ranke's bedienen können — es iſt dieſelbe Situation die ſich immer und überall wiederholt.

Und zugleich mit den Jahrtauſende alten Staatsordnungen, die uns ſchon beim erſten Dämmerlicht egyptiſcher Geſchichte durch die Kaſten eben ſo wohl, wie durch die Pyramiden bezeugt werden: tritt uns im Nillande ein unentwirrbares ethniſches Problem entgegen, an deſſen Löſung alle Verſuche moderner Wiſſenſchaft ſcheitern müſſen. Nur ſo viel ſteht feſt, daſs wir es da ſchon in dem graueſten Alterthum mit einem Völkergemiſch zu thun

---

laſſen, bemerkt er: Quelque haut que l'on remonte dans le passé dont les profondeurs comme celle d'un gouffre béant, donnent le vertige à l'imagination, toujours on trouve l'Egypte déja formée, adulte déja et pourvue des tous ses organes, maitresse des pensées quelle developpera et penetrée des croyances dont elle vivra durant tant des siècles.« Rev. d. d. M. 1879.

haben, welches Jahrtaufende alte Kämpfe und Amalgamirungsprozeffe vorausfetzt.

Und auch diefes fcheint ficher zu fein, dafs in diefen Jahrtaufende langen Kämpfen und Amalgamirungsprozeffen die einftigen Urbewohner des Landes theils verfchwunden theils durch andere Volkstämme aufgefaugt wurden — denn darüber gibt es unter den Gelehrten keinen Streit mehr, dafs auch die älteften von der Forfchung im Nillande nachgewiefenen Bewohner nicht mehr Autochtonen des Landes find. [1])

Von diefen erften hiftorifch nachweisbaren Bewohnern des Landes rühren die grofsartigen Baudenkmale her die noch heute das Staunen der Reifenden erwecken. Diefe Denkmale laffen einen Schlufs ziehen auf die Beherrfchung grofser geknechteter Maffen durch eine ebenfo hochgebildete wie prunkliebende und kunftfinnige Minorität. Aber die Stunde diefer ftolzen Pyramidenbauer fchlug einft — ihre Herrfchaft wurde von Nomadenftämmen, die von

---

[1]) »Nun find aber die Aegypter keine Antochtonen des Nillandes, fondern find wie fich beweifen läfst, aus Afien dort eingewandert.« Friedrich Müller Ethnographie I 31. Aber auch andere »chamitifche Stämme« welche alle den Norden und Nordoften Afrikas bewohnen, find nach Müller lange vor den Aegyptern dort eingewandert. l. c. 32. »Die egyptifche Bevölkerung . . . war durch die fyrifche Wüfte aus Afien gekommen, um fich hier im Nilthale niederzulaffen.« Lenormant der diefe Thatfache als eine wiffenfchaftlich entfchiedene hinftellt, glaubt, dafs man die frühere Annahme »das egyptifche Volk ftamme von einer afrikanifchen Raffe ab« mit derfelben nur auf diefe Art in Uebereinftimmung bringen kann, wenn man annimmt: die civilifirte Raffe, welche von Afien her in das Nilthal kam, mufste hier eine afrikanifche, noch ganz im Zuftande der Barbarei lebende Bevölkerung vorfinden, die fich unterwarf, aber deren Blut fich nur bis zu einem gewiffen Grade mit dem der neuen Ankömmlinge vermifchte.« Das halten wir allerdings für das Wahrfcheinlichfte. Vrgl. Lenormant Anfänge der Cultur I 121 (Jena 1875) vrgl. auch Duncker Gefchichte des Alterthums I S. 11.

Often über Aegypten hereinbrachen, gestürzt. »Unerwartet zogen aus den östlichen Gegenden von Geschlecht unangesehene Menschen mit kühnem Entschluss heran und nahmen das Land mit Gewalt und ohne grosse Mühe. Sie bemächtigten sich der Herrschenden, verbrannten grausam die Städte und zerstörten die Heiligthümer der Götter. Gegen die gesammte Einwohnerschaft handelten sie auf das Feindseligste (wahrscheinlich aber nicht anders als einst die Vorfahren der Pyramidenerbauer gegen die Autochtonen oder sonstigen in Aegypten angetroffenen Insassen?) indem sie die einen niedermachten, die Weiber und Kinder der Andern in die Knechtschaft führten. Endlich machten sie auch einen aus ihrer Mitte zum Könige, dessen Namen Salatis war. Dieser nahm seinen Sitz zu Memphis, erhob Tribut aus dem obern und untern Lande und legte Besatzungen an die geeignetsten Orte . . . Salatis starb nachdem er 19 Jahre regiert hatte. Ihm folgten (hier folgen fünf Namen).

Diese sechs waren die ersten Herrscher; sie führten Krieg und suchten die Wurzel Aegytens immer mehr auszurotten . . .«

So schildert Manetho eine der frühesten historisch bekannt gewordenen Episoden dieses ewig sich gleichenden Prozesses. Wahrlich, auf welchen Krieg des Mittelalters und der Neuzeit könnte man nicht Manetho's Schilderung anwenden? Wie oft ist seit der Zeit, blühenden Culturen nicht der Garaus gemacht worden von politischen Parvenu's von »Barbaren« oder wie Manetho sie nennt von »Menschen unangesehen von Geschlecht doch mit kühnem Entschlusse!«

Und auch der Umstand ist charakteristisch, dass diese Barbaren der Wüste die soeben eine blühende Cultur zu Boden traten, nichtsdestoweniger die Kunst zu herrschen bald gewiss in nicht minderem Grade sich aneigneten, als es je bei ihren Vorgängern im Nilthale der Fall war.

»Sie erhoben Tribut, befestigten die Städte und legten Besatzungen in die geeignetsten Orte.« Wir sagen, auch das ist für den ganzen Naturprozeſs der Geschichte charakteristisch; denn so wie bekanntlich »mit dem Amt« meistens der Verstand kommt, so haben es immer noch die culturlosesten Barbaren verstanden, wenn sie einmal Sieger wurden auch Herrscher zu sein. [1]) Freilich, ewig diese Herrschaft zu erhalten war ihnen ebensowenig gegeben wie ihren Vorgängern — das brachten aber im Laufe der Geschichte auch die civilisirtesten und tapfersten Völker nicht zu Stande — denn das scheint gegen das Naturgesetz der Geschichte zu verstoſsen. Rund tausend Jahre herrschten sie — und ihre Zeit war um. Für den Amalgamirungsprozeſs aber mit dem Stamm ihrer Vorgänger, der gestürzten Pyramidenerbauer, mit den »alten« Aegyptern die ihrerzeit im Nillande nicht weniger neu und fremd waren, für diesen Amalgamirungsprozeſs der bei all diesen Herrschaftsumwälzungen, der Natur das Wichtigste zu sein scheint, sorgten nach Ausrottung der wehrhaften Männer des vordem herrschenden

[1]) Es mag hier daran erinnert werden, was Lepsius von den modernen Beherrschern Aegyptens, den Türken sagt: »Diese Kawas, welche ein eigenes Chor von Unteroffizieren des Pascha bilden, sind hier zu Lande (in Aegypten) eine ganz besondere und wichtige Classe von Leuten. Nur Türken werden dazu genommen nnd diese besitzen schon durch ihre Nationalität ein angebornes Uebergewicht über jeden Araber. Es mag wenig Völker geben die so viel Anlage zum Herrschen haben, wie die Türken, die wir uns doch oft als halbe Barbaren, roh und formlos zu denken pflegen . . . Ein türkischer Kawas jagt ein ganzes Dorf Fellah's oder Araber vor sich her und imponirt entschieden selbst noch den stolzern Beduinen. Der Pascha gebraucht das Corps dieser Kawas zu besonderen Sendungen und Commissionen im ganzen Lande. Sie sind die obersten ausführenden Diener des Pascha und der Gouverneure der Provinzen . . .« So werden auch die Hyksos einst über Aegypten geherrscht haben und so herrschen immer und überall die siegenden Minoritäten über die besiegten Massen.

Volkes jene »Kinder und Weiber der Andern die in die Knechtſchaft geführt wurden« wie Manetho berichtet. Auch dieſer Vorgang iſt typiſch — und ſpeziell ſcheinen es immer in erſter Reihe die Weiber zu ſein die das Blut des beſiegten Stammes in das der Siegenden hinüber leiten.

War die Herrſchaft der »alten« Aegypter von Oſten her geſtürzt worden, ſo ereilte die Herrſchaft der Hykſos ihr Schickſal von Süden her. Dort oben am Oberlauf und an den Quellen des Nil's wimmelte es und wimmelt bis heute von den verſchiedenartigſten Stämmen. Einer derſelben unter König Raskenen gab den Hykſos den erſten tödtlichen Stoſs; ſeine Nachfolger vollendeten das Werk und gründeten wieder ein »neues« Reich. Und wenn auch berichtet wird, daſs die Hykſos den Boden Aegyptens verlieſsen und gen Oſten zogen und zwar angeblich 240.000 Mann, ſo iſt das gewiſs nur ein Häuflein von »Intranſingenten« wie ſie immer und überall zu finden ſind, und die im ſchlimmſten Falle es vorziehen »Emigranten« zu ſein als ſich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Der Auszug dieſes Häufleins hat aber gewiſs wie nie und nirgends auch damals in Aegypten die Thatſache nicht ändern können, daſs das »neue« Volk alle ethniſchen Elemente des vorhergegangenen Geſchichtsprozeſſes, die Hykſos nicht ausgenommen, in ſich vereinigte und ſo mit vermehrten und nun neu belebten ethniſchen Impulſen ausgeſtattet, einem neuen Amalgamirungsprozeſſe und neuer Culturentwicklung entgegengieng.

Und zwar iſt es dieſsmal die »glänzendſte Periode« der egyptiſchen Geſchichte die durch den Einbruch eines friſchen Stromes »äthiopiſchen« Blutes in das bisherige Völkergemiſch Aegyptens angebahnt wurde und es iſt gewiſs bedeutſam für den Charakter dieſes ganzen Umſchwunges, daſs der eigentliche Beſieger der Hykſos und

der entſcheidende Begründer des »neuen« Reiches ſeinen Thron mit einer »ſchwarzen« Ehehälfte theilte.

Spielte ſich die bisherige Geſchichte Aegyptens, ſo viel ſie uns bekannt iſt dadurch ab, daſs auswärtige ethniſche Elemente in's Land einbrachen und mit den hier angeſeſſenen den Kampf um Herrſchaft unterhielten: ſo iſt das »neue« Reich vielleicht in Folge des langen Amalgamirungsprozeſſes in ſo weit kraftvoll in ſich ſelbſt, daſs es für eine geraume Zeit kein neues Eindringen fremder Elemente duldet, hingegen aber mächtig nach auswärts ſtrebt und ſeine überſprudelnde Kraft in gewaltigen Eroberungszügen nach allen Weltgegenden geltend macht und auf dieſe Weiſe den weitern Geſchichtsprozeſs fördert. Denn, um es hier gleich einzuſchalten, für das geſchichtliche Leben eines Landes kann es nur zwei Möglichkeiten geben — entweder es erhält die ethniſchen Impulſe durch das Eindringen fremder Elemente von auſsen oder es holt ſich dieſelben durch Expanſionsbewegungen nach auſsen. Entweder erobert werden oder erobern, das iſt die unvermeidliche Alternative die jedem Staatsweſen geſtellt iſt; iſt es kräftig ſo tritt es erobernd auf, ermangelt es der genügenden Kraft zu Eroberungen, ſo muſs es fremder erobernder Kraft unterliegen. Denn der allgewaltige Naturprozeſs der ethniſchen Amalgamirung bricht ſich Bahn für jeden Fall — ob es die Völker wollen oder nicht — ja in der Regel ſogar gegen ihren Willen. Und ſo duldete es die neuen Herrſcher Aegyptens nicht ruhig in ihrem Lande — die friedliche Arbeit im Nillande mit all den unſinnigen Rieſentempelbauten erſchöpfte noch immer nicht ihre Thatkraft. Hinaus ſtrebten ſie, immer fremde Völker zu beherrſchen, Gefangene zu machen, in Form von Tribut fremden Schweiſs und fremdes Blut zu trinken und last not least ſchöne Sklavinnen aus der Fremde heimzuführen.

Die blinden Werkzeuge eines allgewalltigen Naturgesetzes! — mögen sie wüthen und »grosse Thaten« vollbringen — auch ihre Stunde kommt wo sie die Rolle des Hammers wieder mit der des Ambofs vertauschen müssen.

Weit hinaus über die Grenzen Aegyptens und Afrikas trugen die Herrscher der nun folgenden Dynastien ihre siegreichen Waffen. Der eine von ihnen (Thutmosis III.) unterwarf sich die asiatischen Länder und Völker bis an den Euphrat, bis wohin er die Grenzen seines Reiches erweiterte; ja, eine Inschrift erwähnt sogar, dass ihm ein Volksstamm des östlichen Mesopotamiens Tribut zahlen musste — während eine andere Inschrift bezeugt, dass ihm sein Statthalter in Gold, Ebenholz und Elfenbein den Tribut von Völkern Aetiopiens und Nubiens einschickte. Diese grossen Thaten zusammenfassend preisst ihn eine gleichzeitige Hyeroglypheninschrift als denjenigen, der die »ganze Erde gezüchtigt.«[1])

Lange noch dauerte diese Eroberungspolitik. Sie feierte grosse Triumphe unter Sethos I., Ramses II. und III. Assyrer, Meder, Perser, Baktrer und die fernen bereits europäisches Land bewohnenden Skythen fühlten die schwere Hand der ägyptischen Eroberer — ebenso die Libyer im Westen und die Aethiopier im Süden Aegyptens.

Diese siegreichen Eroberungszüge, die Tribute der besiegten Völker und die Schaaren heimgeführter Gefangenen setzten die Herrscher Aegyptens in den Stand, neue Riesenbauten zu vollführen die ihren Ruhm verewigen, ihre Kriegsthaten späten Jahrtausenden überliefern sollten. Der Palast von Luxor, die Sphynxenallee von Luxor bis Karnak, das »Haus des Amenophis« und zahlreiche ähnliche Denkmale zeugen noch heute von dem Reichthum und der

---

[1]) Duncker I 107.

Macht, welche diese ägyptischen Eroberer auf ihren weiten Zügen in drei Welttheilen erwarben und von den Schätzen die sie da zusammenraubten und nach Aegypten brachten.

Doch der langen Periode des Aufschwunges und der Macht folgte naturnothwendig wieder eine Zeit der Erschlaffung und des Niederganges, während zugleich die Reichthümer Aegyptens fremde Völker anlockten, die theils als friedliche Colonisten wie die kleinasiatischen Griechen, theils als Eroberer wie Perser und Macedonier das Land der Pharaonen zum Gegenstand ihrer Ausbeutung wählten. Nun ward Aegypten nacheinander persische, macedonische und schliesslich römische Provinz und das Land das einst unter kräftigen Herrschern so viele fremde Nationen zu seinem Vortheil ausbeutete, ward nun die Beute fremder Eroberer und nacheinander von persischen, macedonischen und römischen Satrapen, Consuln und ihren Helfershelfern ausgesogen. Und auch der Fall des römischen Reiches brachte Aegypten noch immer keine Erlösung.

Arabische Herrschaft im Mittelalter, türkische in der Neuzeit setzten das Werk der Perser, Macedonier und Römer fort. Und kaum neigt sich die türkische Herrschaft in unsern Tagen zum Fall, so streckt schon England seine gewinnsüchtige Hand nach dem Nillande aus und englische Lords berechnen bereits, welchen Gewinn sie aus dem Besitze dieses fruchtbaren uud so günstig gelegenen Landes ziehen können.

Als bewegendes Princip aber durch diese vieltausendjährige Geschichte zieht sich der ewige Kampf um Herrschaft von Rasse gegen Rasse und zugleich vollzieht sich ein fortwährender Umschmelzungs- und Amalgamirungsprozess aus dem schon heute ein neues Aegyptervolk hervorzugehen scheint. — Was für die fremden Eroberer und Colonisten eine solche neue Rassenbildung bedeutet, das haben wir an den Massacres von Alexandrien im Sommer 1882

ſchaudernd miterlebt. Die »Fremden« wurden wie die Hunde mit Knütteln todtgeſchlagen und es ertönte der Schlachtruf »Aegypten den Aegyptern«. Aber auch die ſiegenden Engländer machten mit den »ägyptiſchen Hunden« kurzen Prozeſs. Und ſo geht es mit Grazie fort — Raſſe gegen Raſſe, Kampf um Herrſchaft — doch ſtehen ſich immer neue Raſſen entgegen von denen jede ein tauſendfaches ethniſches Amalgam iſt; der ewige Kampf aber vermindert die Zahl der Raſſen und ſchafft den ſiegenden immer gröſsere Verbreitung. Ein ewiges Naturgeſetz ſcheint ganz andere Ziele zu verfolgen als die kurzſichtigen Beſtrebungen der Menſchen; jene ſcheinen auf dem Gebiete der Völkeramalgamirung zu liegen, während dieſe um kleinliche Beſitz- und Herrſchaftsintereſſen ſich drehend ſchlieſslich dem groſsen Naturgeſetze dienen müſſen.

---

40. Babylon.

Als das zweitälteſte Culturcentrum das uns aus graueſtem Alterthum entgegenleuchtet dürfte wohl dasjenige bezeichnet werden, das ſich in den Niederungen des Euphrat und Tigris entwickelte. Für uns beginnt die Geſchichte dieſer Landſchaften ſelbſtverſtändlich von dem Zeitpunkte, bis zu welchem die erhaltenen oder neuentdeckten Denkmäler hinaufreichen. Was die dieſem Zeitpunkte vorhergehende Geſchichte anbelangt, ſind wir auch hier nur auf Ausdeutung und Enträthſelung dunkler Sagen und auf Analogieſchlüſſe angewieſen.

Das uns erhaltene Bruchſtück einer einheimiſchen Quelle, das Fragment des Beroſus leitet die Geſchichte Babyloniens mit einer Darſtellung der Menſchenſchöpfung ein, die nach alten Sagen im Gegenſatz zur Bibel eine poly-

genetiſche Vorſtellung enthält. Darnach bildete einer der Götter aus dem mit Erde gemengten Blute des höchſten Gottes Bel, Menſchen.

Gleich darauf zur Schilderung hiſtoriſcher Begebenheiten übergehend erzählt Beroſus, daſs es »eine groſse Menge von Menſchen verſchiedenen Stammes« gab die Chaldäa bewohnten. Dieſe »Menſchen verſchiedenen Stammes« aber lebten »ohne Ordnung wie die Thiere« bis ſie von einem »Meerungeheuer« Namens »Oan« in allen Künſten des Friedens unterrichtet und zu Zucht und Ordnung angeleitet wurden. [1])

Es iſt durchaus keine gewagte Interpretation, ſondern entſpricht vollkommen der in demſelben Sinne auch anderwärts vorkommenden Sage und ihrer hiſtoriſch erwieſenen Bedeutung, wenn man unter dieſem Meerungeheuer, das hier wie auch anderwärts die Rolle des Staatsgründers ſpielt, einen überſeeiſchen Erobererſtamm verſteht, der ſich die an den Niederungen des Euphrat und Tigris wohnenden Stämme unterwarf und unter ſein Herrſchaftsjoch beugte. [2])

---

[1]) Duncker Alterthum I 195. »Diodor berichtet, daſs Belos eine Colonie aus Aegypten nach Babylonien geführt, daſs er ſich am Ufer des Euphrat niedergelaſſen und die Prieſter, welche die Babylonier Chaldäer nannten, ähnlich wie in Aegypten, von allen Steuern und öffentlichen Leiſtungen befreit habe . .« (Daſelbſt.) Wenn auch dieſe Erzählung nicht wörtlich richtig zu ſein braucht ſo iſt ſie doch ein genügendes Zeugniſs für die fremde Herkunft der herrſchenden Claſſe in Babylon, deren Beſtandtheil jedenfalls dieſe »chaldäiſchen Prieſter« waren.

[2]) Aehnlich ſchreibt die altmexikaniſche Tradition die Einführung höherer Cultur und Civiliſation einem groſsen Propheten Quetzalcoatl zu, der zu Schiffe an der Küſte von Panuco ankam. Er ward Prieſter, Geſetzgeber und König im Reich der Tolteken. Er ſchaffte die Menſchenopfer ab, lehrte Himmelskunde, ordnete die Jahresfeſte u. dgl. Nach einer langen Wirkſamkeit im Toltekenreiche kehrt er zu ſeinem von Schlangen umwundenen Schiffe zurück und verläſst ſpurlos das Land.

Aber diefe erfte nur durch die Sage uns vermittelte Eroberung und Staatsgründung fällt in vorhiftorifche Zeiten — dagegen mufs diejenige ftaatliche Ordnung die wir beim Lichte der erften hiftorifchen Ueberlieferung an den Niederungen des Euphrat und Tigris erblicken, auf eine andere Eroberung zurückgeführt werden und zwar auf die, der von Norden her eingewanderten Chaldäer; denn diefe find es die wir in dem Anfange der Gefchichte Babyloniens dafelbft als »herrfchenden Stamm« antreffen. [1])

Andererfeits dagegen wird uns wieder von einer Eroberung Babylons durch die Meder berichtet, die zu einer Zeit vor fich gieng als in Sinear (fo nannte man diefe Gegend) bereits ein Culturleben exiftirte. Denn mit Recht bemerkt Duncker, dafs »zu einem Angriff auf das Niederland am Euphrat und Tigris, die Hirtenftämme des iranifchen Hochlandes doch erft Veranlaffung hatten, wenn das Leben in Sinear zu einiger Blüthe gediehen war, wenn das Land gut angebaut war und den Hirten Ausficht auf Beute und Ueberflufs gewährte.« [2])

Wenn man fodann von der blühenden Cultur Babylons vernimmt, und von der hohen Entwicklung diefes Staatswefens, dabei immer von dem Stamm der Chaldäer als dem Priefter- und Gelehrtenftand der aber auch gelegentlich Herrfcher auf den Thron fetzte und ftürzte: fo liegt die Vermuthung nahe, dafs fich Chaldäer und Meder auf diefe Weife in die Herrfchaft theilten, dafs die erfteren

---

Baftian geogr. und ethnol. Bilder S. 36. Uebrigens fei hier noch daran erinnert, dafs die Sage fehr oft Menfchen mit Thieren vergleichend verfchiedene Thiere nennt, wo fie an Menfchen denkt und von Menfchen fpricht. So hat es Szainocha zur Evidenz bewiefen, dafs in den Chroniken des europäifchen Continents zwifchen dem 9 und 12 Jahrhundert von Mäufen die Rede ift wo man an Seeräuber denkt und von Seeräubern fpricht. Vrgl. Szainocha Szkice historyczne B. II S. 165.

[1]) Duncker I 203. [2]) Duncker l. c. 205.

die Priefter- die letzteren die Kriegerkafte in diefem Staate bildeten. Diefe Vermuthung ift um fo mehr berechtiget, da wir auch abwechfelnd von einer medifchen und chaldäifchen Dynaftie Kunde haben. Characteriftifch aber für die Stellung der »Meder« als Kriegerkafte in Babylon darf wohl der Umftand angefehen werden, dafs der einzige expanfive und nach Aufsen ftark aggreffive Auffchwung der uns aus der bekannten Gefchichte Babyloniens überliefert ift (Nabopolaffar) auf ein Bündnifs mit den Medern unter deren König Kyaxares zurückgeführt wird. Ein folches Bündnifs wird verftändlich, wenn man an einen ftammverwandtfchaftlichen Zufammenhang der in Babylon herrfchenden medifchen Kriegerkafte und dem in ihrer einftigen Heimat blühenden medifchen Reiche denkt.

Im Ganzen aber fcheint es, dafs uns die gefchichtlichen Daten über Babylon nur aus der Zeit des Niederganges des Babylonifchen Reiches bekannt find, und dafs der Auffchwung desfelben unter Nabopolaffar nur ein letztes Aufflackern des einft viel mächtigeren Staatswefens darftellt, nach welchem es bald in gänzlichen Verfall geräth. Denn während es Thatfache ift, dafs von Babylon aus die Gründung Affurs erfolgte, dafs Babylon die ältere, Affur die jüngere Culturwelt ift [1]: fo fällt doch bald nach dem erften Zeitpunkt bekannter Gefchichte das einft tonangebende und vorherrfchende Babel unter die Botmäfsigkeit Affurs und kommt feit der Zeit nur noch als Provinz, welche die wechfelnden Gefchicke des Affirifchen Reiches theilte, in Betracht.

[1] »Die Infchriften, welche die Trümmer Niniveh's uns erhalten haben, zeigen mit geringen Abweichungen diefelbe Schrift und laffen diefelbe Sprache erkennen, welche in Babylon gefchrieben und gefprochen wurde. Hier wie dort gilt diefelbe Art der Zeitrechnung, diefelbe Technik und Kunft« etc. Duncker l. c. 436. Vrgl. auch dafelbft S. 437.

41. Assur.

Aus Anlafs der Urgeschichte Affur's macht Ranke die treffliche, nach unfern Ausführungen felbftverftändliche Bemerkung, dafs fich der »allgemeinen Gefchichte« »..überhaupt Anfangs nicht grofse Monarchien, fondern kleine Stammesbezirke oder ftaatenähnliche Genoffenfchaften darftellen, welche eigenartig und unabhängig neben einander beftehen.« Demgemäfs conftatirt Ranke, dafs »im 10. und 9. Jahrhundert vor unferer Aera diesfeits und jenfeits des Euphrat und des Tigris fowie in dem Quellenlande der beiden Ströme eine grofse Anzahl unabhängiger kleiner Reiche beftanden« die alle »in gegenfeitigen Feindfeligkeiten und kleinen Kriegen befchäftigt« waren.[1]) Erinnern wir uns hier daran, was Berofus von der »Menge Menfchen verfchiedenen Stammes« die Chaldäa bewohnten erzählt und an ähnliche uns überall in der Urzeit entgegentretende Verhältniffe, fo wird der Analogiefchlufs geftattet fein, dafs diefe grofse Anzahl kleiner Reiche mindeftens eine ebenfolche Vielheit heterogener ethnifcher Elemente darftellte.

Wenn wir dann plötzlich von einem gewaltigen Herrfchaftscentrum eines grofsen Affyrifchen Reiches hören, von mächtigen Herrfchern die Riefenbauten aufführen, deren Ruinen wir heute noch anftaunen: fo ift es einleuchtend, dafs diefe Monarchie wie fo viele andere fpäter (man denke an Rom) durch ein kräftiges Zufammenfaffen jener Anzahl von Stämmen unter der Führung und Herrfchaft des mächtigften und glückllchften unter ihnen entftand, der fich zum »herrfchenden Stamme« aufwarf.

---

[1]) Ranke l. c. I 88, 89.

Damit hätte ſich in Aſſur nur ein Prozeſs vollzogen, wie ihn Niebuhr als characteriſtiſch für das ſtaatliche und politiſche Leben des Orients hinſtellt und wie er unſerer Anſicht nach immer und überall vor ſich geht. »Ueberall finden wir in der Geſchichte des Orients, ſagt nämlich Marcus Niebuhr, ein herrſchendes Volk. Dieſes Volk mag ſeinen Fürſten gegenüber noch ſo unfrei ſein, ſo iſt es den Unterworfenen gegenüber doch herrſchend; der Fürſt gebietet über die unterthänigen Völker gewiſſermaſsen durch das Mittel ſeines Stammes ex titulo ſeiner Herrſchaft über dieſen.« [1])

Daſs die Bildung des aſſyriſchen Staates auf dieſe Weiſe, d. i. durch die Uebermacht eines Stammes über eine Anzahl anderer benachbarter vor ſich ging, dafür läſst ſich auch ein Beweis ex post ſchöpfen, wenn man die immer ſteigende Entwicklung des aſſyriſchen Reiches beobachtet und dabei an die ewige Weſensgleichheit der Vorgänge des geſchichtlichen Prozeſſes denkt. Denn nicht anders als durch fortwährende Eroberungen und Unterjochungen aller, erſt der näheren und dann der immer ferneren in allen Richtungen der Windroſe es umgebenden Völker und Staaten geht die Entwicklung des aſſyriſchen Reiches vor ſich. Und auf die Kraft und Energie mit der einſt der am Mittellauf des Tigris auftretende aſſyriſche Stamm die rund um ihn her anſäſsigen oder, was wahrſcheinlicher herumſchweifenden Stämme ſich unterworfen haben mochte: kann aus der Kraft und Energie geſchloſſen werden mit der das immer wachſende aſſyriſche Reich ſeine kriegeriſchen und meiſt ſiegreichen Unternehmungen nach allen vier Weltgegenden ausführte. In der That iſt Aſſur eine der erſten »Weltmonarchieen« die wir kennen lernen. Ein unaufhörliches, unerſättliches Streben nach Weltherrſchaft beſeelt die aſſyriſchen Monarchen.

---

[1]) Marcus Niebuhr: Assur und Babel S. 18.

Ihre Eroberungszüge reichen im Nordweſten bis an das ägäiſche Meer, ſüdweſtlich bis nach Phönicien [1]) und Paläſtina; nach Aegypten, ja ſogar bis nach Aethiopien ſollen ſie gelangt ſein — Syrien, Arabien und Meſopotamien waren ihnen lange unterthan — die Völker und Stämme des armeniſchen Hochlandes zahlen ihnen Tribut und über das iraniſche Hochland, wo ſie die Meder unterwarfen gelangten ſie bis nach Indien. Im Süden aber überwältigten ſie jenen älteren Culturſtaat, dem ſie ihre Bildung, ihre Kunſt, ihre ganze Civiliſation verdankten. Als Barbaren fielen ſie über Babylon her und es dauerte lange bis es letzterem gelang ſich zeitweiſe dem aſſyriſchen Joche zu entwinden.

Hand in Hand mit dieſen groſsen Eroberungszügen Aſſyriens (ebenſo wie mit den früheren und ſpäteren Babyloniens) geht eine ſtaunenerregende Thätigkeit im Aufführen von Prachtbauten die, Jahrtauſende in tiefem Schutt begraben, in unſerer Zeit neu entdeckt wurden. Sowohl dieſe Bauten wie die auf ihnen erhaltenen hiſtoriſchen Zeugniſſe geben uns eine Idee von der hohen Cultur dieſer Völker. Und wenn wir nach den Factoren fragen die eine ſo hohe Cultur erzeugen konnten ſo müſſen wir neben jenen groſsartigen ſiegreichen Eroberungszügen noch auf ein anderes Moment unſere Aufmerkſamkeit lenken, welches gewiſs zum geiſtigen Aufſchwung dieſer Völker das ſeine nicht minder beigetragen hat — wir meinen die groſsartigen Völkerverpflanzungen und Ueberſiedlungen die jedesmal jenen ſiegreichen Eroberungszügen auf dem Fuſse folgten.

So rühmt ein aſſyriſcher Herrſcher des achten Jahrhunderts (Sargon II) von ſich, daſs er nach der Einnahme Samarias »27,280 ihrer Einwohner in die Gefangenſchaft

[1]) Vrgl. Movers Die Phönizier II. 1. S. 257 — 297.

führte« worauf er gleich erklärend hinzufügt »die Menschen, welche meine Hand bezwungen, liess ich inmitten meiner Unterthanen wohnen.« Derselbe Sargon verpflanzte aus Gaza 9000 Einwohner nach Assyrien. Einer seiner Nachfolger, Assarhadon, verpflanzt Elamiten aus dem unterworfenen Babylonien nach dem eroberten Palästina — nachdem die Juden aus Palästina nach Babylon, Assyrien und Medien übersiedelt worden waren.

Gewiss sind solche gewaltsame Völkerwanderungen und Uebersiedlungen von den Herrschern Assyriens und Babyloniens nur in ihrem unmittelbaren Herrscherinteresse vorgenommen worden, so wie das etwa in neuester Zeit vielfach in Russland geschah; man betrachtete solche gewaltsame Uebersiedlungen als die beste Vorsichtsmassregel gegen etwaige Empörungen und Abfallsversuche: nichtsdestoweniger aber dienten die Herrscher Assyriens und Babyloniens dadurch dem grossen Gesetze der ethnischen Amalgamirung der Völker und förderten mächtig den weltgeschichtlichen Zug zur Völkermischung. So hat immer und überall in der Geschichte der Drang des Eigeninteresses der Verwirklichung grosser historischer Gesetze Vorschub geleistet — und die einzelne historische Handlung bewusst zu unmittelbaren persönlichen oder »Staatszwecken« unternommen, hat unbewusst höheren geschichtlichen Gesetzen Geltung verschafft und ihnen zum Durchbruch verholfen.

Wir können von Babel und Assur nicht scheiden ohne auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen die uns hinfort durch die ganze Geschichte der Menschheit begleiten wird d. i. auf die regelmässige Aufeinanderfolge starker Völkergemische und grosser Culturentwicklung. Ob zwischen diesen beiden Umständen ein Causalzusammenhang besteht wollen wir vorerst nicht entscheiden. Nur auf die Thatsache müssen wir hindeuten, dass während wir noch heutzutage Na-

turvölker finden, die offenbar unvermischt zugleich aber im primitivsten thierähnlichsten Zustande leben: wir andererseits nirgends eine blühende Cultur constatiren können, wo wir nicht zugleich eine vorhergegangene starke ethnische Amalgamirung nachweisen könnten.[1] Wie gesagt, wir ziehen keine voreiligen Schlüsse — aber sehr frappant ist doch der Umstand, dass sich diese zwei Erscheinungen, ethnische Amalgamirung und Culturentwicklung, so regelmässig in der Geschichte folgen, während unvermischte Naturvölkerhorden culturlos bis in die Gegenwart hineinvegetiren. — Für einen causalen Zusammenhang dieser zwei Erscheinungen spricht aber das was wir oben (S. 231. ff.) über Herrschaftsorganisation, Arbeitstheilung und Cultur sagten.

Jedenfalls darf als sicher angenommen werden, dass eine grosse Heterogeneität der Volksbestandtheile die wirksamste Förderung, ja die natürliche Grundlage einer weitgehenden volkswirthschaftlichen Arbeitstheilung ist, aus der sich die Entwicklung einer bedeutenden Cultur leicht erklärt. Schwieriger allerdings ist das Problem, warum jede hochentwickelte Cultur wenn sie bis zu einem gewissen Höhepunkte gediehen, weder weiter sich entwickelt noch auf

---

[1] Dass eine solche Amalgamirung nie freiwillg vor sich geht, sondern immer nur durch Krieg und Gewalt zu Wege gebracht wird, haben wir schon oft erwähnt. Daraus folgt allerdings, dass Krieg und Gewalt ein nothwendiges Moment in der Culturentwicklung der Menschheit bilden. Diese Wahrheit gesteht Ranke mit Widerstreben zu wie aus folgender Stelle ersichtlich: »Es könnte als ein Missbrauch des Wortes (?) erscheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigsten Gewaltsamkeiten zusammengebrachtes Reich wie das Assyrische als ein wesentliches Moment in der Cultur des Menschengeschlechts betrachtet. Aber so verhält es sich doch!« (Weltgeschichte I 120.) Das Gesetzmässige und Nothwendige dieser zusammenhängenden Erscheinungen scheint Ranke jedoch nicht anzuerkennen und stellt den Einzelfall vielmehr als Ausnahme dar.

der erlangten Höhe ſich erhalten kann, ſondern wie von innerer Schwäche befallen, zu ſinken beginnt und meiſtens unter den Todesſtreichen auswärtiger Barbaren verendet. Und doch kehrt dieſe Erſcheinung in der Geſchichte mit derſelben Regelmäſsigkeit wieder mit der dem Zuſammenfaſſen ethniſcher Beſtandtheile im Staate das Aufblühen menſchlicher Cultur auf dem Fuſse zu folgen pflegt.

Dasſelbe Schauſpiel des Unterganges und Verfalles das uns Aegypten und Babel darbot wiederholte ſich bei Aſſur.

---

42. Meder.

Während in den Niederungen des Euphrat und Tigris die aſſyriſche Groſsmacht ihre eigenartige Cultur begründete, trieben ſich in dem Nordweſten des iraniſchen Hochlandes Völkerſtämme umher, unter denen die Meder als die kriegeriſcheſten hervorragen und ſich bereits als ſolche den Babyloniern bekannt gemacht haben. Wenn auch über die heimiſche Vorgeſchichte der Meder wenig bekannt iſt ſo deutet doch ihr ausgebildetes Religionsweſen, ihre reiche Sagenliteratur, und der Umſtand, daſs ſie mit groſser Macht aus ihrem Hochgebirge Kriegszüge und Einfälle nach dem mächtigen Babel wagten darauf hin: daſs dieſer kriegeriſche Stamm lange bevor er gegen Aſſur auftrat, eine Herrſchaft über die vielen Völkerſtämme des nordweſtlichen Iran begründet haben muſste. So lange aber Aſſur ein mächtig aufſtrebender Staat war, wagten es die Meder nicht aus ihren Bergen hervorzubrechen. So lange die Aſſyrer »nach allen Seiten hin die Gewalt an ſich brachten, ſchützten ſie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente« ſagt mit Recht Ranke und

unter diesen fremden Elementen müssen wir in erster Reihe an die Meder denken.

Der Zeitpunkt in dem die Meder gegen das assyrische Reich anstürmten war, wie es in der Natur der Sache liegt und wie es seither immer und überall der Fall war, durch die beiderseitigen Verhältnisse gegeben. Einerseits ein roher und naturkräftiger Stamm, vom nomadischen Hirtenleben zu kriegerischem Handwerk übergehend, in letzterem erstarkt und durch Unterwerfung nachbarlich herumschwärmender Stämme zu einer Macht gelangt: andererseitts ein alter Culturstaat in Behaglichkeit und Bequemlichkeit auf seinen Lorbern ruhend, friedlichen Genüssen sich hingebend und in der Anspannung seiner Kräfte nachlassend: zugleich aber durch seinen Reichthum, Pracht und Luxus den Neid und die Habsucht der wilden Horden anstachelnd — wie oft hat seither dieselbe Situtation, naturnothwendig müssen wir sagen, dieselben Folgen erzeugt! Und wie es immer und überäll später sich wiederholte, wie es vordem zwischen Babel und Assur sich zugetragen — so musste es auch zwischen Assyrern und Medern kommen und so kam es auch!

Nachdem die Meder sich die meisten Stämme des nordwestlichen Irans unterworfen und viele den Assyrern unterthänige Völker und Gebiete bis weit nach Kleinasien hinein unter ihre Botmäßsigkeit brachten, endlich um sicherer vorzugehen mit den im südöstlichen Iran herrschenden Persern und den das assyrische Joch unwillig tragenden Babyloniern verbündet hatten, erfolgte der entscheidende Schlag gegen Niniveh, die Hauptstadt Assurs. Und heute noch zeugen die blofsgelegten Trümmer der assyrischen Residenz deutliche Spuren der durch Feuersbrunst erfolgten Verwüstung und Zerstörung — und mit scheuer Ehrfurcht sammeln jetzt eifrige Forscherhände die verkohlten Reste einer grofsartigen Culturwelt die hier von barbarischen Horden

in frevelhaftem Uebermuthe zu Grunde gerichtet wurde — ein Loos, wie es bis heutzutage noch keiner Culturwelt erſpart worden iſt.

---

43. Perſer.

Doch war es den Bezwingern Aſſur's nicht lange beſchieden, ſich der Früchte ihres barbariſchen Sieges zu freuen. Der ihnen verbündete Stamm der Perſer, der ihnen zum Siege verhalf, forderte bald den Lohn für dieſe Hülfe. Auch ſcheint es, daſs die Meder zum Zerſtören mehr geeignet waren, als zum Aufbau und zur Erhaltung. Nach kurzer Dauer ihrer Herrſchaft über Aſſur wurden ſie von den Perſern beſiegt die auf den noch friſchen Trümmern des aſſyriſchen Weltreiches ihr eigenes aufrichteten.

Die Perſer verſtanden es beſſer als die Meder eine dauernde Weltmacht zu gründen. Den ganzen Witz der Staatskunſt: die mannigfachſten ethniſchen Elemente in eine einheitliche Intereſſengemeinſchaft zu verbinden, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Elemente ſo weit zu ſchonen, ſo weit dieſelben dem Beſtande des Ganzen nicht im Wege ſtehen — das alles haben die Perſer vorzüglich begriffen. Ja, ſie übertrafen darin bei weitem die Aſſyrer.

Nachdem ſie die Grenzen ihres Reiches einerſeits bis an die Weſtküſte Kleinaſiens, andererſeits bis an den Indus erweiterten und vom Jaxartes, Kaukaſus und Iſter (Donau) im Norden bis nach Aethiopien herrſchten: bildeten ſie im Innern ein Verwaltungsſyſtem aus, welches man als muſtergiltig bezeichnen muſs. Das Reich war in Satrapien getheilt, denen Perſer oder gut perſiſch geſinnte Beamte anderer Nationalität als Satrapen vorſtanden — das Com-

municationswefen war überaus finnreich organifirt — ein grofses ftehendes Herr bildete die Kraft des Reiches.

Diefer grofsartige Saugapparat functionirte vortrefflich über 200 Jahre (550 – 330 v. Chr.) Die Lebensfäfte unzähliger Stämme und Völker wurden in Form von Tributen und Abgaben durch ein Netz von Satrapen aufgenommen nach deren Abmäftung der Ueberfchufs an den Hof des Machthabers, des Königs der Könige, abgeführt wurde. Dort aber brachte der Zufammenflufs der Reichthümer und Schätze eine »Blüthe« hervor, wie fie die ftaunende Welt gefehen zu haben fich nicht erinnerte. Alle Pracht und aller Glanz des raffinirteften »orientalifchen« Luxus entfaltete fich am Hofe der Perferkönige — und die zwei fchöngeiftig-literarifchen Völker des Alterthums, Griechen und Juden, pofaunten in die Welt hinein die Gröfse der perfifchen Machthaber. Denn immer und überall ift es die Eigenthümlichkeit der Poefie und der »fchönen Geifter«, dafs fie die Leiden der Maffen überfehen und nur Augen haben für den Glanz der Höfe und der Machthaber. Dem Xenophon war Cyrus ein Vater feiner Völker — den jüdifchen Dichtern »an den Waffern Babels« ein »Gefalbter Gottes«. Nur jener »wilden« Maffagetenkönigin war er ein graufamer Tyrann, deffen abgehauenen Kopf fie in einem blutgefüllten Napf tauchte damit er fich daran fättige wornach er fein Leben lang immer dürftete.

Und wenn auch diefe That der Tomiris nicht hiftorifch ift — fo ift es doch die echte, von falfchen Idealen nicht angekränkelte Volkspoefie, die Sinn für die Leiden der Menfchen hat, die mit diefer Sage ihr Verdict fällte über den, von höfifcher Poefie der Griechen und Juden zum Himmel erhobenen Tyrannen.

---

44. Indien.

Wohl ſagten wir es oben (S. 179), daſs das Reſultat des ſtaatlichen Lebensprozeſſes wo derſelbe normal verläuft und nicht vorzeitig untergeht immer eine Cultur ſei die aus der Organiſation der Herrſchaft und der auf derſelben baſirten Theilung der Arbeit oder wenn man will, aus der dadurch ermöglichten Organiſirung der Volkswirthſchaft hervorgeht. Doch haben wir bei Aegypten und den vorderaſiatiſchen Staaten und Nationen dieſe aus dem ſtaatlichen Entwicklungsprozeſſe hervorgegangenen Civiliſationen und Culturen nur angedeutet ohne auf ihr Weſen und ihren Zuſammenhang mit dem ſtaatlichen Leben näher einzugehen. Dieſes zu thun behielten wir uns bei Indien vor und zwar aus doppeltem Grunde. Denn erſtens tritt uns in Indien eine Nationalität und ein Staatencomplex entgegen, die ſich voll und ganz auslebten; eine ſtaatliche und nationale Entwicklung die wir von den erſten Stadien des Naturlebens bis zu den letzten Conſequenzen eines durch und durch raffinirten Culturlebens verfolgen können und zweitens ſind wir bei Indien ſo glücklich über dieſen ganzen Verlauf des ſtaatlichen und nationalen Lebensprozeſſes genügende Zeugniſſe und Denkmale zu beſitzen und zwar in einer ſolchen Fülle, wie es bei den bisher von uns beſprochenen Staaten und Nationen keineswegs der Fall war.[1])

Zwei Welten von unzähligen Menſchenſtämmen ſind es die uns bei der erſten für uns aufgehenden Dämmerung indiſcher Geſchichte, (ungefähr 3000 v. Chr.) in den weiten, weiten Gebieten vom Pamir-Plateau bis hinab zum Cap

---

[1]) Das Hauptwerk über Indien iſt Chriſtian Laſſen's: Indiſche Alterthumskunde 2. Auflage. Leipzig 1867. Viel Quellenmaterial verarbeitete ferner Heinrich Zimmer: Altindiſches Leben, Berlin 1879. In beiden dieſen Werken findet man reichliche Literaturangaben.

Comorin und der Insel Ceylon entgegentreten. Wenn man nach einem gemeinsamen Merkmal für jede dieser Welten von Menschenstämmen sucht um sie von einander zu unterscheiden, so kann man die eine die von Norden her in Bewegung gerathene die der weissen, die andere die vom Fünfstromland und dem Ganges südwärts ansässigen die der dunklen Stämme nennen.

Der feindliche Zusammenstoss nun dieser zwei Welten ist das erste grosse Ereigniss, das uns an der Schwelle der uns bekannten Geschichte Indiens begrüsst.

Was jede dieser grossen Gesammtheiten unzähliger Menschenstämme vor diessem Zusammenstosse, also die »Arier« auf ihrem Hochplateau an den Quellen des Oxus und Indus und die Dravida's im eigentlichen Indien und im Dekhan trieben: darüber sind uns nur wenige und karge Andeutungen erhalten. [1]) Sie genügen jedoch um uns zu belehren, dass die unzähligen Stämme der Arier in fortwährenden Kriegen miteinander begriffen, ihr künftiges Handwerk frühzeitig lernten und darin schon in ihrer Heimath sich übten und vervollkommneten und wir würden nicht fehlgehen, wenn wir aus ihren später sich documentirenden grossen organisatorischen Herrscherfähigkeiten den Schluss ziehen, dass auch ihren Kriegen untereinander die

---

[1]) Von den arischen Jndern in ihrer Urheimat sagt Lassen: Obwohl das Hirtenleben in der ältesten Zeit vorherrschend gewesen sein muss, so darf man bei den alten Indern, wie überhaupt bei den indogermanischen Völkern, nicht ein Nomadenleben im strengeren Sinne des Wortes, wie es von den alten Skythen berichtet wird und bei den türkischen, mongolischen und andern Reitervölkern erscheint, annehmen; sondern ein Wandern mit ihren Heerden und einen Anbau des Landes, wo sie verweilten« (l. c. I 966). Aus letzterer Thatsache darf man den Schluss ziehen, dass diese Stämme bereits dienende und beherrschte Stämme mit sich führten, die sie zum Ackerbau benützten; sich also bereits in ihrer nordischen Heimath auf einer höhern socialen Entwicklungsstufe befanden.

mannigfachften Herrfchaftsverhältniffe und Organifationen folgen mufsten. Eines wenigftens fteht feft, dafs fie zur Zeit da fie fich zu einem grofsen Eroberungszuge gegen Süden in Bewegung fetzten ihre gegenfeitigen fo zu fagen völkerrechtlichen Beziehungen in einer Art von Bundesverfaffung geordnet hatten. Denn nicht eine Armee war es, ein ganzes Staatenfyftem rückte im dritten Jahrtaufend unferer Zeitrechnung, dort wo der Indus fich nach Süden wendend die Gebirgsketten zwifchen dem Hindukufch und dem Hymalaia durchbricht, in das Fünfftromland ein, um fich von da immer weiter nach Often und Süden auszubreiten — und es fich im fremden Haufe bequem zu machen.

Und nun begann das grofse, vielbefungene und hochgefeierte Heroenzeitalter der Inder. Die Einwohner des fchönen Tropenlandes, die unzähligen »fchwarzen« Stämme, fetzten fich zur Wehre; aber »Indra der grofse Gott der Arier kämpfte« auf Seite der Eindringlinge — und die »fchwarze Haut« ward theilweife ausgerottet, theilweife unterworfen. [1])

Das waren nun keineswegs primitive Horden die fich da ein neues Vaterland erkämpften; fie waren es ebenfo wenig wie 1000 Jahre fpäter die Stämme Israels, als fie

[1]) » . . . man darf nicht bezweifeln, fagt Laffen, dafs das Gemüth der alten Inder (der arifchen) von diefer neuen Welt gewaltig angeregt worden ift, und wenn man erwägt, dafs die Urbewohner des Landes (Indiens), wo fie fich felbft überlaffen bleiben, noch auf der tiefften Stufe der Cultur ftehen und die reichen Schätze von denen fie umgeben find, nicht zu benützen gelernt haben, darf man für die arifchen Inder jener frühen Zeit das Verdienft in Anfpruch nehmen, den Werth diefer Erzeugniffe entdeckt und ihren Gebrauch fich angeeignet zu haben. Es dient zur Beftätigung diefer Anficht, dafs die Sage einem ihrer Heroen die Stiftung des Ackerbaues und die Entdeckung der Benützung der Palmen zufchreibt.« (I 967.)

Paläſtina eroberten oder 3000 Jahre ſpäter die germaniſchen Stämme die ſich jenſeits der Alpen und Pyrenäen mit Feuer und Schwert eine neue Heimat gründeten.

Denn ein Eroberungszug an und für ſich zeugt bereits von einer vorhergehenden hohen Entwicklungsſtufe des erobernden Volkes — er zeugt an und für ſich von einer vorhergegangenen Zuſammenfaſſung vieler Stämme in eine geordnete, wenn auch auf der Wanderung begriffene ſtaats- und völkerrechtliche Bundesverfaſſung. In einer ſolchen befanden ſich die Stämme Israels als ſie Paläſtina eroberten, in einer ſolchen die aus vielen Stämmen zuſammengeſetzten Schaaren der Gothen und Lombarden als ſie Spanien und Italien mit ihrer Macht überzogen. In einer ähnlichen Verfaſſung müſſen wir uns die Arier denken als ſie das Fünfſtromland zum erſten Mal betraten. Und wenn man auch die ſpäteren hiſtoriſchen Zeugniſſe, die von ihrem Einbruch erzählen und ſie uns als hoch entwickeltes Kriegervolk darſtellen nur als einen Spiegel ſpäterer Cultur anſehen wollte der auf frühere Zeiten übertragen wurde: ſo beweiſt doch die von den Ariern über die einheimiſche Bevölkerung errichtete Herrſchaft mit der groſsen Complicirtheit ſocial-politiſcher Einrichtungen (Kaſtenweſen) die wir in Indien ſchon ſehr frühe antreffen: daſs dieſes Volk ſich ſelbſt zu organiſiren und über Fremde zu herrſchen verſtand. [1])

---

[1]) »Die Arier bilden das vollkommener organiſirte, unternehmendere und ſchaffendere Volk, es iſt daher das jüngere, wie die Erde erſt ſpäter die vollkommenſten Gattungen der Pflanzen und Thiere zu Stande gebracht hat.« (Laſſen I 614.) Letzterer Gedanke iſt etwas gewagt, denn es ſollte ſcheinen, daſs ältere Stämme und Völker in Folge ihrer längeren Entwicklung jüngeren überlegen geworden ſind. Doch hat auch Laſſen's Gedanke der von der Vorausſetzung eines verſchiedenen kosmiſchen Alters der verſchiedenen Stämme und Völker auszugehen ſcheint, wenigſtens eine unbeſtrittene naturwiſſenſchaftliche Thatſache für ſich. —

Freilich beruhte auch diese Organisation der Arier unter sich auf mannigfachen ursprünglichen ethnischen Verschiedenheiten. [1]) Wenigstens treffen wir sie schon im Fünfstromland, ihrer ersten Station in Indien in Kasten getheilt, denen Standesunterschiede zu Grunde lagen.

Schon in jener frühen Zeit und an der Schwelle ihres neu zu erobernden Gebietes finden wir bei ihnen eine Priester- (Brahmanen-), eine Krieger- (Ksatrya-) und eine Ackerbauerkaste (die Vaycyas), eine Eintheilung, welche beweist, dass den Arias schon in ihrer vorindischen Heimat ethnische Verschiedenheiten die Organisirung der Herrschaft erleichtert hatten. Letzteres war nun in ihrem neu eroberten Lande am Indus und Ganges in noch viel höherem Maasse der Fall.

Wenn nun auch die Eroberer untereinander aus einer grossen Zahl von Stämmen bestanden die einst nicht minder in Krieg und Fehde lebten: und andererseits die »Urbewohner« Indiens in eine Unzahl von einander in Sprache, Sitte und Lebensweise wildfremder Stämme zerfielen: [2]) so schuf doch die Thatsache der Eroberung hier wie überall später einen einzigen grossen Gegensatz der sich im Grossen und Ganzen an den Unterschied der Hautfarbe anlehnte und zwischen die weissen Arja und die dunkelfarbigen Dasyu (auch Mlekha »die Wälschen« genannt) eine anscheinend unübersteigliche Kluft öffnete. Der allergrösste Rassengegensatz den der Naturprozess der Geschichte nur aufweisen kann, ein solcher wie er in einem späteren Jahrtausend zwischen den Europäern und den Eingebornen

[1]) » . . . die vielen kleinen Stämme, in welche das arische Volk ursprünglich zerfiel . .« Lassen I 258. Daselbst S. 468 ff. Die ethnographische Ueberſicht der arischen Inder. Daselbst S. 657. »Als es (das arische Volk) von Nordwesten ankommend mit seinen vielen Stämmen, in welche es getheilt war, das Gebiet der fünf Flüsse erfüllt hatte etc.«

[2]) Daselbst S. 421 ff.

Amerikas beſtand und theilweiſe noch beſteht, trennte die Arier von den Daſya. Unverwiſchbare Verſchiedenheit des phyſiſchen Aeuſseren, fremde Sprache, Religion und Sitten machten zwiſchen den Arias und den Daſyu jede menſchliche Rückſicht, jedes menſchliche Mitgefühl verſchwinden. Die Arja's fielen über die Daſyu her, wie über Thiere, wie über böſe Dämonen — erbarmungslos wurde allerorten der Krieg geführt und die beſiegten Daſyu's muſsten in der neu gegründeten und vom eingenommenen Gangesland immer mehr nach Süden ſich ausbreitenden Herrſchaftsorganiſation ſich die niedrigſten Rollen der Sklaven und niedrigſten Arbeiter gefallen laſſen.

Wenn wir nun hören, daſs auch unter dieſen Daſyus ſich ein Unterſchied herausbildete, reſpective von den Arias gemacht wurde, je nachdem die einen von ihnen ſich den ihnen von den Siegern aufgelegten harten Bedingungen unterwarfen und die von ihnen verlangten Dienſte und Arbeiten leiſteten; die andern aber in die Wälder flüchteten und es vorzogen in wilder, wenn auch elender Freiheit zu leben, als ſich in's Joch der Sklaverei einſpannen zu laſſen: ſo drängt ſich uns nach Tauſenden von Analogien der Gedanke auf, daſs dieſer Unterſchied aus einer verſchiedenen Beſchaffenheit und geiſtigen Qualität dieſer verſchiedenen Gruppen der Daſyu's, alſo aus einer Stammesverſchiedenheit derſelben herrührte. Die einen werden eben mehr die Natur von afrikaniſchen Negern, die andern die der amerikaniſchen Rothhäute gehabt haben.

In der brahmaniſchen Staats- und Geſellſchaftstheorie aber fand dieſer Unterſchied innerhalb der unterworfenen Stämme der Eingebornen ſeinen Ausdruck in der Statuirung einerſeits der vierten Kaſte, der Sudra, andererſeits in der Gleichſtellung der Candala und Paria mit den Thieren des Waldes.

So entſtanden im Groſsen und Ganzen fünf Kaſten,

denen allen (mit Ausnahme etwa der Brahmanen?) ethnifche Unterfchiede zu Grunde lagen. Wir fagen im Grofsen und Ganzen; denn es wäre eine Täufchung zu glauben, dafs jener grofsen Zahl ethnifcher Gruppen in den Gebieten des Indus und Ganges, und weit hinunter im Dekhan bis nach Ceylon nicht mehr als diefe fünf Kaften entfprachen. Die Unzahl der vorftaatlichen Stämme mufs fich freilich im Rahmen der Herrfchaftsorganifation des Staates in verhältnifsmäfsig wenige Berufsftände theilen: weil die Zahl diefer Berufsftände durch die Natur der volkswirthfchaftlichen Arbeit eine fehr befchränkte ift: doch zeigt der Umftand, dafs es noch heutzutage in Indien über 40 erbliche Kaften giebt, dafs die von der vorftaatlichen Zeit her beftandenen ethnifchen Unterfchiede fich innerhalb der einzelnen Berufftände der Priefter, der Krieger, der Gewerbetreibenden und Sklaven erhielten und in engern focialen Kreifen und Gefchlechtsverbänden mit befonderen Sitten, Gebräuchen, Befchäftigungen und Lebensführungen forterbten.

Die auf monogeniftifcher Anfchauung beruhende Gefchichtsfchreibung fieht die Sache freilich anders an. Da fie jede thatfächliche, in der Wirklichkeit ihr entgegentretende Vielheit und Verfchiedenheit von einer urfprünglichen Einheit und Einheitlichkeit ableiten mufs: fo fieht fie in aller Kaftenvielheit ein Zerfallen der urfprünglich einheitlichen Volksgefammtheit und in der noch heutzutage vorgefundenen Raffenvielheit ein Refultat der Kafteneinrichtung![1]) Für diefe Anfchauungen der Hiftoriker

[1]) Eine folche Anfchauung liegt auch den Laffen'fchen Unterfuchungen durchwegs zu Grunde. Er läfst die »indogermanifchen Völker« ihrer »Sprachverwandtfchaft« wegen aus »gemeinfchaftlichen Urfitzen« hervorgehen wo fie in der Urzeit noch nicht »abgefonderte Völker«, fondern nur erft »Zweige eines Stammes waren«. Erft in Folge des Auseinandergehens nach allen Weltgegenden erwuchfen diefe »Zweige

mag das Resumé als Beispiel dienen, welches Weber in seiner (grossen) Weltgeschichte darüber giebt: »So wurde, heisst es da, die indische Menschheit sowohl durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung und durch die Natur, Sitte und Herkommen, als durch äussere Gesetzgebung im Laufe der Jahre unter das Joch eines Kastenwesens gebeugt worin sich Standes- und Berufsverschiedenheit zu einem Rassenunterschied steigerte und ein unduldsamer Sondergeist alle menschlichen Regungen erstickte, alle Triebe der Humanität niederhielt.« [1]) Und ferner: »So konnte denn die Scheidung der indischen Menschheit zu der abenteuerlichen Höhe geführt werden, dass heutzutage über 40 erbliche Kasten neben einander bestehen, im Auseinanderfallen der Menschengattungen, das zuletzt den Blutumlauf völlig zu unterbinden, das pulsirende Leben zu hemmen drohte.« Wie gesagt, Weber giebt in diesem Satze getreulich denjenigen Anschauungen Ausdruck, die wir bei allen »Welthistorikern« und auch in den Fachwerken über Indien, bei Lassen, Zimmer, Haug, etc.

---

eines Stammes« zu besondern Stämmen und Völkern. Mit dieser monogenistischen Anschauung stimmt auch bei Lassen wie überall eine ganz idillische Vorstellung über die Art und Weise dieser ersten Verbreitung jener »Zweige eines Stammes«. »Für die älteste Zeit der Völkerverbreitung, als noch weite Strecken der Erde frei und unbesetzt waren (?) darf man wohl eine friedliche (!) Verbreitung der Völker annehmen. So wie die Nachkommen zahlreicher wurden, die Geschlechter zu Stämme heranwuchsen, wurden Answanderungen nöthig; diese waren leicht, so lange die Völker vorzüglich vom Ertrage ihrer Heerden lebten, nur wenig Ackerbau hatten und überall wo sie hinkamen, frischen Boden für ihre Aussaat fanden.« (I 656, 640). So idillisch verlief die Sache nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil wie wir das schon oft erwähnten, der Boden allein die Einwanderer nie befriedigt hätte — zum Boden suchten sie vielmehr immer die Knechte die ihn bearbeiten sollten — und desshalb spielte sich die Besitznahme neuen Landes nie so harmlos ab, wie es Lassen und alle Historiker schildern.

[1]) Weber II 257.

finden. Diese Anschauungen, nothwendige Consequenzen der einen monogenistischen Grundanschauung, sind irrthümlich.

Die »indische Menschheit« war in den Urzeiten viel mehr gespalten als sie es in späteren Jahrhunderten war, und als sie es heute ist; nicht das durch »äufsere Gesetzgebung« eingeführte Kastenwesen hat den »Rassenunterschied gesteigert« und ein »Auseinanderfallen der Menschengattungen« herbeigeführt: sondern das Kastenwesen ist ein Denkmal einstiger Rassenunterschiede und erhält dieselben theilweise; die Menschheit aber fällt nicht in Gattungen auseinander, sondern schmilzt immer mehr zusammen und die geschichtliche Entwicklung Indiens, wie jedes andern Staates hat durch jahrtausendealten socialen Amalgamirungsprozefs nicht das Auseinanderfallen, sondern das Zusammenschmelzen befördert — freilich hat letzteres eine Grenze und der Staat kann im strengen Sinne des Wortes nie ein einziger syngenetischer Kreis werden wie ihn Socialisten und Communisten träumen und wie er als ideale Anschauung den Lehren Buddha's und Christi zu Grunde liegt.

Was aber den »unduldsamen Sondergeist« anbelangt der angeblich ein Resultat des Kastenwesens sein soll und alle »menschlichen Regungen erstickt« so war derselbe in der Urzeit gewifs viel mächtiger — weil er da zwischen den unzähligen menschlichen Horden und Schwärmen herrschte und in den Verhältnissen zwischen diesen einzelnen Gruppen überhaupt keine »menschlichen« Regungen aufkommen liefs: man sah sich gegenseitig als Thiere an und behandelte sich ganz darnach. Das Kastenwesen ist nur noch ein Rest jener Verhällnisse und der Sondergeist der Kasten die im Staate und in der volkswirthschaftlichen Arbeit von einander abhängen und aufeinander angewiesen sind und ihr Kampf mit einander im Staate, sind himm-

lische Harmonie im Vergleiche mit dem einstigen thierischen Hass und Abscheu der einzelnen vorstaatlichen Stämme und dem ewigen thierischen Vernichtungskrieg dieser Rassen gegen einander.

Dass aber diese ursprünglichen Verhältnisse im Staate nicht ganz schwinden können, rührt daher, weil sie eben tief in der Natur der Menschen und der Rassen begründet sind: doch ist der Staat diejenige Institution, welche, so viel diess die Natur der Sache zulässt, jene ursprünglichen thierischen Verhältnisse der Rassen zu einander mildert.

Aber befangen in falschen monogenistischen Anschauungen und den sich aus denselben ergebenden irrthümlichen Auffassungen der staatlichen Institutionen: sind die Historiker Indiens geneigt für das indische Kastenwesen mit all den, die Sonderung der Kasten von einander schützenden Normen und Satzungen, die brahmanische Gesetzgebung verantwortlich zu machen. »Das alles hatten die Brahmanen, das Gesetz Manu's verschuldet.« Nichts ist irrthümlicher als diese Behauptung. Die brahmanische Gesetzgebung, unter dem Schutze der am Ganges gegründeten und zur Blüthe gelangten Herrschaftorganisationen zu Stande gekommen, ist nichts mehr als eine treue Photographie der durch die geschichtliche Entwicklung und die realen Verhältnisse entstandenen Lebensordnungen. Die Brahmanen und Manu haben nichts festgesetzt: sie haben nur das sich festgesetzte aufgezeichnet. Allerdings werden sie ihren Codex der Sitte in eigenem Interesse aufgezeichnet haben, damit sie die gewordene Ordnung, die ihnen günstig war, womöglich stabilisiren: dass sie aber damit die treibenden Mächte des Lebens nicht bannen, dass sie die gewaltige Strömung der Geschichte nicht zurückstauen konnten, das beweist ja am besten erstens die fortwährende Mischung der Kasten, die nach ihrem Gesetz wie vor demselben immer thatsächlich vor sich ging und die

gewordenen Ordnungen immer durchbrechend, immer neue Ordnungen ſchuf; und zweitens das Auftreten Buddha's, eine Erſcheinung, welche ihrem Weſen nach für ein gewiſſes vorgeſchrittenes Stadium der Entwicklung jedes Staatsweſens und jeder Culturwelt typiſch iſt, wenn ſie auch nach Zeit und Umſtänden verſchiedene Formen annimmt.

Was die fortwährende Miſchung der Kaſten anbelangt, ſo ſind daraus freilich nach den Satzungen der Brahmanen neue Miſchkaſten entſtanden, deren Verhältniſſe zu den andern Kaſten minutiös feſtgeſetzt waren: doch iſt es leicht einzuſehen, daſs fortgehende Miſchung zwiſchen den verſchiedenen Kaſten und Miſchkaſten ſchlieſslich trotz aller prieſterlichen Satzung das groſse Naturgeſetz der Amalgamirung zur Geltung bringt und daſs, wenn auch die Kaſtenform und die Scheidung geſetzlich aufrechterhalten wird mit dem immer weitern Kreiſe und heterogene Elemente durchflieſsenden Blutſtrome auch ein gemeinſamer Geiſt neue weitere Kreiſe beſeelt und die Nation mit einer Schichte von Intelligenz bedeckt die ſo zu ſagen das Haupt derſelben bildet — für dieſelbe denkt und handelt und jene geiſtigen Werke ſchafft, die als Nationalwerke das Andenken der Nation verewigen.

Und nun gelangen wir zum Zenith der alten Geſchichte Indiens — zu Buddha.

Die höchſte Cultur die nur ein Volk in einem geordneten Staatsweſen erreichen kann, war erreicht. Geſetz und Recht regelten das Leben der Staatsgenoſſen. Die Gliederung des Volkes in Kaſten zeichnete jedem die Bahn ſeines Lebens. Den Thron der Fürſten umgab Pracht und Luxus — die Kaſte der Prieſter und die der Krieger ſtanden neben dem Throne und führten ein behagliches Leben, allerdings auf Koſten des Volkes; doch hatten die Kaſten der Gewerbe-, Handel- und Ackerbautreibenden

ihre gesetzlich ihnen garantirten Rechtskreise, innerhalb welcher sie sich frei bewegen konnten. Wohl gab es zahlreiche niedrige, dienende Kasten, deren Leben ein Arbeiten für Andere war — doch ward auch diesen Kasten ein Trost in religiösen Verheissungen, so dass auf die Noth ihres Lebens hie und da ein Strahl der Hoffnung, ein Götterfunke der Freude fiel.

Was nun in einem solchen Staatswesen nicht ausbleiben kann, trat auch in Indien ein. Immer weitere Kreise ergriff die Erkenntniss der Wahrheit. Der Geist erwachte — die Aufklärung dämmerte. Ihr Schein erhellte die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter; sie weckte Aspirationen die nicht erfüllt werden können; sie zeigte den Mächtigen die Eitelkeit und Leerheit ihres Glückes, den Armen die Fruchtlosigkeit ihres Strebens. Eine tiefe Gährung der Unzufriedenheit und des Weltschmerzes bemächtigte sich der Gemüther — ein tiefes Sehnen nach Erlösung ergriff die Fühlenden und Denkenden in Palast und Hütte — es kam jener immer wiederkehrende Moment und jene Stimmung, wo eine geistige Umwälzung, eine Revolution unausbleiblich ist — wo ein Erlöser erscheinen muss, weil alle nach ihm sich sehnen und ihn erwarten, wo eine erlösende Idee auftauchen muss, weil alle Geister sie herbeiwünschen.

Eine solche Stimmung kann zweierlei Erscheinungen hervorbringen, je nach dem der unwiderstehliche Drang nach Erlösung sich mit der optimistischen Anschauung, mit der Hoffnung vereint einen besseren Zustand der »Gesellschaft« herbeiführen zu können, mit der Energie die es unternehmen will ein besseres Dasein hier auf Erden zu gründen und zu stiften; (französische Revolution, Socialismus, Communismus) oder mit der Erkenntniss des wahren Grundes des Uebels, mit der Erkenntniss der Unzulänglichkeit der nothwendigen Bedingungen des menschlichen Lebens be-

hufs Erreichung des Glückes und mit der Resignation auf dieses Leben selbst und seine Güter als einzigen Mittels sich Ruhe und Frieden zu verschaffen und das Glück des Lebens leichter entbehren zu können.

Letzteres war in Indien der Fall; und die Verkörperung dieser Erscheinung war Buddha. Ihn und seine Anhänger beseelte »das lebendig gefühlte und in klarem Ausdruck befestigte Bewufstsein, dafs alles irdische Sein voller Leiden ist, und dafs es nur eine Erlösung vom Leiden giebt, Entsagen und ewige Ruhe.« [1])

Dahin hatte es die glänzende Culturentwicklung des indischen Staatswesens gebracht. Alle Gebiete geistigen Lebens waren der Reihe nach durchkostet — hohe Sitte, durchgebildetes Recht, Wissenschaft und Kunst hatten geblüht und abgeblüht — und aus allen diesen Quellen geistiger Erkenntnifs erwuchs die Lehre Buddha's von dem »Erlöschen des Begehrens, vom Aufhören des Verlangens, vom Ende, von Nirvana.«

Diese Lehre war nun in ihren Consequenzen und in ihrer Anwendung eine entschiedene Opposition, eine Verläugnung des brahmanischen Staatswesens; was durch Jahrausende auf blutdurchtränkten Gefilden erbaut, was mit dem »Schweifs der Edelsten« errungen wurde: das sollte nun aufgelöst werden und in Nichts zerfliefsen. Denn also lautet Buddha's Lehre: »Ihr Jünger, wie die grofsen Ströme so viel ihrer sind, die Ganga, die Jamuna, die Aciravati, die Sarabhu, die Mahi, wenn sie den grofsen Ocean erreichen, ihren alten Namen und ihr altes Geschlecht verlieren und nur den einen Namen führen, »der grofse Ocean«, so auch ihr Jünger, diese vier Kasten, Adlige und Brahmanen, Vaycja und Cudra, wenn sie nach der

---

[1]) Hermann Oldenburg: Buddha. Bd. 1881. Einl.

[1]) l. c. S. 122 aus Mahâvagga I 5. 2.

Lehre und dem Gesetz das der Vollendete verkündet hat, ihrer Heimath entsagen und in die Heimathlosigkeit gehen, verlieren sie den alten Namen und das alte Geschlecht und führen nur den einen Namen, Asketen, die dem Sohne des Sakyah anhangen.« [1])

Für eine solche Lehre war der Boden gut vorbereitet — Schaaren von Jüngern streuten die Keime über weite Gebiete aus — der Grundsatz der Gleichheit aller Menschen, der Nächstenliebe und Mildthätigkeit gegen Alle ward gepredigt und überall hin verkündigt; das Rein-Menschliche, nein! das Rein-Seelische und Geistige ward auf den Thron erhoben — die Kraft des indischen Staates war gebrochen. [2]) Nun begann die

---

[1]) Daselbst S. 154.

[2]) Wir deuteten es schon an, dass solche »Lehren« wie die Buddhas auf einer gewissen Entwicklungsstufe jeder Nation sich aus den Verhältnissen mit Nothwendigkeit ergeben und daher immer wiederkehren. Solche Verhältnisse waren es, unter denen in Judäa die Lehre Christi auftauchte; die arabische Welt begrüsste in einem ähnlichen Momente ihrer Entwicklung die Lehre Mohameds und Europa die »Prinzipien der grossen Revolution«. Eine andere Frage freilich ist es ob diese immer bei gleichen welthistorischen Veranlassungen wiederkehrenden Lehren von der Gleichheit der Menschen, von der »Einkindschaft Gottes« u. dgl. wirklich von Dauer und Bestand und nachhaltiger Wirksamkeit sind? Letzteres ist nun keineswegs der Fall und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Lehren der thierischen Natur der Massen zuwider laufen, daher ihre Herrschaft im besten Falle nur nominell bleibt — und in der Praxis sich fortwährend zu Concessionen an die wildesten Instincte der Massen verstehen muss. Diese letzteren aber sind im Grunde für alle »Heilslehren« taub und kehren sie immer in ihr Gegentheil um indem sie aus denselben nur den Vorwand zur Ausrottung der »Ungläubigen« nehmen. Denn nichts wurzelt so tief in der Natur der Massen wie die gegenseitige Mordlust, und der unsinnigste Vorwand wird immer als genug stichhältig und vernünftig anerkannt, wenn er diesem Bedürfnisse der Massen entgegenkommt. Nichts aber stachelt die Mordlust so nachhaltig an, nichts beruhigt dabei so sehr das Gewissen der Massen als die Vorstellung einer Rassenverschiedenheit in der vulgären, falschen Bedeutung dieses Wortes

innere Auflöſung, der politiſche Niedergang des altindiſchen Staatsweſens, ein Niedergang der ſich gewiſs ſchneller vollzogen haben würde, wenn nicht die geſchützte geographiſche Lage Indien für fremde Eroberer ſo ſchwer zugänglich gemacht hätte.

---

als einer heterogenen Abſtammung, namentlich wenn dieſe vermeintliche Thatſache geſtützt und aufrechterhalten wird durch ſociale oder nationale Verſchiedenheit. Eine ſolche Vorſtellung liefert daher den Maſſen immer den beſten Vorwand ſich gegenſeitig todtzuſchlagen — und zwar mit beſtem und ruhigſtem Gewiſſen. Trotzdem alſo ſeit Jahrhunderten bei Juden, Chriſten und Mohamedanern der Monogeniſmus und ſeine ethniſchen Conſequenzen (Gleichheit, Brüderlichkeit, Nächſtenliehe etc.) kirchlich-officiell die herrſchende Lehre iſt: ſo iſt doch im geſchichtlichen Leben der (officiellen) Bekenner dieſer Lehren nichts, aber auch gar nichts, von deren Beherzigung und Befolgung zu bemerken. Man betrachte die Dinge unparteiiſch und vorurtheilsfrei! Iſt nicht jedes Blatt der Geſchichte der chriſtlichen Völker Europas eine Beſudelung des Evangeliums? — Wird denn nicht Chriſtus täglich und ſtündlich vor unſern Augen ans Kreuz geſchlagen? Erleidet er nicht täglich und ſtündlich vor unſern Augen einen ſchlimmern moraliſchen Märtyrertod als er ihn ſeinerzeit von einer rohen Maſſe erlitten?

Und wie kurz friſteten ihr Daſein die evangeliſch angehauchten Grundſätze der franzöſiſchen Revolution von Menſchengleichheit — Freiheit und Brüderlichkeit? Und wo ſie auch längere Zeit in den oberſten Paragraphen der Constitutionen eine ſcheinbare Geltung bewahrten und bewahren, iſt da ihre Herrſchaft nicht lediglich nominell? Wer kann das leugnen?

Was aber thatſächlich und dauernd in der Welt die oberſte Herrſchaft führt, das ſind ganz andere Lehren, ganz andere Grundſätze die der thieriſchen Natur der Maſſen beſſer behagen. Nicht Buddha's Lehren, nicht Chriſti Worte, nicht die »Grundſätze« der franzöſiſchen Revolution durchhallen das Kampfgetöſe der Völker — da tönt es laut: Hie Arier, hie Semite, hie Mongole; hie Europäer, hie Aſiate; hie Weiſser, hie Färbiger, hie Chriſt, hie Muſelmann, hie Germane, hie Romane, hie Slave und ſo fort in tauſend Variationen. Und unter ſolchen Schlachtrufen ſtürzen die Maſſen blutlechzend aufeinander, unter ſolchen Schlachtrufen wird Geſchichte gemacht, wird Menſchenblut in Strömen vergoſſen — auf das ſich ein weltgeſchichtliches Naturgeſetz vollziehe von deſſen Erkenntniſs wir noch weit entfernt ſind.

Es bedurfte der Kühnheit und Waghalſigkeit eines Alexanders des Groſsen, auf daſs die Ruhe Indiens von auſsen geſtört werde. Auf einen ernſtlichen Widerſtand aber im Lande ſelbſt, ſtieſs Alexander nicht — und wenn er nicht weiter als bis zum Hyphaſis kam (Vjàsa) ſo war das nicht das Verdienſt indiſcher Vertheidigungskraft, ſondern vielmehr Folge der natürlichen Ueberanſtrengung des macedoniſchen Heeres und der Unmöglichkeit in einem ungewohnten Klima länger zu verbleiben. Doch bahnte Alexanders Eroberungszug dem griechiſchen Handel einen breiten Weg nach Indien und es begann die friedliche Ausbeutung des Landes, die Beſiedlung desſelben durch griechiſche Kaufleute und die Verpflanzung abendländiſcher Culturelemente an die Ufer des Indus und Ganges.

Aber auch andern Eroberern war nun der Weg gewieſen. Ein Nachfolger Alexanders wiederholte den Eroberungszug nach Indien, drang bis an den Unterlauf des Ganges (bis Patna) vor und erzwang eine Contribution von 500 Elephanten. Baktriſche und ſyriſche Herrſcher, ſodann die Skythen unternahmen Eroberungs- und Plünderungszüge nach Indien. Doch erſt den Arabern ſollte es als bleibende Beute zufallen.

»Mit den Heeren der mohamedaniſchen Eroberer zogen Kriegerſchaaren von verſchiedener Herkunſt in Indien ein und gewannen dort bleibenden Beſitz; Türken, Perſer vorzüglich Afghanen.« [1]) Nun wurde unter mohamedaniſch-arabiſcher Herrſchaft die altindiſche Cultur der Arier völlig erdrückt — an ihre Stelle trat die von Arabien und vom Sitz des Chalifates aus ſich nach drei Welttheilen ausbreitende ſogenannte »ſemitiſche« Cultur.

Nach einem halben Jahrtauſend hatte ſich aber auch dieſe auf indiſchem Boden ausgelebt — Mongolen eroberten

---

[1]) Laſſen l. c. I 420.

Indien richteten ihre Herrſchaft auf und der »ariſchen« und »ſemitiſchen« folgte nun eine »turaniſche« Cultur. Ihr Mittelpunkt war die Reſidenz des Groſsmoguls in Delhi. Dieſe Herrſchaft würde gewiſs viel länger gedauert haben als es der Fall war, wenn nicht ein Ereigniſs eingetreten wäre, welches die natürlichen Bedingungen der Sicherheit Indiens aufhob — wir meinen die Entdeckung des Seeweges von Europa nach dem ſtillen Ocean. Damit war einer erobernden »Raſſe«, den Europäern der Weg nach dem mit natürlichen Schätzen geſegneten Lande gewieſen. Und nun begann ein neuer Kampf, jahrhundertelang bis heutzutage mit Liſt und Gewalt geführt. Wie einſt die »ariſche« Raſſe, die über die nördliche Bergkette nach Indien eindrang, aus vielen Stämmen beſtand, von denen mehrere eigene Fürſten hatten und wie dieſe Erobererſtämme die alle gegen die Dasyus zogen, gelegentlich ſich auch gegenſeitig bekriegten: ganz ſo war es jetzt mit der »europäiſchen« Raſſe der Fall, die nach Entdeckung des Seeweges auf ihren Flotten Indien von der Seeſeite her zu erobern ſich anſchickte.

Denn auch dieſe beſtehen aus vielen »Völkern« und »Nationen« die von vielen Königen beherrſcht werden und n deren Sitten, Gebräuchen, Sprachen, gewiſſe untergeordnete Unterſchiede wahrnehmbar ſind. Den Indiern aber, den Einheimiſchen ſind ſie alle nur »eine« verhaſste, räuberiſche »Raſſe« und wenn, wie es bis in unſere Tage oft der Fall war, der Groll der Einheimiſchen ſich in blutigem Aufſtand Luft macht, dann gilt derſelbe ohne Unterſchied nur dieſer einen feindlichen Raſſe, den Europäern. Die erſten nun von den Europäern, welche die Eroberung Indiens von der Seeſeite in Angriff nahmen, waren die Entdecker des Seeweges dahin, die Portugieſen, (Anfang des 16. Jahrh.) und zwar begannen ſie dieſe Eroberung nach europäiſcher Weiſe zuerſt auf friedlichem Wege

als Kaufleute, indem ſie Factoreien und Colonien anlegten »zu derem Schutz« ſodann Feſtungen erbaut wurden, die man mit europäiſchen Geſchützen und gut bewaffneten Kriegern verſah. Den Portugieſen folgten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer, ſodann die Engländer und auch die Franzoſen. Die befolgte Methode war immer dieſelbe — Handel, Factoreien, Colonien, geſchickte Unterhandlungen, Anlage von Feſtungen und nach langem friedlichen mit aller Liſt einer überlegenen Cultur geführtem ſtillen Kampfe ſchlieſslich offene Gewalt. Auf dieſe Weiſe gelang es endlich den Engländern ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Herrſchaft in Indien zu begründen, in deren Gefolge nun »europäiſche Cultur« in Indien immer weitere Verbreitung findet. — Ob aber dieſe Herrſchaft der Europäer in Indien eine dauernde ſein wird, das hängt von dem Verhältniſs dieſer zwei Raſſen, der »Europäer« und der »Hindus« zu einander ab, — und ſpeciell davon, wie ſich der Gegenſatz dieſer beiden Raſſen geſtalten wird. Gelingt es, dieſen Gegenſatz wenigſtens in ſolchem Maaſse auszuſöhnen, daſs die beſten Elemente des Landes geeint der beherrſchten Maſſe gegenüberſtehen, dann kann dieſe Herrſchaft lange dauern; gelingt dieſes nicht, ſo kann der dauernde Raſſengegenſatz, wenn er von intelligenten einheimiſchen Elementen zu einem Raſſenkampfe klug verwerthet und ausgenützt wird, für die herrſchenden Europäer einſt noch verhängniſsvoll werden.

---

45. China.

Je weniger bekannt die Geſchichte China's war, deſto mehr eignete ſich dieſes Land als Object für alle möglichen geſchichtsphiloſophiſchen Conſtructionen. Da man nun von

der Anſchauung ausgieng, daſs das Menſchengeſchlecht aus einer Familie ſeinen Urſprung ableite, ferner daſs die Urzeiten die Stufe des »patriarchalen« Familienlebens waren; China aber als der älteſte Staat gilt: ſo übertrug man auf dieſes alle die geſchichtsphiloſophiſchen Vorſtellungen von einem patriarchaliſchen Familienſtaat. Und es iſt merkwürdig mit welcher Zähigkeit dieſe grundfalſche Vorſtellung feſtgehalten wurde und noch heutzutage feſtgehalten wird — wiewohl die heutige Kenntniſs der Geſchichte China's hinlänglich thatſächliches Material liefert, welches jene Vorſtellung als unrichtig erweiſt. Und trotzdem ſchon vor hundert Jahren Herder ſehr ſkeptiſch die Berichte der Miſſionäre reproducirt, daſs »das ganze Staatsgebäude (China's) in allen Verhältniſſen und Pflichten der Stände gegen einander auf Ehrerbietung gebauet iſt, die der Sohn dem Vater und alle Unterthanen dem Vater des Landes ſchuldig ſind, der ſie durch jede ihrer Obrigkeiten wie Kinder ſchützt und regieret« und gegen dieſe idealiſirende Darſtellung die Thatſachen der chineſiſchen Geſchichte als Zeugen anruft: [1]) hat doch Hegel wieder die falſche Vorſtellung, daſs der chineſiſche Staat eine groſse »Familie« ſei, auf lange Zeit zu Ehren gebracht. [2]) Und warum ſollte übrigens die europäiſche Menſchheit an dieſes ſchöne Ideal nicht glauben, wenn ſogar glaubwürdige neuere Reiſende, die China aus eigener Anſchauung kennen lernten, die Exiſtenz dieſes Ideal's in der Mitte Aſiens beſtätigten? Dieſs that unter anderen der franzöſiſche Miſſionär Huc,

---

[1]) »Wie oft, ſchreibt Herder, haben die Kinder des Reiches ihren Vater vom Throne geſtoſsen? wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewüthet?«

[2]) »Auf dieſer ſittlichen Verbindung allein (der Familie) beruht der chineſiſche Staat uud die objective Familienpietät iſt es die ihn bezeichnet.« Hegels Philoſ. d. Geſchichte S. 119. (Nach Vorleſungen aus den 20ger Jahren.)

der in den vierziger Jahren China bereiste. Man urtheile selbst: »Die Idee der Familie, schreibt Huc, ist das Hauptprinzip, welches dem chinesischen Staatsverbande als Basis dient. Die kindliche Liebe immer und ewig der Gegenstand moralischer und philosophischer Abhandlungen, welche immer wieder durch die Proclamationen der Kaiser und Ansprachen der Mandarinen anempfohlen wird, ist die Grundtugend geworden, aus welcher alle anderen entspringen. Dieses Gefühl, welches man sorgfältig auf alle Weise rühmt und preist, das sich sogar so zu sagen bis zur Leidenschaft steigert, bestimmt alle Handlungen im Leben, (!) kleidet alle Formen ein und ist der Grundpfeiler der Sittlichkeit. Jeder Eingriff in Obrigkeit, Gesetze, Eigenthum und Leben des Nächsten wird als Verbrechen der Kinder gegen den Vater betrachtet. Jede tugendhafte Handlung dagegen, Aufopferung gegen Unglückliche, Ehrlichkeit im Handel, Muth in der Schlacht, alles das sind Beweise der kindlichen Liebe; ein guter oder schlechter Bürger zu sein besagt dasselbe wie ein guter oder schlechter Sohn sein.

Der Kaiser ist die Personification dieses Grundprincipes, welches die verschiedenen Schichten dieser ungeheuren Masse von dreihundert Millionen Menschen beherrscht und mehr oder weniger tief durchdringt.« [1])

Und obwohl auch bei Huc selbst, noch mehr aber in den seither so zahlreich veröffentlichten Berichten und Werken über China des Thatsächlichen genug enthalten ist, um die Vorstellung von dem patriarchalischen Zustand des chinesischen Staates als eine irrige zu erweisen: so entspricht es doch so sehr dem Bedürfniss des menschlichen Gemüthes sich doch irgendwo in der Welt einen

---

[1]) Huc, das chinesische Reich. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1856, Seite 51.

idealen Zuſtand als wirklich exiſtirend zu denken, daſs man noch heutzutage in ernſten geſchichtlichen und geſchichtsphiloſophiſchen und culturhiſtoriſchen Werken immer wieder das alte Lied von der groſsen chineſiſchen Staatsfamilie leiert.

So ſchreibt z. B. ganz neuerdings wieder Dierks (ein Beiſpiel ſtatt unzähliger!):

»Der ſtaatliche Organiſmus baſirt bei ihnen allen auf der gleichen natürlichen Grundlage, auf dem einfachſten Ausdruck des Geſellſchaftstriebes, der Familie. Selbſt das ungeheure chineſiſche Reich hat dieſe primäre Geſellſchaftsform beibehalten und iſt nichts anderes als eine einzige groſse Familie. Das patriarchaliſche Staatsleben hat ſich überall rein erhalten.«[1])

Eine zweite allerdings leichter zu rechtfertigende, doch gewiſs nicht minder falſche Vorſtellung in Betreff China's iſt die von der Stabilität und Stagnation ſeiner Cultur, von der Unbeweglichkeit und dem Mangel der Entwicklung des chineſiſchen Staates und Volkes. Auch in dieſem Puncte wird ſeit hundert Jahren dieſelbe Phraſe mit Vorliebe wiederholt. Damals ſchrieb Herder: »Das Reich China iſt eine balſamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf iſt wie das Leben der ſchlafenden Winterthiere.«

Ein halbes Jahrhundert darauf offenbarte Hegel die Urſache dieſer Unbeweglichkeit China's — »denn, meinte er nach ſeiner Weiſe, da der Gegenſatz von objectivem Sein und ſubjectiver Daranbewegung (in China) noch fehlt, ſo iſt jede Veränderlichkeit ausgeſchloſſen, und das Katariſche, das ewig wieder erſcheint, erſetzt das, was wir das Geſchichtliche nennen würden.« An dieſer Erklärung ſcheint

---

[1]) Dierks, Entwicklungsgeſchichte des Geiſtes der Menſchheit, Berlin 1881, Bd. I S. 86.

man groſsen Gefallen gefunden zu haben, denn ſeit der Zeit ſpukt die chineſiſche »Starrheit« und »Unbeweglichkeit« und der Mangel jeder Entwicklung in allen Geſchichtsbüchern und Culturgeſchichten.

Und auch Dierks (um wieder einen neueſten zu citiren) glaubt feſt daran, »daſs China überhaupt nicht weiter fortgeſchritten ſei, ſondern in dem Zuſtand beharrt habe, in dem es ſich in den erſten Zeiten ſeiner Exiſtenz befand.« (!) [1])

So wird Geſchichte gemacht und ſo wird die Anbetung ſelbſtgeſchaffener Idole betrieben!

Eine objective und nüchterne Betrachtung hingegen der Thatſachen der chineſiſchen Geſchichte läſst in derſelben und auch im chineſiſchen Staate nichts weſentlich von der Geſchichte und von ſtaatlichen Ordnungen anderer Nationen Verſchiedenes entdecken. Eadem aliter — aber immer eadem! und wie ſollte es denn auch anders ſein — geht die Sonne in China anders auf als in andern Ländern, wachſen die Pflanzen dort anders? iſt es nicht derſelbe Naturprozeſs der Geſchichte der ſich ſeit den Urzeiten zwiſchen den verſchiedenen Horden und Stämmen, die ſich dort zuſammenfanden und aufeinander trafen, abſpielte — derſelbe wie überall, wenn auch vielleicht in etwas verſchiedener localer Färbung. Denn eine andere Verſchiedenheit als die der localen Färbung kann es zwiſchen der Geſchichte der verſchiedenen Staaten gar nicht geben — das Weſen derſelben bleibt ſich immer gleich — der Verlauf dieſes Prozeſſes iſt immer derſelbe

---

[1]) Dierks l. c. I 103. Uebrigens haben die »Philoſophen« auch vom Orient mit groſser Zähigkeit immer die Phraſe wiederholt, daſs er im Gegenſatz zur »Mannigfaltigkeit uud Beweglichkeit« des Occidents nur »Einheit, Monotonie und Starrheit« ſei. Vrgl. Niebuhr Aſſur und Babel S. 170.

und dafs er es auch in China war, das wollen wir in Kürze hier nachweifen.

Den Anfang des gefchichtlichen Lebens in den Thälern und Niederungen des Wang-ho und Jang-tse-Kiang kennen wir nicht. Für uns beginnt das was wir chinefifche Gefchichte nennen, mit der Begründung der Herrfchaft der Ur-Chinefen fo zu fagen in diefen Gebieten. Diefe Herrfchaftsbegründung vollzog fich am Wang-ho und Jang-tse-Kiang, felbftverftändlich ganz ebenfo wie auf allen andern Punkten des Erdballs, wo es nur zu einer Herrfchaftsbegründung kam.

Die »Ureinwohner« diefer Länder, d. h. diejenigen, die nach dem Stande unferer heutigen Gefchichtskenntnifs uns als die Ureinwohner erfcheinen, waren durch die grofse Fruchtbarkeit diefer Gebiete zu einem fefshaften Leben angeleitet und verfchafften fich ihren Unterhalt aus einem ganz primitiv betriebenen Ackerbau. Dafs fie in eine grofse Zahl von Stämmen getheilt waren, die gelegentlich auch gegenfeitig fich bekämpften, darauf deuten viele Nachrichten hin — auch erklärt diefer Zuftand die Befchaffenheit des Landes, denn die in dem gebirgigen Theil desfelben anfäfsigen Stämme, deren Exiftenzbedingungen fchwieriger waren, werden die in den fruchtbaren Thälern und Niederungen anfäfsigen gewifs oft der Beute wegen heimgefucht haben.

Diefe fruchtbaren Gebiete nun am Wang-ho und Jang-tse-Kiang wurden wie es scheint, schon gegen Ende des dritten Jahrtausends vor Christi von einem kriegerifchen Nomadenvolk von Weften her überzogen und die dafelbft anfäfsige Bevölkerung wurde nach vielen Kriegen und Kämpfen überwältigt und unterworfen.

Neuere Forschungen haben es faft zur Evidenz erwiefen, dafs die Ursitze diefer Eroberer in Central-Afien, in den einft fruchtbaren Oasen am Südrand des »Tarym-

Beckens« ſich befanden. [1]) Jenes weite Steppenland Central-Aſiens zwiſchen dem Küen-lin und dem Tien-Schan war nämlich ſeit jeher die Heimat einer groſsen Zahl nomadiſirender Stämme von »verſchiedener Raſſe«, welche ſich noch im 2. Jahrhundert vor Chriſti nach chineſiſchen Berichten in die dort damals noch ſehr zahlreichen Oaſen theilten und durch Sandwüſten von einander getrennt waren. [2]) Dort lebten auch im 3. Jahrtauſend vor Chriſti die Vorfahren des chineſiſchen Erobererſtammes und zwar wahrſcheinlich in Nachbarſchaft mit andern Raſſen die ſich ſpäter nach andern Weltgegenden nach Weſten, nach Süden und Südweſten hin ergoſſen.

»Wohl dürfen wir annehmen, ſagt Richthofen, daſs derſelbe innewohnende Zug, welchen in ſpäterer Zeit die überſchwellenden Maſſen aus Centralaſien hinaustrieb, ſchon von früh an ſich geltend machte. Nach Oſten, nach Süden, nach Weſten wird es ſie gedrängt haben; denn der kalte Norden war nicht einladend. Aber im Oſten lagen unwirthliche von wehrhaften Völkern beſetzte Waldgebirge; den Weg nach Süden verſchloſſen gewaltige Bodenanſchwellungen. Nur im Südoſten bot China der Wanderung ein erwünſchtes Ziel; und dort hinein mag manche Völkerfluth geſtrömt ſein bis diejenige der Chineſen wahrſcheinlich vom Tarym-Becken aus erfolgte . . .« [3])

Die Erinnerung an dieſe Einwanderung lebt noch heutzutage in der chineſiſchen Sage von dem Kaiſer Hwang-ti [4]) dem zweiten Nachſolger des erſten mythiſchen Herrſchers To-hi, welcher letzterer um 2900 v. Chr. geherrſcht haben ſoll und dem die Erfindung der Schrift zugeſchrieben wird.

Dieſer nach China nun eingedrungene Erobererſtamm der »Chineſen« gründete in den »von Ueberfluſs ſtrotzen-

---

[1]) Richthofen: China Berlin 1877 I S. 415. [2]) Daſ. I 48.
[3]) Daſ. I 47. [4]) Daſ. 428.

den Thälern« einen Staat der anfangs klein an Umfang, im Laufe der Jahrhunderte zu der heutigen Gröfse und zu feiner heutigen Cultur gelangte. Es war aber kein leichtes Stück Arbeit das fie zu beftehen hatten — allerdings eine Arbeit im Dienfte der Cultur, im Dienfte der höchften Ideen der Menfchheit und nachdem fie diefelbe in Jahrtaufenden glücklich bewältigten, kann man es wahrlich den Chinefen nicht übel nehmen wenn fie, nicht unähnlich den Europäern und gewifs nicht mit minderem Rechte als diefe, fich »als die Herren der Erde betrachten und es nicht faffen können, dafs andere Völker etwas erfunden haben follen das nicht urfprünglich von ihnen felbft ftamme.« [1])

Schon jenes Eindringen in ihre neue erft zu erobernde Heimat war ein fchwieriges Unternehmen, denn viele kleine Bergvölker ftanden im Wege und mufsten befiegt werden und auch die Stämme in der Ebene fetzten fich zur Wehr.

Diefe Kämpfe, bemerkt Richthofen, dürften in ähnlicher Weife aufzufaffen fein wie diejenigen auf dem Boden Indiens, welche in den vedifchen Gefängen gefeiert werden und durch welche die Arier fich am Indus und fpäter am Ganges ausbreiteten.« [2])

Mit der Einnahme des Landes hörten diefe Kämpfe noch lange nicht auf. Von den unterworfenen Stämmen mufsten ja nach dem die einen fich williger in die Knechtfchaft fügten, die anderen ihre Freiheit und Selbftändigkeit hartnäckiger vertheidigten, die einen wehrlos gemacht, die anderen unaufhörlich bekriegt und ausgerottet werden. Letzteres war nicht immer möglich, denn mancher kriegerifche Stamm behauptete lange in einzelnen Gebirgen feine Unabhängigkeit. Noch heutzutage, nach f ü n f J a h r t a u f e n d e n ift es den Chinefen nicht gelungen, einige Refte

---

[1]) 421. [2]) Dafelbst I 428.

jener Urbewohner ihrer Botmäſsigkeit zu unterwerfen. Die Miaotſe, ein tapferes Bergvolk in den Gebirgen der Provinz Kuei-tſcheu bereiten noch heutzutage der chineſiſchen Regierung fortwährende Verlegenheiten und halten einen Theil der chineſiſchen Heeresmacht immer im Schach. [1])

Im groſsen Ganzen aber iſt es den Chineſen gelungen, die unterworfene Bevölkerung dauernd zu beherrſchen, zu cultiviren und gröſstentheils zu einer einheitlichen Nation umzugeſtalten. »Rohes Material haben ſie vielfach aufgenommen und mit ſich verſchmolzen, theils ſolches das ſie uranſäſſig im Lande vorfanden, als ſie nach und nach deſſen verſchiedene Theile in Beſitz nahmen, theils ſolches das ihnen ſtammverwandt . . . aus den Steppen hereinſtrömte.« [2])

Alles dieſes aber geſchah zum geringſten Theil durch friedliche Mittel; ſchwerer und harter, jahrtauſendelanger

---

[1]) »Ehe ich die Stadt Nanhungſu verlaſſe, muſs ich das in ihrer Nähe lebende höchst merkwürdige Bergvolk der Miaotſe erwähnen, welches jahrhundertelang ſeine Unabhängigkeit behauptet und der chineſiſchen Regierung viele Unruhe verurſacht hat; die Miaotſe bewohnen hauptſächlich die Gebirgsreihe, welche die Provinz Kutſchan im Süden begrenzt; ein bedeutender Theil erſtreckt ſich jedoch bis zur Nordwestgrenze der Provinz Kanton dicht bis an die Stadt Lientſchau. Dieſe letztere ſchlugen erſt im Jahre 1832 den Vizekönig von Kanton und tödteten mehr als zweitauſend Mann vom chineſiſchen Heere. Auch wird allgemein angenommen, daſs ſie niemals nachhaltig gezüchtigt worden ſind. Der Jeſuit Pater Perennin gibt in den Lettres idifiantes et curienſes eine ſehr korrekte Darſtellung dieſer merkwürdigen Bergvölker und der Politik, welche die Chineſen gegen dieſelbe verfolgen. Da die Regierung niemals im Stande geweſen iſt, eine Miotſe durch Waffengewalt zu unterjochen, hat ſie, um dieselbe in Schach zu halten, Städte und Forts am Fuſse derjenigen Päſſe errichtet, durch die ſie herabzukommen und die Ebenen zu verheeren pflegten. Dies verhindert jedoch ihre Einfälle nicht, welche ſogleich nach Peking berichtet und dort mit den Namen Rebellion und Aufruhr belegt werden, wie man jede Feindseligkeit gegen den Kaiser ſelbst von Seiten unabhängiger Völker zu nennen pflegt.» Davis China und die Chineſen, deutſch, Stuttgart 1847 IV. 210.

[2]) Richthofen I. 397.

Kämpfe bedurfte es um ein solches Culturwerk zu vollbringen. Und zwar waren diese Kämpfe von doppelter Art. Während nämlich der herrschende Stamm bemüht war seine Herrschaft im Innern des Landes zu befestigen und immer weitere Gebiete desselben seiner Herrschaft zu unterwerfen — denn nur allmälig gelangte er in den Besitz der heutigen 18 Provinzen —: ward diese seine Arbeit im Innern ab und zu von Einfällen der »Barbaren« unterbrochen, der »Kiu« d. h. der umherschweifenden Nomadenvölker die bald von Westen, meistens aber von Norden und Nordosten her in das Reich einfielen, mit Feuer und Schwert es verwüsteten und beutebeladen in ihre Steppen zurückkehrten oder gar auf längere oder kürzere Zeit eine barbarische Herrschaft daselbst aufrichteten. [1]) Es bedurfte in der That einer Reihe grosser Männer und kräftiger Herrscher um zugleich die innern Feinde niederzuhalten und die äussern abzuwehren. An solchen scheint es aber glücklicherweise China nicht gemangelt zu haben.

Die erste Aufgabe dieser Herrscher war jedenfalls eine innere politische Einigung China's zu begründen. Denn wenn auch der herrschende Stamm aus seinem Ursitze her mannigfache Elemente der Cultur in seine neuen Wohnsitze verpflanzte [2]) so scheint doch die erste staatliche Einrichtung wie das in solchen Fällen überall zu sein pflegt,

---

[1]) Davis I. 154.

[2]) »Von verschiedenen Gesichtspunkten aus leitet uns daher unsere Betrachtung zu dem Resultate, dass die Uranfänge der chinesischen Cultur, mit Ausnahme einer wenn auch wahrscheinlich nur unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seidenindustrie, wahrscheinlich nicht auf dem Boden China's zu suchen sind, sondern fern im westlichen Theil des Tangun-Beckens und zum Theil in Oasen, die längst nicht mehr existiren, die erste Entwicklung gemeinsam mit jenen Völkern stattfand, welche später von dem Oberlauf des Orus und Janavas aus die Cultur nach Persien, Chaldäa und Europa einerseits und nach Indien andererseits trugen; dass das von dort nach Osten gewanderte Volk seine Herrschaft

eine Art Lehensverfaſſung geworden zu ſein, aus der dann conſequenterweiſe ſich eine Zerſplitterung der Herrſchaft unter viele »Landesherren« herausbildete, was, ganz wie in einem ähnlichen Stadium der ſpäteren Entwicklung Europa's ein Element der Schwäche nach Auſsen begründete. So bietet uns denn die allerdings ziemlich lückenhafte und unſichere Geſchichte der erſten chineſiſchen Dynaſtien (der Hia von 2200 — 1760, der Schang bis 1122 ſodann der »kämpfenden Könige« bis 247 v. Chr.) ein Bild der innern Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen einander befehdenden Familien, Geſchlechtern und Feudalherren. Dabei können wir nach der Natur der Sache und nach Analogien in andern Zeiten und Ländern als gewiſs annehmen, daſs die einzelnen ſich befehdenden Fürſten und Geſchlechter eben nichts anderes ſind, als Repräſentanten einzelner Stämme und ſyngenetiſchen Verbände und daſs der Grund dieſer Kämpfe in dem Antagoniſmus dieſer letzteren unter einander zu ſuchen iſt.

Von Zeit zu Zeit gelang es einem kräftigen Fürſten über den Partikulariſmus der Landesherren und Vaſallen zu ſiegen: das kam dann dem groſsen chineſiſchen Gemeinweſen zu Statten. Da wurde die Verwaltung centraliſirt, die Sonderintereſſen der einzelnen Theile des Reichs muſsten dem Gemeinintereſſe weichen und eine gemeinſchaftliche Cultur half die widerſtrebenden Volkselemente zu einer immer einheitlicheren Nation verſchmelzen.

Ein ſolch wichtiger Zeitpunkt der chineſiſchen Geſchichte war die Herrſchaft Schi-wang-tis gegen das Jahr 250 v. Chr. Dieſem gelang es der Zerklüftungen und Spaltungen im Innern Herr zu werden. Freilich koſtete dieſe Pacification wie anders nicht leicht denkbar, Ströme Blutes;

über die wohl bevölkerten Thäler des Wei und des Hu sug-ho . . . ausbreitete und ſeine Cultur auf dasſelbe übertrug . . . .« Richthofen I. 428.

nicht nur die Häuptlinge der innern »Rebellionen« wurden hingerichtet, ganze Stämme, die ſich in die einheitliche Staatsordnung nicht fügen wollten, wurden ausgerottet.

Als die Ruhe im Innern hergeſtellt war, ſchritt Schi-wang-ti zur Sicherung der Grenzen des Reiches gegen die Einfälle der wilden Nomadenvölker, insbeſondere der Tataren. Zu dieſem Zwecke erbaute er bekanntlich die groſse chineſiſche Mauer, ein Rieſenwerk das nur durch die geniale Kraft eines groſsen ſtramm regierten Reiches hergeſtellt werden konnte. Andererſeits wieder wirkte dieſe Sicherung von Auſsen wohlthätig zurück auf das innere Regime. Denn »Abſperrung der Feinde im Aeuſseren war nöthig um . . . das Werk der Centraliſation zu befeſtigen«. Ein weiterer Erfolg beſtand darin, »daſs der Kaiſer groſse Heeresmaſſen endlich einmal unter einheitlicher Leitung verſammeln und das Werk der Abſorption der Gebiete der unabhängigen Stämme, welches die einzelnen Fürſten langſam und ſchrittweiſe im Laufe der Jahrhunderte fortgeführt hatten, nun mit einem Schlage um ein Bedeutendes fördern konnte. Dieſer Invaſion widerſtand keines der Völker, welche in den Thälern China's lebten; und wenn auch die Gebirgsbewohner zum groſsen Theil unangreifbar waren, ſo erhielt doch das Reich einen auſserordentlichen Machtzuwachs im Süden und Südweſten . . .« [1])

An dieſer Stelle ſei es uns geſtattet, eine Bemerkung einzuſchalten über die natürliche immer und überall ſich manifeſtirende Tendenz einer jeden Herrſchaft aus einer localen eine territoriale zu werden. Denn die erſte Begründnng einer Herrſchaft kann zunächſt immer nur eine locale ſein und muſs auf die Weiſe ſich vollziehen, daſs die erobernde Raſſe der beſiegten ſo zu ſagen den Fuſs

[1]) Richthofen I. 435.

auf den Nacken ſetzt. Das Herrſchaftsgebiet kann vorerſt nur ein kleines ſein, die Sieger und Herrſcher ſitzen den Beſiegten und Unterworfenen unmittelbar auf dem Halſe, die Sieger trauen ſich noch nicht auseinander zu gehen und ſich zu zerſtreuen und halten ihre Herrſchaft durch unmittelbar geübten Terroriſmus aufrecht. Erſt wenn die »ſchlechten Elemente« der Beſiegten zu Paaren getrieben und ausgerottet ſind und die Sieger es nur noch mit den »beſſeren«, den friedlicheren Elementen ihrer Unterworfenen zu thun haben: da verſuchen ſie es langſam und allmälig ſich auszubreiten, immer weiteren Boden zu gewinnen, ihre locale Herrſchaft in eine immer weitere territoriale umzuwandeln. Es hat nie und nirgends eine Herrſchaft gegeben in deren Entwicklung nicht dieſe natürliche Tendenz vom Localen zum Territorialen an den Tag getreten wäre, ja dieſe Tendenz iſt ſehr oft ſogar in eine Tendenz zur Univerſalität (zu Univerſalmonarchien) ausgeartet. Man denke nur an Perſien, an Alexander den Groſsen, an Rom, an Napoleon den erſten und an das heutige Ruſsland. Auch China ward im Laufe der Zeit von einer ſolchen Tendenz zu territorialer Vergröſserung, ja ſogar zu Univerſalherrſchaft (wie man ſie ſich eben damals vorſtellen konnte) umgewandelt. Es war das unter der Dynaſtie der Han (von 197 vor bis 220 n. Chriſti).

Die geographiſche Lage China's brachte es mit ſich, daſs ſich eine ſolche Tendenz nur in einer Richtung Luft machen konnte und zwar nach Weſten und Südweſten gegen das Caspiſche Meer und gegen Kleinaſien zu — denn im Oſten war es vom Meer begrenzt, im rauhen Norden war nichts zu holen und von der indiſchen Culturwelt im Süden trennten es unüberſteigliche Gebirge. Wie immer und überall aber war auch hier der Handel der Vorbote der Eroberung — dem chineſiſchen Kaufmanne der die Producte chineſiſcher Induſtrie in Mittel- und Vor-

derasien vortheilhaft abzusetzen suchte, folgten die eroberungslustigen Fürsten aus dem Geschlechte Han mit ihren Heeren. [1]) Bleibenden Erfolg aber konnte diese Eroberungspolitik desswegen nie erringen, da bei jedem Expansionsversuch nach Aussen die Unruhen im Innern sich zu regen begannen, und die Tataren ihre Einfälle erneuerten. Diesen letzteren gelang es auch in der That gegen Ende des 4. Jahrhunderts einige nördliche Provinzen China's in ihre Gewalt zu bekommen und dort ihre Herrschaft aufzurichten. Von da beginnt eine Periode des Zerfalles des altchinesischen Reiches, welche es auswärtigen Stämmen möglich macht, dasselbe zu überfluthen und zeitweilig ihre Herrschaft darüber zu üben. Denn als die Chinesen gegen die sie bedrückenden Tataren die Hülfe der Mongolen anriefen, erschienen diese letzteren, bezwangen aber nicht nur die Tataren, sondern auch die Chinesen und machten sich im 13. Jahrhundert zu Herren von China. [2]) Unter den besiegten Chinesen wurde schrecklich gewüthet; »das Blut des Volkes floss in rauschenden Strömen« besagen chinesische Berichte; die Angehörigen der früheren Dynastien, die Mitglieder der herrschenden Familien und Classen wurden verfolgt und ausgerottet. Wie schrecklich aber auch am Anfang die Herrschaft der Mongolen war, als sie dieselbe befestigten und ihre Gegner aus dem Wege geräumt hatten, begannen auch sie segensreich zu wirken und dem Lande Wohlthaten zu erweisen wie sie eine stabile und kräftige Herrschaft der Natur der Sache gemäss jedem Lande erweisen muss. Ja! die Mongolen, als Eroberer erst die schrecklichsten Feinde chinesischer Cultur und Civilisation, verfielen unbewusst und unwillkührlich einer langsamen »Chinaisirung« wie wir das heute nennen würden; denn so gross

---

[1]) »Die Seide war das treibende Moment.« Richthofen I. 402.

[2]) Davis, China I. 159.

uud gewaltig ift die Kraft einer höhern Civilifation, dafs fich ihr mit der Zeit auch der rohefte und barbarifchefte Eroberer beugen mufs. [1])

Uebrigens zeigten die Mongolen-Chane in China nicht unbedeutende Herrfchertalente. Athmete fchon das Gefetzbuch Dfchingis-Chans, des Beherrfchers vieler mongolifchen und türkifchen Völker, einen derb-realiftifchen Herrfchergeift, ein Gefetzbuch, welches dem Volke Eroberungen und Unterwerfung fremder Lande zur Pflicht machte, gegen die Fremden fchonungslofe Behandlung, gegen die Stammesgenoffen Treue und Schutz empfahl: fo haben die Nachkommen Dfchingis-Chans in China bewiefen, dafs fie ein erobertes Land auch weife zu regieren verftehen. Insbefondere ift Kublai-Chan ein glänzendes Beifpiel zugleich der Bildungsfähigkeit und des hohen politifchen Geiftes der Mongolenfürften. Seine innere Verwaltung China's gehört zu den beften die dem himmlifchen Reich je zu Theil wurden. »Kublai errichtete den Sitz der Regierung zu Peking . . . Als das wirkfamfte Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Ebene worin jene Hauptftadt gelegen ift, erbaute er den ungeheuren Kanal, der fich nach

[1]) »Ohne Rückficht und Schonung vertilgt der Nomade die Schätze der Civilifation, welche gar keinen Werth für ihn haben. Aber mit der Zeit verfällt er ihr selbst; er wird anfäffig, baut fich fefte Wohnftätten, bewirthfchaftet die Felder und eignet fich je nach dem Grad feiner Begabung die Cultur an, die er vorfand. Wie die Hwei-hu, welche die Chinefen einft in ihr Land riefen, wie die Khutan, welche mit der Lian-Dynaftie und die Ju-tfchi, welche mit der Kiu-Dynaftie kamen, fo amalgamirten fich die Mongolen mit den Chinefen. Die Herrfcher an der Spitze nahmen verfeinerte Lebensformen an, eigneten fich neue Bedürfnisse an und gewöhnten fich an Luxus. Ihre Untergebenen giengen nach und nach in den Culturen auf, die fie vorfanden und deren Träger fie zum Theil wurden. Dadurch verschwanden die Mongolenreiche von der Erde, ohne dafs die Horden, welche fie gründeten, nach ihrer Heimath zurückkehrten.« Richthofen I. 585.

Süden auf eine Entfernung von 300 Stunden nach den fruchtbarften Provinzen erftreckt und zur leichten Beförderung der Producte derfelben unabhängig von der Seefchifffahrt dient.« [1]) Aber all folche klugen und für das Land fegensreiehen Maſsregeln konnten die unterworfene Raffe der Chinefen mit der Fremdherrfchaft nicht ausföhnen, zumal die herrfchende Raffe, wie das immer und überall zu gefchehen pflegt, bei der Befetzung der Aemter immer bevorzugt wurde, wodurch bei den Chinefen das drückende Gefühl des fremden Joches immerfort genährt und wach erhalten blieb.

Was alfo unter folchen Umftänden immer und überall fehr leicht erfolgt, traf ein. Ein eingeborner Chinefe, Namens Tfchu, ein Mann von niedriger Herkunft doch »aus dem Volke« ftammend, erhob fich gegen die »Fremden«. Es fcheint, daſs Tfchu feine nationalen Ideen aus dem Umgang mit buddhiftifchen Prieftern gefchöpft hat, da er Diener in einem Bonzen-Klofter war.

Zuerft bemächtigte er fich mit einem Häuflein Insurgenten einer der füdlichen Provinzen und fchlug einen Theil der gegen ihn ausgehenden kaiferlichen Truppen in einer Hauptfchlacht. Diefer erfte Erfolg war für die ganze nationale Bewegung entfcheidend. »Jetzt ftrömten ihm die Chinefen von allen Seiten zu;« [2]) die Infurgenten brachen gegen die Hauptftadt auf, zwangen den Kaifer zur Flucht und bemächtigten fich der Herrfchaft. Tfchu wurde auf diefe Weife der glückliche Begründer einer neuen »nationalen« Dynaftie, der fog. Ming, die beinahe drei Jahrhunderte den chinefifchen Thron inne hatte. (1368 bis 1645.) Während diefer Zeit erreichte die chinefifche Nationalität, die nationale Cultur China's den Höhepunkt ihres Glanzes; dabei ward das Reich nach Süden und Weften hin erweitert.

[1]) Davis, l. c. I. 160. [2]) Davis, I. 162.

Zu Ende dieſer Periode jedoch kam — was immer unausbleiblich ſcheint — mit der hohen Civiliſation innere Schwäche und Niedergang des kriegeriſchen Geiſtes. Für einen ſolchen Zuſtand aber jeder Culturnation pflegen benachbarte Barbaren eine ſehr feine Spürnaſe zu haben.

Dieſsmal waren es die im Nordoſten China's wohnenden Niu-tſchi-Tataren, (ſpäter Mandſchu genannt), welche den innerlichen ſchwachen Zuſtand des groſsen Reiches erſpähten und mit richtigem Inſtincte es als gute Beute in's Auge faſsten. Seit 1605 kämpften ſie ſiegreich gegen China. Im Jahre 1621 ſtürmten ſie die Hauptſtadt Lian-Jang und nahmen ſie ein. Im Jahre 1634 zieht der Mandſchufürſt Tai-Tſung, nachdem er 49 Mongolenfürſten (alſo wahrſcheinlich eben ſo viele Stämme) zu Bundesgenoſſen genommen hatte durch die Mongolei und dringt von Norden her in China ein, erobert die Provinz Liao-tong und nimmt den Kaiſertitel an.[1]) Kurz darauf brach in China ein Aufſtand aus und die Aufſtändiſchen riefen die Mandſchutataren zu Hilfe. Die Mandſchu kamen, unterwarfen ſich leicht das durch Bürgerkrieg zerrüttete Reich, (1646) und riefen ihren Fürſtenſohn Schun-tſchi zum Kaiſer von China aus. Den Mandſchu gelang es in kurzer Zeit über das ganze Reich zu herrſchen, dabei octroyirten ſie wohl einige äuſsere Formen, wie Haartracht und Kleidung den Chineſen; im Grunde aber nahmen ſie ſelbſt chineſiſche Cultur an und lieſsen auch ihre dem Reiche einverleibte Stammprovinz die Mandſchurei bald im chineſiſchem Weſen ganz aufgehen. Ueber 200 Jahre nun dauert die Herrſchaft dieſer geringen tatariſchen Minorität über ein ſo ausgedehntes Land, über eines der älteſten Culturvölker der Welt. Dieſe Thatſache erregt mit Recht das Staunen des Politikers.

[1]) Richthofen II. 60.

»Die Feftftellung und Fortdauer der tatarifchen Herrfchaft, meint Davis, ift ficherlich, wenn man das Mifsverhältnifs zwifchen den Herrfchern und den Beherrfchten in Betracht zieht, eine faft ebenfo aufserordentliche Thatfache als die britifche Herrfchaft in Indien und der mongolifche Stamm wurde von den Chinefen nach einer weit kürzeren Regierungszeit, vertrieben als die Mandfchu bereits genoffen haben. Diefe find klüger und weife genug gewefen, die Chinefen in den meiften Fällen in Befitz ihrer eigenen Formen und Einrichtungen zu laffen, doch find noch immer fo ftarke Verfchiedenheiten vorhanden, dafs die Amalgamation des urfprünglichen Volkes mit feinen Herren unmöglich ift.« [1])

Der Miffionär Huc fchreibt über diefelbe Angelegenheit: »Es ift klar, dafs die Mandfchu wegen ihrer geringen Anzahl in diefem ungeheuren Reiche haben alle erdenklichen Mittel ergreifen müffen, um fich ihre Eroberung zu fichern. Aus Furcht, die Fremden (d. i. die Europäer) möchten Luft bekommen zu einer Beute, welche fie ihnen fo leicht entreifsen könnten, haben fie forgfältig alle Pforten China's gefchloffen, in dem Glauben, fich fo gegen alle ehrgeizigen Angriffe von Aufsen zu fchützen; im Innern haben fie durch das Syftem eines fchnellen und fortdauernden Wechfels in der Befetzung der Stellen ihre Feinde auseinander zu halten gefucht. Diefe Mittel find bis jetzt mit Erfolg gekrönt worden und es ift wahrlich ein Wunder und merkwürdig genug, dafs eine Handvoll Nomaden im Stande gewefen ift, zwei Jahrhunderte lang eine friedliche und unumfchränkte Herrfchaft über das gröfste Reich der Welt und eine Bevölkerung auszuüben, die, was man auch von ihr fagen möge, aufserordentlich beweglich und unruhig ift. Die Politik mufste fehr gefchickt, gefchmeidig

---

[1]) Davis, l. c. I. 171.

und kräftig zugleich ſein, um ein ſolches Reſultat zu erlangen . . .« [1])

Nun, dieſe räthſelhafte mit Recht von Reiſenden und Hiſtorikern angeſtaunte Erſcheinung der zweihundertjährigen Mandſchuherrſchaft dürfte ſich auf die Weiſe am einfachſten erklären, daſs die Mandſchu zugleich mit der Herrſchaft über China ſich jenes groſsen, complicirten Herrſchaftsapparates bemächtigten, den eine jahrtauſendalte geſchichtliche Entwicklung in China herausgebildet hat. Nur die oberſten Poſten wurden mit Mandſchutataren beſetzt, die ganze zur Aufrechthaltung der ſtaatlichen Ordnung im Laufe der Jahrtauſende erſonnene und in's Leben gerufene politiſche Organiſation lieſsen ſie unangetaſtet, dazu kam allerdings, daſs ſie ſich auch in Sprache und Religion den Chineſen aſſimilirten.

Der chineſiſche Regierungsapparat iſt auf einer ſo feſten ſocialen Rangordnung erbaut, daſs ein Wechſel der oberſten Herrſcherſchichte eben ſo wenig verſpürt wird, wie etwa in einem parlamentariſchen Staate Europa's der Wechſel eines Miniſteriums. [2]) Da nun das Intereſſe der

---

[1]) Huc l. c. I. 212.

[2]) Die Zahl der Miniſterien in China ſteht der der modernen europäischen Staaten nicht nach. Es giebt da ein Miniſterium des Innern, der öffentlichen Arbeiten, der Juſtiz, des Cultus, des Krieges und der Finanzen. Dagegen iſt die Claſſentheilung der Bevölkerung etwas complicirter. Die Bevölkerung zerfällt in die Claſſen der bürgerlichen und militärischen Mandarine, der Gelehrten (auſſerhalb des Staatsdienſtes), der Prieſter, Ackerbauer, Handwerker, Künſtler, endlich der Kaufleute. Zu den verachteten Claſſen gehören Schauſpieler, Gefängniſswärter, Henker und Inhaber unſittlicher Gewerbe. Die bürgerlichen Mandarinen wiederum ſind in neun Stufen (Rangsclaſſen!) abgetheilt, entsprechend unſern verſchiedenen Räthen (Regierungsräthen, Hofräthen etc.) Das Abzeichen dieser Rangsclaſſen iſt nicht gar verschieden von dem unſerigen, denn ſtatt unſerer beſternten und bebordeten Krägen bildet dort der einfache doppelte, dreifache etc. Knopf das Abzeichen der Würde. So weit

untern Bureaukratie, der zahlloſen kleinen Herrſcher, an der Stabilität dieſer untern Verhältniſſe hängt, ſo ſind ſie offenbar immer bereit, jeden in den oberſten Schichten einmal eingetretenen Wechſel als fait accompli anzuerkennen, ihn zu ſanctioniren und zu unterſtützen: wenn nur auch ihre untere Herrſchaft, die groſse das ganze Reich umfaſſende Maſchinerie, deren kleine Rädchen ſie bewegen, unangetaſtet gelaſſen wird. Das thaten die Mandſchu — (die freilich auch das überwiegend tatariſche Heer auf ihrer Seite hatten) — und darin liegt das Geheimniſs ihrer 200jährigen Macht und Herrſchaft.

Uebrigens war es eine durch geſchichtliche Erfahrung nicht gerechtfertigte Vertrauensſeligkeit zu glauben, daſs nun die Herrſchaft der Mandſchu's vor allen Gefahren gefeit ſei. Das noch immer nicht entſchwundene Bewuſstſein der Stammfremdheit, die trotz aller Aſſimilirungsbeſtrebungen doch allgemein bekannte und gefühlte Thatſache der »Fremdherrſchaft« kann leicht einem innern oder auswärtigen Feinde, oder beiden zuſammen, als Handhabe zur Agitation dienen. Daſs eine ſolche Gefahr der Mandſchuherrſchaft ſeitens der Europäer droht, iſt klar. Alle Seemächte Europas und Ruſsland obendrein von der Landſeite, ſpeculiren ſeit lange ſchon auf die unermeſslichen Schätze des himmliſchen Reiches und trachten nach und nach dort feſten Fuſs zu faſſen. Wenn dieſe Mächte einſt ihre gegenſeitigen Eiferſüchteleien überwunden und ſich

hätten uns alſo die Chineſen noch nicht überflügelt und können wir uns mit ihrer Culturſtufe getroſt meſſen. Nur giebt es aber auch viele Gebiete, darunter culinarische, wo uns die Chineſen für rohe Barbaren halten und wo wir ihre Cultur erſt noch zu erreichen haben werden. So z. B. wiſſen es die chineſiſchen Feinſchmecker genau, mit welchen Holzarten die verſchiedenen Speiſen gekocht, die verſchiedenen Wildprete und Fleiſche gebraten ſein wollen etc., Gebiete, die für uns noch eine terra incognita ſind. Vergl. Baſtian, die Völker des öſtlichen Aſiens. Jena 1871.

auch nur auf kurze Zeit über die Art und Weise der besten Exploitation Chinas geeinigt haben werden, dann könnte die Prophezeiung Huc's allerdings sich erfüllen, dass »die Fremden, die Barbaren, denen die Regierung zu Peking ein verächtliches Gesicht zeigt, weil sie dieselben nur zu sehr fürchtet, endlich vor den ihnen hartnäckig (heute freilich schon weniger!) verschlossenen Pforten die Geduld verlieren und eines schönen Tages dieselben mit Sturm brechen (theilweise schon eingetreten!) und hinter ihnen ein zahlreiches aber uneiniges Volk treffen werden, dem es an allem Halt fehlt und das jedem preisgegeben ist, der sich im Ganzen oder Einzelnen seiner bemächtigen will.«[1]) So gar leicht jedoch wie Huc es sich dachte, dürfte es doch nicht werden »europäische Cultur nach China zu tragen«, wie die offizielle Phrase bei solchen Gelegenheiten immer lautet.

46. Phönizier und Juden.

Wir haben innerhalb eines grossen Erdkreises vom Nil bis an den Hoangho den überall gleichen socialen Naturprozess verfolgt und durch dessen immer gleiches Sich-abspielen grosse Reiche entstehen und gewaltige Culturgebiete sich bilden sehen; vom Nil bis an den Hoangho sahen wir einen Kreis von Culturnationen aus überall gleichen naturgesetzlichen Bedingungen entstehen. — So wie dieser Erdkreis der einen Hemisphäre geographisch durch Europa als letztes Glied in der Kette geschlossen wird, so ist es auch selbstverständlich, dass dieser in Afrika und Asien beobachtete sociale Naturprozess sich fortsetzend auch in Europa aus gleichen ethnischen Bedingungen gleiche politische

[1]) Huc l. c. 212.

Geſtaltungen und weitere Culturgebiete hervorgehen laſſen muſste. Doch ſchlieſst Europa den Kreis dieſes Naturprozeſſes nur auf unſerer Hemiſphäre — daſs er ſich auf der andern ebenfalls nach gleichen Geſetzen und Regeln abſpielen muſste uud muſs iſt klar.

Die bisher betrachteten Culturnationen der alten Welt haben dieſs eine negative Merkmal gemeinſam, daſs ſie in ihrer Culturentwicklung eines wichtigen natürlichen Factors des Meeres als Communicationsmittels wenigſtens in bedeutenderem Umfange entbehrten. Denn theils waren es continentale Mächte wie Aſſyrien, Medien, Perſien, deren Entwicklung ſich in Binnenländern abſpielte; theils war mangelhafte Schifffahrtskunde und die Lage an groſsen Oceanen wie China's und Indien's, theils wie in Aegypten der Mangel an Schiffsbauholz und Eiſen daran Schuld.

Dagegen waren im Centrum dieſes groſsen Völker- und Staatenkreiſes, welches zugleich den natürlichen Uebergang nach Europa bildete, wir meinen an den mittelländiſchen Geſtaden Kleinaſiens die Bedingungen gegeben um jenen natürlichen Factor, das Meer, dem ſocialen Naturprozeſs dienſtbar zn machen, es für denſelben zu verwerthen.

Die bewaldeten, bis dicht an das Meer herantretenden Gebirgszüge Kleinaſiens boten reichliches Material für den Schiffsbau; ausgiebige Bergwerke boten das nöthige Eiſen zu demſelben; und das von drei Erdtheilen beckenartig eingeſchloſſene, von zahlreichen Inſeln überſäete mittelländiſche Meer konnte auch bei noch mangelhafter Schiffsfahrtskunde leicht befahren werden.

Dieſe der Schifffahrt günſtigen Umſtände allein würden aber gewiſs nicht genügt haben, den Seehandel, dieſen mächtigſten Hebel der ſocialen Entwicklung, zu fördern, wenn nicht erſtens die geiſtige Anlage der an die Küſten Kleinaſiens gelangten Stämme überſeeiſchen Unternehmungen gewachſen wäre und wenn ſie nicht zweitens, ge-

drängt von ihnen nachrückenden kriegerischen Stämmen zu solchen Unternehmungen ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen worden wären. Beides war der Fall.

Was den ersteren Umstand anbelangt, so darf man sich freilich die Sache nicht so vorstellen, als ob alle in Phönizien wohnenden Stämme (und deren gab es da eine grosse Menge!) solchen Unternehmungen gewachsen wären: aber es braucht ja nur eine kleine Minorität Muth und Geist zu besitzen um die übrigen Stämme auf die eine oder andere Weise activ oder passiv an diesen Unternehmungen Theil nehmen zu lassen; und dass eine solche Unternehmer-Minorität sich fand, lehren eben die Thatsachen. Gedrängt aber wurden die »Canaaniter« zu diesen Unternehmungen durch die immer weiter nach Westen an die Gestade des mittelländischen Meeres hin sich ausbreitenden vorderasiatischen Reiche der Assyrer, Meder, Perser und von Süden her der Aegypter und der Juden.

Nicht im Stande dem Andrange kriegerischer Völker zu widerstehen, auf die schmale Küste Canaans beschränkt blieb ihnen keine Wahl, ihr erfinderischer Geist musste helfen. Die Cedern des Libanon wurden zu Schiffen gezimmert — und das Ausbeutungsgeschäft, das Assyrer, Perser, Meder, Aegypter und Juden mit Feuer und Schwert in Vorderasien betrieben, wurde mittelst der Schifffahrt und des Handels vorerst auf friedliche Weise auf die das mittelländische Meer begrenzenden Länder und die in demselben befindlichen Inseln hinübergespielt. [1])

Und siehe! es zeigte sich bald, dass man mit dem Handel, und zwar sowohl mit dem See- als Landhandel, nicht geringere Erfolge erzielen kann wie mit dem Kriege. Die Phönizier häuften bald in den Hafenstädten ihres schmalen Küstenstriches Reichthümer und Schätze wie sie

---

[1]) Vergl. Movers: Die Phönizier. II. B. I. Theil.

die kriegerifchen Völker Afiens mit all ihren Raubzügen nicht aufbringen konnten. Und im Gefolge diefer gewinnreichen Unternehmungen erblühte in den Hafenftädten Phöniziens eine Cultur, gepaart mit Pracht und Luxus wie fie kaum in den Refidenzen der afiatifchen Grofsmächte gefehen worden.

Mit der fteigenden Macht der Phönizier entwickelte fich aber auch ihre Handelspolitik; fie ward Colonialpolitik. Man begnügte fich nicht mehr mit dem jeweiligen Gewinn aus überfeeifchem Handel: man trachtete letzteren zu organifiren und fomit die erzielten Handelsvortheile in eine Art Tribute umzuwandeln, auf welche man mit Sicherheit zählen könnte. Zu diefem Zwecke wurden an der Süd- und Nordküfte des mittelländifchen Meeres Colonien gegründet; das konnte freilich mit blos friedlichen Mitteln allein nicht durchgeführt werden. Etwas Gewalt und Blutvergiefsen mufste fchon mitunterlaufen. Theils wurde einheimifche Bevölkerung als Knechte und Sklaven in jene Colonien deportirt, theils wurden die Eingebornen jener Colonialgegenden verknechtet. Wie das feither von Europa aus fo oft gefchehen ift, dem Handel folgte die Unterjochung, die Kaufherren wurden Befehlshaber und Herrfcher. Doch blieb ihr Augenmerk immer auf den Gewinn aus Handel, Gewerbe und Induftrie gerichtet und breiteten fie ihre Herrfchaft nie weiter aus als es ihr Gefchäftsintereffe erheifchte. Und dennoch war für die Entwicklung der Menfchheit im Altherthum vielleicht kein kriegerifch-eroberndes Volk von fo nachhaltiger Bedeutung und von fo weittragendem culturellem Einfluffe als diefes Handelsvolk. Von durchaus egoiftifchen Trieben geleitet, mit Trug und Lift nach materiellem Gewinn ftrebend: leifteten fie doch der Menfchheit und fpeciell auch der europäifchen die gröfsten Culturdienfte. Europa wäre nie das geworden was es heute ift ohne die Phönizier.

Die »Geheimnifskrämerei« der Phönizier über die von ihnen aufgefuchten und befetzten Handelsplätze, Emporien und Colonien hat es der hiftorifchen Forfchung für immer unmöglich gemacht die wirkliche Ausdehnung ihrer Handelsunternehmungen und ihrer Anfiedlungen in Europa kennen zu lernen. Viele Anzeichen deuten jedoch darauf hin, dafs fie nicht nur in Griechenland, Italien und Spanien die erften europäifchen Handelsftädte gründeten: fondern dafs fie über die Säulen des Herkules hinaus auch den Weften Europas mit ihren Handelsniederlaffungen bedeckten. Wo immer fie aber eine folche Handelsniederlaffung gründeten, da fehen wir das Vorbild der fpäteren europäifchen Städte. Handelsinnungen, Gilden find die Grundlage der Organifation derfelben. [1])

Nach innen ftark durch diefe Organifation fchieben fie fich als wirthfchaftliches Glied in die Völkerverhältniffe Europa's ein, wo eine zahlreiche Urbevölkerung von mannigfachen meift aus Afien kommenden kriegerifchen Horden zu Ackerbaudienften gezwungen ward. So trafen in Spanien die friedlich vordringenden und wirthfchaftlich fiegreichen Phönizier mit den von Norden her kriegerifch auf die Iberer eindringenden Kelten zufammen. [2]) Und damit waren eben in Spanien die Grundbeftandtheile einer ftaatlichen Ordnung gegeben — die befehlenden keltifchen Herren, das verknechtete iberifche Volk, und die gewerbefleifsigen uhd handeltreibenden Phönizier.

---

[1]) Waren aber phönizische Kaufleute aus einer und derfelben Stadt in grofser Anzahl an einem fremden Handelsplatze anfäffig, fo traten fie um ihre gemeinfamen politifchen, commerziellen und religiöfen Angelegenheiten defto beffer realifiren zu können, in Corporationen zusammen, welche, obgleich fie besondere Freiheiten und Privilegien von Seiten des fremden Staates genoffen, doch als Bürger des phönizischen Mutterstaates noch fortdauernd unter deffen Schutz und Oberauffícht ftanden.« Movers, l. c. II. 3. S. 123. [2]) Vergl. Movers l. c. II. 2. S. 588.

Nicht anders wie in Spanien wird es auch im übrigen Europa vor ſich gegangen ſein — wenn uns auch hier hiſtoriſche Zeugniſſe im Stiche laſſen. Wenn man aber bedenkt, daſs die Organiſation der Handelsſtädte und nach ihrem Muſter ſodann der übrigen See- und Landſtädte uns ſo ſehr an die bekannten phöniziſchen Handelsniederlaſſungeu erinnern; wenn man ferner bedenkt, daſs die Phönizier in Europa ſpurlos verſchwunden ſind, was doch gewiſs nur darin ſeinen Grund hat, daſs ſie mit der Zeit in den Völkern, zwiſchen denen ſie Handel und Gewerbe trieben aufgiengen: ſo wird die Vermuthung geſtattet ſein, daſs ſie es waren, welche die erſten Keime des Städteweſens nach Europa brachten — an welche Keime ſich allerdings dann auch andere ethniſche Elemente in den verſchiedenen Ländern Europa's anſetzten.

Freilich, die europäiſche Geſchichte beſchäftigt ſich wenig mit dieſen im Stillen und im Dunkel hantierenden Elementen. Sie befaſst ſich faſt ausſchlieſslich mit den Thaten der kriegeriſchen Stämme, welche meiſt ebenfalls von Aſien doch auf den Landwegen über Süd-Ruſsland herkommend die europäiſche Bevölkerung verknechteten und mit der Gewalt der Waffen (die ihnen gewiſs phöniziſche Kunſtfertigkeit lieferte) nicht minder aber mit angeborenem Herrſchergeiſte die verſchiedenen europäiſchen Staaten gründeten.

Der Grund dieſes Stillſchweigens mit der die europäiſche Geſchichte einen ſo wichtigen Factor europäiſcher Cultur übergeht, iſt klar. Das Volk der Phönizier iſt verſchwunden. Seit Jahrtauſenden bereits giebt es keine Phönizier mehr — ihre Sprache iſt längſt verſchollen — und moderner Wiſſenſchaft iſt es kaum gelungen einige Spuren ihrer Schrift und einige wenige Denkmale ihrer Kunſt zu entdecken.

Wenn wir nun bedenken, daſs phyſiſch und anthro-

pologifch diefes Volk nicht verfchwunden fein kann, weil wir doch von keinerlei folcher Kataftrophe wiffen, der alle Phönizier in Afien, Afrika und in Europa zum Opfer gefallen wären, und auch von einem allmähligen Ausfterben diefes Volkes nichts bekannt ift, wenn wir alfo bedenken, dafs das Blut der Phönizier auch heute noch gewifs reichlich vertreten ift unter den Völkern der Gegenwart und gewifs auch in Europa — fo drängt fich die Frage auf, wie man fich diefe räthfelhafte Erfcheinung zu erklären habe. Die Sache ift ganz einfach.

Die Phönizier waren ein kluges Volk; fie verftanden es immer fich den Verhältniffen anzupaffen. Als fie von afiatifchen Eroberungs-Stämmen gedrängt fich auf den fchmalen Küftenftrich angewiefen fahen, fuchten fie ihr Heil auf der See und in fernen Landen. Ihr kofmopolitifcher Geift überwand alle vaterländifchen Gefühle und liefs fie überall eine »traute Heimat« finden, wo es gute Gefchäfte und ein angenehmes Leben gab.

Mufste fich da nicht aus einer folchen Lebensauffaffung ein langfames Aufgeben der »nationalen« Cultur ergeben und ein Aufgehen in denjenigen Maffen unter denen fie fich anfiedelten? und das um fo mehr als der »fchachernde« Phönizier als folcher im vorhinein der Antipathien und feindfeligen Gefühle aller Völker gewifs fein konnte. Gewifs nur in diefem Umftande haben wir die Löfung des Räthfels zu fuchen, welches dem Hiftoriker das vollkommene Verfchwinden des phönizifchen Volksthums in Europa bietet. Als kluges Volk verftanden es die Phönizier eben r e c h t z e i t i g u n t e r z u g e h e n. Mit richtigem kofmopolitifchem Sinne taxirten fie ihre »nationale« Cultur keineswegs fo hoch, dafs fie ihnen um den Preis des Haffes und der Feindfeligkeit der Völker nicht zu theuer zu ftehen gekommen wäre. S i e g i e n g e n a u f i n d e n V ö l k e r n u n t e r d e n e n f i e w o h n t e n und erfüllten fo gewifs treuer

und richtiger die Intentionen des geschichtlichen Naturprozesses, wenn man sich so ausdrücken darf, als wenn sie ihr überlebtes Volksthum mit unzeitgemäßer und unnatürlicher Verstocktheit bis in späte Jahrhunderte hinein »gerettet« hätten.

Eine solche verkehrte und unnatürliche »nationale« Politik überliessen sie dem Volke, welches von Hause aus ihrem Beispiele in vielen Stücken gefolgt war insbesondere aber ihre Handelspolitik sich angeeignet hatte. Wir sprechen von den Juden.

Die Anfänge dieses Volkes stellen uns gleich denjenigen so vieler andern die in der Geschichte eine Rolle spielten, eine Mehrheit heterogener Stämme dar. Die spätere Tradition stellte für diese Mehrheit die runde Zahl zwölf auf und übertrug auf die Urzeit eine aus der später sich herausgebildeten Cultur abstrahirte »Verwandtschaft«, indem sie um letztere besser zu begründen einen gemeinschaftlichen Stammbaum fingirte. Diese »israelitischen« Stämme, wie man sie ex post nennt, waren erst nomadische Viehzüchterstämme, eroberten nach langen Wanderungen und wechselnden Schiksalen das Land Palästina, dessen Bewohner theils ausgerottet, theils verknechtet wurden. Mit steigender Cultur und Bevölkerung, als das kleine Land den gesteigerten Bedürfnissen und Ansprüchen nicht mehr genügen konnte, ahmten sie das Beispiel der Phönizier nach, wurden Handelsleute und zerstreuten sich als solche in alle Welt.

Auch in der Einrichtung ihrer besonderen Gemeinwesen in Europa spiegelt sich gewiss noch das Vorbild phönizischer Niederlassungen ab. Nur in einem Punkte, vielleicht in dem allerwichtigsten, verstanden sie es nicht dem Beispiele der Phönizier zu folgen; die Juden verstanden es nicht und verstehen es im Grossen und Ganzen noch heute nicht — unterzugehen.

Daran trägt freilich die meiſte Schuld ihre hochentwickelte alte Literatur, insbeſondere die theologiſche. Nachdem auch das ſiegreiche aus dem Schooſse dieſes Volkes hervorgegangene Chriſtenthum an der alten Tradition hangend, dieſe jüdiſchen Schriften als »heilig« erklärte ſchien es, nicht ſo ſehr den blinden und unwiſſenden Maſſen wie einem eingebildeten und verblendeten Schriftgelehrtenſtande, daſs es da in der That ein »nationales Heiligthum« zu conſerviren gälte — und in widernatürlichem Starrſinn zogen ſie es vor, einen ewigen Raſſenkampf aller Völker und Nationen gegen ſich wach zu erhalten, als dieſe überlebte und mumienhafte Nationalität der aufblühenden, friſchen Cultur anderer Länder und Zeiten zum Opfer zu bringen. In dieſem ſtarren Feſthalten an längſt überlebten Culturformen, die in Wahrheit nur in den Catacomben der Geſchichte nicht aber im Leben der Völker an ihrem Platze wären, liegt ein ſchweres Vergehen gegen das groſse Naturgeſetz der Geſchichte — ein Vergehen das von tauſenden Generationen hart gebüſst wird. Es giebt der unvermeidlichen, aus der naturnothwendigen Entwicklung der ethniſchen und ſocialen Elemente ſich ergebenden Raſſenkämpfe übergenug und es ſcheint nicht nothwendig und iſt gewiſs kein welthiſtoriſches Verdienſt um die Menſchheit durch ein unſinniges Trotzbieten den ewigen Geſetzen und allgewaltigen Strömungen des ſocialen Naturprozeſſes einen Raſſenkampf mehr permanent zu erhalten und ewig zu ſchüren, der längſt ſchon, wie jener gegen die Phönizier, ausgetobt haben könnte.

---

47. Europa.

Die Phönizier führen uns nach Europa hinüber. Ueberall wo ſich zuerſt in Europa geſchichtliches Leben regt, in Griechenland, Italien und Spanien treffen wir zuerſt die

ſchwindenden Spuren phöniziſcher Cultur. So auch unwiderleglich in Hellas. »Der Verkehr der Phöniker an den Küſten von Hellas muſste den Hellenen bedeutſame Anregungen gewähren.« [1]) In griechiſchen Sagen finden wir Zeugniſſe über Kämpfe mit den Phönikern (Theſeusſagen). [2]) Aber auch das iſt bezeugt, daſs ſich die Phöniker gräciſirten und an dem geiſtigen Leben Griechenlands regen Antheil nahmen. Der groſse Philoſoph von Milet Thales war von phöniziſcher Herkunft. [3])

Dieſen phöniziſchen Einflüſſen gegenüber ſtanden zweifache heterogene ethniſche Elemente aus deren Contact das eigentliche Staatsleben Griechenlands erwuchs. Ueberall in Griechenland finden wir ein über eine autochtone Bevölkerung herrſchendes kriegeriſches Volk. Letzteres bildet eine Art Adel — erſteres die Leibeigenen, verknechtete Ackerbauerſchaft. Die griechiſche Sage ſchreibt dieſe Theilung des Volkes in Adel und Bauern dem Theſeus zu.« [4])

Thatſächlich ſteht dieſe ſociale Schichtung mit der groſsen zu Eroberungszwecken unternommenen Wanderung im Zuſammenhang mit der die griechiſche Geſchichte beginnt (1000 — 800 v. Chr.) und die man als die doriſche Wanderung bezeichnet, wiewohl ſie gewiſs eine viel allgemeinere war.

Die Dorer drangen von Norden in den Pelopones. »Der hartnäckige Widerſtand der alten Einwohner hemmte am mittleren Eurotas die Fortſchritte der Dorer. Aus ihrem Lager erwuchs die Stadt Sparta.« (Duncker.) Drei doriſche Stämme eroberten Argos. »Nach der Ueberwältigung der alten Bewohner wurde ein Theil derſelben als vierter Stamm der Hipernetier zu gleichem Rechte neben

[1]) Duncker III. 157. »Griechiſche Buchſtaben-Namen ſcheinen phöniziſch zu ſein.« Grimm Geſch. d. deutſchen Sprache I. 159.

[2]) Das. S. 168. [3]) Ranke Weltgeſchichte I. 175.

[4]) Dunker III. 168 ff.

die drei dorifchen geftellt; der Reft wurde zu unterthänigen Bauern oder leibeigenen Knechten gemacht.« Ganz auf dieselbe Weife ging die Gründung aller andern griechifchen Stadt-Staaten vor fich. »In allen diefen Orten herrfchten unter ihren Königen die neuen Einwanderer nach dem Rechte der Eroberung. Sie bildeten den Adel diefer Städte, welcher den beften Theil der triftenreichen Gemarkungen unter fich vertheilt hatte ect.« [1]) Und ganz fo endlich

[1]) Duncker III. 280. Wer die Politik des Ariftoteles mit Aufmerkfamkeit lieft, der mufs zur Ueberzeugung kommen, dafs diefer griechifche Staatslehrer von der Vorausfetzung ausgieng, dafs die Sklaven in Griechenland mit den herrfchenden Claffen dafelbft nicht desfelben Stammes, nicht ὁμογάλακτοι (Politik I. 1.) feien. Denn nachdem er die Thatfache des Beftandes eines herrfchenden und beherrfchten Theiles der Nation conftatirt und diefe Thatfache als nothwendig und nützlich hingeftellt (I. 3.), begründet er diefe feine Anficht damit, dafs »zwifchen gewiffen Dingen fchon von ihrer Entftehung an fich ein folcher Unterfchied findet, wodurch die einen zur Regierung, die anderen zur Abhängigkeit beftimmt werden.« Dafs aber Ariftoteles bei diefen Worten »von ihrer Entftehung« nicht an die Geburt der Einzelnen, fondern an die Abftammung der ganzen Volksclaffen denkt, ergiebt fich aus dem ganzen Inhalte diefer erften Kapitel. Denn feine ganze Unterfuchung ift ja nicht auf die Individuen gerichtet, fondern wie er felbft fagt, auf die »kleinften Gefellfchaften« als »Theile des Staates« (I. 1.) An welche »Theile des Staates« er aber dabei denkt, geht aus feinen Worten deutlich hervor, wo er fagt, dafs da »wo ein Theil herrfcht, der andere beherrfcht wird, da giebt es ein gemeinfchaftliches Werk, an welchem beide arbeiten.« (I. 3.) Wenn er nun weiter behauptet, dafs: »Unter den ungriechifchen Nationen« überhaupt die Menfchen-Art, welche von Natur zur Regierung beftimmt ift, fehlt«; fo ift es klar, dafs er nicht von individuellen Unterfchieden innerhalb eines Menfchenftammes, fondern von Art-Unterfchieden der Menfchen, alfo von Stammesunterfchieden fpricht, in welchem Sinne er auch beifällig den Spruch der Dichter citirt, »es fei billig, dafs Griechen über Barbaren herrschen«, wozu er erklärend und offenbar zuftimmend hinzufügt: »Sie fetzen nämlich voraus, dafs ein Barbar fein, fo viel fei, als zur Unterwürfigkeit geboren fein.« Den beften Beweis aber, dafs Ariftoteles die Sklavenclaffe als einen heterogenen ftamm-

gieng auch die Gründung der griechischen Pflanzstädte in Kleinasien und anderwärts vor sich. So sehen wir denn überall das geschichtliche Leben der Griechen aus der dreifachen Wurzel einer unterjochten Bauernbevölkerung, herrschender Erobererstämme und mitten zwischen denselben angesiedelter meist phönizischer, Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung erwachsen. Auf dieser gleichen Grundlage mußte aber auch überall eine im Wesentlichen gleiche staatliche Organisation sich herausbilden, wie es auch in der That der Fall war.

Denn was man in griechischen Staaten und auch später als Monarchie, Aristokratie, Demokratie unterscheidet, das sind nur äußerliche, unwesentliche Formunterschiede die den socialen Aufbau der Staaten nicht alteriren. Dieser sociale Aufbau, der mit der wirthschaftlichen Arbeitstheilung zusammenfällt, ist überall derselbe — und hierin ist Griechenland wieder ein Vorbild von Europa.

Mögen die Verschiedenheiten der Form noch so groß sein und sie sind bedingt durch die geographische Lage und Größe der Staaten, durch die verschiedene ethnische Zusammensetzung derselben: die socialen Grundrisse aller europäischen Staaten blieben sich gleich seit den ersten Staatengründungen in Hellas, denn die Art und Weise dieser Gründungen blieben sich im Wesen immer gleich. [1])

verschiedenen Bestandtheil des Staates, als blutsfremde Masse ansieht und daß er die Qualification zum Herrschen und Beherrschtsein nicht in individueller, sondern in Art- und Stammverschiedenheit der ganzen Bevölkerungsclassen findet, liefert jene Stelle, wo er auf die (die Regel doch bekanntlich nur bestätigende) Ausnahmen hinweist, die sich wider »die Absicht der Natur« in der Wirklichkeit oft treffen, daß nämlich der eine Mensch den Körper eines Freien, der andere die Seele desselben hat.« (I. 3.) Auch Thukidides, das läßt sich aus dessen Geschichtswerke leicht erweisen, kennt die Thatsache der heterogenen ethnischen Zusammensetzung des griechischen Volkes.

[1]) Wo uns über diese ersten Gründungen geschichtliche Zeugnisse

Dafs die Staatengründung der Römer und Latiner in Italien auf ähnliche Weife vor fich gieng, wie in Griechenland, darf als ficher angenommen werden. »Die Ausbreitung der Hellenen, fagt Niebuhr,[1] hat Aehnlichkeit mit der der Römer und Latiner in Italien: nämlich durch Anfiedlung einer Abtheilung unter einer verfchiedenen, nicht durchaus (?) fremdartigen weit zahlreicheren Gemeinde, die Sprache und Gefetze der unter ihnen wohnenden Pflanzbürger annahm, um ihnen gleich zu werden.« »Diefe Siculer, Argiver, Tyrrhener oder wie man fie (die älteren Landeseinwohner in Italien) nennen mag, werden von einem aus dem Gebirg von Abruzzo heruntergekommenen fremden Volke überwältigt; der Name diefer Eroberer, welche mit den Befiegten ein Volk und Latiner genannt werden, ward vergeffen; Varro übertrug auf fie mit einem ungeheuren Verfehen den der Aborigener . . .«[2])

---

fehlen und wir nur mehr den fertigen focialen Aufbau in einer gegebenen ftaatlichen Organifation vorfinden, da glauben die Hiftoriker einen anderen »naturgemäfsen« organifchen Entwicklungsgang annehmen zu dürfen. Das halten wir für irrig. So fagt z. B. Duncker von Athen: »Was in Sparta die Folge einer Eroberung von aufsen, die Folge und das Gebot einer mit Anftrengung behaupteten Gewaltherrfchaft eines fremden Stammes über die gefammte Maffe des Volkes war, war in Attika bereits vor der Wanderung als die Frucht einer naturgemäfsen Entwicklung eingetreten.« Letztere Annahme ift gewifs ein Irrthum. Die ftaatliche Organifation ift immer und überall auf gleiche Weife entftanden — wo wir aber deren erfte Begründung nicht kennen und nur die fpätere gefellfchaftliche »Ordnung« uns entgegentritt: da fetzen wir eine naturgemäfse Entwicklung voraus und verftehen darunter eine Entwicklung ohne Gewaltanwendung und ohne Zufammenftofs heterogener ethnifcher Elemente. Wie gefagt, das ift nur eine optifche Täufchung. Vergl. dazu das Capitel über »Natürlich und Conventionell« in unferem »Rechtsftaat und Socialismus.«

[1]) Römifche Gefchichte S. 17.

[2]) Das. S. 28.

Alſo erſt Eroberung und dann Amalgamirung in Italien ebenſo wie in Griechenland, wo nach dem Ausſpruche Strabos (Buch VII) die Griechen alle Völker unter denen ſie ſich niederließen entweder gräciſirten oder ausrotteten. Von der Eroberung aber bis zur Amalgamirung ſpielt ſich der ganze Prozeß der Staatengründung und Entwicklung mit allem was drauf und dran iſt, ab.

Wenn nun auch dieſer ſociale Naturprozeſs ſich im übrigen Europa ſelbſtverſtändlich nach denſelben Geſetzen abſpielen muſste und abſpielte wie in Griechenland und Italien: ſo läſst ſich doch in der äuſsern Form desſelben ein Unterſchied bemerken, welcher der Geſchichte Europa's mit Ausſchluſs der »claſſiſchen Welt« ein etwas verſchiedenes Gepräge giebt.

Während nämlich die Erobererſtämme in Griechenland und Italien den überwältigten kleinen Völkerſchaften ſo zu ſagen unmittelbar auf dem Nacken blieben und ſich ſelbſt haufenweiſe an beſtimmten Orten anſiedelten die dann zu Städten heranwuchſen — welcher Vorgang dazu führte, daſs das geſchichtliche Leben in Griechenland und ebenſo auch lange Zeit in Italien ſich in Stadt-Staaten abſpielte, in deren näheren und entfernteren Umgebung die hörige Bevölkerung für die »Herren« in der Stadt Dienſte leiſtete: haben die Erobererſtämme im übrigen Europa ſich mehr einzeln- und familienweiſe auf den eroberten Terrains angeſiedelt und zwar in befeſtigten Wohnplätzen, Caſtellen, und von da aus die umwohnenden Völkerſchaften mittelſt Waffengewalt und Terroriſmus im Zaume gehalten, wobei ſie ſich gegen das Uebergewicht der Zahl der Unterworfenen und Hörigen durch eine ſinnreiche Organiſation des Zuſammenhaltens und gegenſeitiger Hülfe zu ſchützen wuſsten.

Dieſe Organiſation und die dadurch bedingte

Lebensweife hat in ganz Europa die eigenthümliche Erfcheinung des Ritterwefens hervorgerufen wie es in diefer Geftalt weder Griechenland noch Rom kannten — und dabei die herrfchenden Claffen lange Zeit vor dem Untertauchen im ftädtifchen Leben und in dem ftädtifchen Volks-Elemente bewahrt.

Diefe Abgefondertheit von der herrfchenden Claffe hat aber auch den europäifchen Städten, die aus nichthörigen alfo vorwiegend fremden daher freien Elementen entftanden, ein von den Städten des claffifchen Alterthums ganz verfchiedenes Gepräge gegeben.

Während jene der ganzen Sachlage nach an dem politifchen Leben einen gewiffen Antheil nahmen der unter Umftänden fich fteigern konnte und während auf diefe Weife die »hohe Politik« als befruchtender Einflufs auf das ftädtifche Element wirkte und jene hohe Cultur erzeugte, deren Glanzpunkte wir im alten Athen und Rom bewundern: waren die europäifchen Städte von jeder Theilnahme an der »hohen Politik« ausgefchloffen, welche letztere fich hier ausfchliefslich auf den Zufammenkünften der »Herren«, auf den Parlamenten und Reichstagen concentrirte.

In geiftiger Beziehung war diefer Umftand für beide Theile nachtheilig. Denn jedes Zufammenleben, jeder Verkehr heterogener Elemente bildet an und für fich einen culturellen Factor von grofser Bedeutung. Die tiefe Kluft zwifchen Städten und »Höfen« liefs in Europa lange Zeit die erfteren im kleinlichem Zunft- und Krämergeifte verfumpfen, während fich die Mehrzahl der »Ritter« lange Zeit in einem rohen Banditenleben verrannte.

Die Umftände find bekannt, welche in der »Neuzeit« diefe »mittelalterlichen« focialen Schäden heilten. (Das Bekanntwerden der claffifchen Literatur, die überfeeifchen Entdeckungen, die wachfende Macht des Capitals, die geänderte Kriegführung in Folge des Schiefspulvers u. f. w.)

In den grofsen Städten Europas, namentlich des Weftens, brach endlich eine höhere Cultur fich Bahn, die im Verein mit Geld und Schiefspulver die Ritterburgen ftürzte und die »Herren« zwang in's ftädtifche Leben herabzufteigen.

Hier, in den Grofsftädten Europas wo der Contact zwifchen dem höfifchen Leben und dem ftädtifchen die heterogenen ethnifchen und focialen Elemente zuerft zu höherer geiftiger Thätigkeit anregte, bildeten fich die neuen Knotenpuncte des gefchichtlichen Lebens, wobei faft jede diefer Grofsftädte zugleich als Brennpunct eines befonderen Volksthums, einer befonderen Nationalität functionirt.

Denn ebenfo wie im »claffifchen Alterthum« die in Hellas und Italien fich abfpielenden focialen Naturprozeffe fowohl dort wie hier eine Culturgemeinfamkeit hervorbrachten, die fich im Grofsen und Ganzen in einer gemeinfamen Sprache, in gemeinfamen Religionsvorftellungen, Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten manifeftirten und die wir mit einem modernen Worte als griechifche und römifche »Nationalität« bezeichnen: ebenfo haben in Europa die einzelnen in gröfseren Terrainabfchnitten wie z. B. in Spanien, Frankreich, England, Deutfchland, Polen, Ungarn, Rufsland u. f. w. fich abfpielenden focialen Naturprozeffe in je den einzelnen diefer »Länder« eine Culturgemeinfamkeit hervorgebracht, die fich uns in erfter Linie in einer gemeinfamen Sprache, fodann aber in gemeinfamen Sitten, Gebräuchen, Lebensgewohnheiten und Formen etc. darftellt und die wir heutzutage als Nationalität bezeichnen.

Das Mittel aber durch welches all diefes fich vollzog, durch welches Stämme zu Völkern, Völker zu Nationen, Nationen zu Raffen heranwuchfen und fich entwickelten, diefs Mittel, wir kennen es fchon — es ift der ewige Kampf der Raffen um Herrfchaft — die Seele und der Geift aller Gefchichte. Wie er einft von Schwarm zu Schwarm tobte, von Horde zu Horde, von Stamm zu Stamm: fo wüthete

er fort bis heutzutage, von Volk zu Volk, von Nation zu Nation um ſich vielleicht in der Zukunft von Staatenſyſtem zu Staatenſyſtem, von Welttheil zu Welttheil fortzupflanzen.

Und wenn auch immer wieder die kleinen heterogenen ethniſchen und ſocialen Elemente den Kampf aufgeben und mit einander zu einheitlichen Raſſen verſchmelzen, all die Keime des Haſſes, der Feindſchaft und der Kampfeswuth die in ihnen einſt rege waren, ſie verlöſchen nicht und ſterben nicht aus: ſondern übergehen in verſtärktem Maaſse auf das neue Amalgam auf die neue Raſſe, um ſich in weiterem Kampfe mit auswärtigen ethniſchen Gemeinſchaften und Amalgamen, mit der immer nächſtfremden Raſſe zu bethätigen, auszuwachſen und auszuleben.

So verſchwinden denn in Europa immer mehr die kleinen Stämme und die kleinen Völker und mit ihnen die kleinen Kriege und die kleinen Culturgebiete, es wachſen die Nationen und die Raſſen, mit ihnen die groſsen nationalen Culturgebiete aber auch die groſsen National- und Raſſenkriege. Freilich ſpielt ſich das alles nicht ſo regelmäſsig in deutlicher Stufenfolge und überall im gleichen Schritte ab — eine ſolche Gleichmäſsigkeit iſt ja nicht Sache der Natur. Vielmehr verſchwimmt alles in einander — die verſchiedenen Kreiſe verſchlingen und kreuzen ſich, ſchlieſsen bald einander ein und aus, ſondern ſich bald von einander und verſchmelzen ineinander kaleidoskopartig, — die allgemeine Tendenz aber iſt klar und dieſe Tendenz geht von den kleinen Einheiten und Gemeinſchaften zu den immer gröſseren, von den kleinen Culturgebieten zu den groſsen, von den kleinen Raubzügen und Raubkriegen zu den groſsen National- und Weltkriegen.

Die Stelle aber der frühern kleinen Kriege zwiſchen den kleinen ethniſchen und ſocialen Elementen nimmt im Innern der Staaten der ewige Intereſſenkampf der Stände,

Claſſen und ſocialen Kreiſe ein, und der ganze ſehr relative Gewinn des »Fortſchritts« liegt nur darin, daſs dieſe kleinen Kämpfe nicht mehr blutig wie einſt in vorſtaatlichen Zeiten und in Zeiten der barbariſchen Staatsordnungen, ſondern auf geſetzlichem Wege, in den durch Recht und Geſetz gezogenen Schranken geführt werden.

Denn ebenſo wie die, in der ganzen übrigen Natur wirkenden Kräfte nie verloren gehen können und ihre Summe, wohl in andersartig wirkende umgeſetzt, doch nie geringer werden kann: ebenſo ſcheint es auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes. Die Summe der ſeit den früheſten Zeiten im Bereiche der Menſchheit wirkenden ſocialen Kräfte wird möglicherweiſe nie geringer. Einſt manifeſtirten ſie ſich in unzähligen Hordenkriegen und Stammesfehden — mit der Entwicklung des ſocialen Prozeſſes auf einzelnen Gebieten, mit dem Fortſchritt der ſocialen Amalgamirung und dem Wachſen der Cultur gehen jene Kräfte nicht verloren, nur äuſsern ſie ſich in andern Formen. Die Summe der gegenſeitigen Ausbeutungen iu jeder gegebenen ſocialen Gemeinſchaft wird vielleicht nie kleiner, wenn ſie auch zu Zeiten in andern Formen geübt wird. So werden heutzutage in Europa der Zahl nach weniger Kriege geführt wie in früheren Jahrhunderten: aber die Gröſse und die Bedeutung der einzelnen Kriege (z. B. deutſch-franzöſiſcher, türkiſch-ruſſiſcher) halten den früheren zahlreichen kleineren Kriegen das Gleichgewicht. Im Innern der einzelnen Staaten Europa's aber giebt es heute wohl keine Peinigungen der Leibeigenen, keine Hexenprozeſſe, keine Judenautodafés, kein Raubritterthum, keine Brandſchatzungen der Städte: aber von der Summe der wirkenden Kräfte die in all jenen Erſcheinungen des »Mittelalters« zu Tage traten, iſt nicht ein iota abhanden gekommen. Sie wirken fort in ungebrochener Macht und Stärke und manifeſtiren ſich im täglichen Leben. »In

welchen Erſcheinungen?« Auf dieſe Frage wollen wir heute nicht eingehen. Wohl aber wollen wir auf die groſsen ſocialen Geſtaltungen hinweiſen, die aus den jahrhundertelangen kleinen Kämpfen und Kriegen Europa's hervorgiengen und wie es ſcheint heutzutage ſich zu viel gröſseren National- und Weltkriegen vorbereiten.

Aus jahrhundertelangen Kämpfen und vielfach ſich gegenſeitig ablöſenden Staatsgründungen giengen die auf dem Boden Italiens, Spaniens und Frankreichs erwachſenen Nationalitäten hervor, deren verwandte Sprachen und Culturen ſie heute bereits zu einer »romaniſchen Raſſe« ſtempeln; ein ähnlicher Prozeſs der Nation- und Raſſebildung ſpielte ſich zwiſchen Alpen und Nordſee ab, wo aus einſtigem Völkerchaos eine deutſche Nationalität erwuchs die ſich heute bereits als »germaniſche Raſſe« zu fühlen beginnt; den europäiſchen Oſten endlich trachtet Ruſsland heute, nach dem Fall des polniſchen Nationalſtaates und nach nahezu vollendeter Verdrängung der Türken aus Europa als eine der »ſlaviſchen Raſſe« gehörige Welt zu conſtituiren.

Und damit ſind wir an einem Punkte angelangt, bis wohin bereits eine ferne Zukunft ihre blutigen Schatten vorauswirft. Begreift man es, welch fürchterliche National- und Weltkriege es wird abſetzen müſſen, ehe ſolche drei Culturwelten von drei feindlichen »Raſſen« getragen, ausgetobt, ehe ſie in gegenſeitigen Kriegen ihre Kräfte erprobt und erſchöpft haben werden und ehe an Stelle romaniſcher, germaniſcher und ſlaviſcher Culturgebiete ein einziges europäiſches Culturgebiet eine einzige europäiſche Raſſe ſich herausgebildet haben wird?

Jahrhunderte blutiger Raſſenkriege trennen uns von dieſem Zeitpuncte. Während deſſen erwächſt vor unſern Augen aus unzähligen heterogenen Elementen drüben über dem Ocean eine neue Culturwelt, eine neue

Raffe, die amerikanifche. Wir fehen! Es ift auf lange, lange dafür vorgeforgt, dafs der Raffenkampf aus der Welt nicht fchwinde, — in unabfehbarer Zukunft wartet der Welt noch das Schaufpiel eines Raffenkampfes zwifchen Europa und Amerika und fo fort wälzt fich über den Erdball die kämpfende Menfchheit; zu immer neuem Kampfe erzeugt der fociale Naturprozefs immer neue Raffen, immer gewaltigere Amalgame von Völkern und Nationen, immer gröfsere Culturgebiete umfaffend und mit immer gröfserem Rafinement die gegenfeitigen Vertilgungskriege führend. Und das Ende des Liedes? Für das menfchliche Auge ift diefs Ende fo unabfehbar wie der Anfang für dasfelbe unerforfchbar war. Für uns liegt eine Unendlichkeit nach rückwärts, eine Unendlichkeit nach vorwärts. Dehnt fich doch noch vor unferem Auge ein ganzer von der Cultur faft unbeleckter Welttheil aus, wohin die verfchiedenen europäifchen Staaten erft ihre Eclaireurs ausfenden um das neue Terrain zu recognosciren — was kann es da noch des Völkermordens, der Raffenkämpfe und der Culturgebiete im fchwarzen Welttheil geben! Und erft noch Afien! wo auf den Trümmern der dortigen Raffen und Culturen die Europäer und Amerikaner fich einmal kämpfend begegnen können (wenn's den Afiaten nicht vielleicht noch früher gelingt Europa zu überrumpeln!), kurz, fo weit der menfchliche Geift in die Zukunft reichen kann, des Raffenkampfes ift kein Ende abzufehen, der fociale Naturprozefs liegt in feiner Unendlichkeit vor uns wie hinter uns.

---

48. Schlufs.

Wir unterliefsen es die hiftorifch bekannte Entwicklung des focialen Naturprozeffes in Europa und Amerika im Einzelnen zu fkizziren und befchränkten uns auf An-

deutung der den europäifchen Völkern und Nationen gemeinfamen Züge und Merkmale. Wir müfsten beforgen den Lefer zu ermüden, wollten wir immer den gleichen Naturprozefs der Staatenbildung und Culturentwicklung durch die fattfam bekannte europäifche und auch amerikanifche Gefchichte hindurch im detail verfolgen.

Denn was fich im Nillande, was fich an den Niederungen des Euphrat und Tigris, auf dem Hochlande von Iran, in dem fruchtbaren Tieflande zwifchen Indus und Ganges, in dem Berglande zwifchen Amur und Hoangho und endlich in Vorderafien abfpielte: dasfelbe mufste fich ja allerorts zutragen wo nur Menfchenhorden leben konnten und lebten und das trug fich auch zu in der That nicht nur in ganz Europa, fondern auch drüben auf der andern Hemifphäre am Miffiffipi und Rio Grande im Norden und an den Quellen des Amazonenftromes, in den Thälern der Cordileren im Süden. Ueberall da begegnet uns dasfelbe Schaufpiel. Zuerft ein Schwärmen und Schweifen heterogener Menfchenhorden und Stämme; von verfchiedenem Ausfehen doch immer Menfchen; von verfchiedener Sprache doch immer untereinander im engen Kreife fich verftändigend; von verfchiedenen Vorftellungen und Anfchauungen doch immer im Grunde in verfchiedenen Gedankenformen derfelbe Gedankeninhalt. Die fyngenetifchen Kreife immer zufammenhaltend, gegen die heterogenen mit Hafs und Abfcheu erfüllt. Daher immer derfelbe Kampf, aus denfelben Motiven, zu denfelben Zwecken.

Und die Folge des Kampfes immer diefelbe: das Emporkommen des mächtigeren ethnifchen Elementes und nun deffen Machtübung, deffen Herrfchaft, deffen E i n f l u f s der immer und überall culturbringend, civilifatorifch ift — indem er amalgamirt, das Heterogene verfchmilzt, Theilung der Arbeit durchführt, Cultur fördert, Raffen bildet. Und immer wieder dasfelbe Sichausleben der einen Cultur, ihr

Verfall unter den Streichen aufstrebender »Barbarei« und von Neuem wieder derselbe Prozefs auf höherer ethnischer Staffel, mit höheren, social und national potenzirten Gesammtheiten.

Und das Resultat dieses Prozesses? Die einen jubeln, es sei »Fortschritt«, die andern jammern es sei »Verfall und Rückschritt«. In Wahrheit ist's nicht das Eine und nicht das Andere, es ist immer dasselbe — wie könnte es auch anders sein? — es ist immer derselbe Naturprozefs dessen Formen wohl unwesentliche Aenderungen aufweisen, dessen Scenerie in verschiedenen Weltgegenden zu verschiedenen Zeiten verschieden sein kann, dessen Wesen aber immer dasselbe bleibt. Es ist immer dieselbe rohe Masse, immer dieselbe »ausbeutende« Minorität die auf Kosten jener zeitweise sich gütlich thut und — hie und da verstreut, rari nantes, wenige denkende Köpfe. Diese arbeiten geistig für die herrschende Minorität, ja auch für die Massen. Und da es ihnen von Zeit zu Zeit gelingt, irgend eine Wahrheit zu entdecken, irgend eine Erfindung zu machen die sie der herrschenden Minorität, ja auch der Masse zur Verfügung stellen, so wird über Fortschritt triumphirt. Man vergifst, dafs diese Erfindungen und Entdeckungen einzelner die immer sich ereigneten, das Wesen der Menschheit nicht ändern, die Menschen nicht bessern. Diese bleiben immer dieselben ob sie im Canöe rudern, im Segelschiff fahren oder mit Hilfe des Dampfes das Weltmeer durchfliegen; sie bleiben immer dieselben ob sie in beiden Hemisphären von einander keine Ahnung haben oder sich mittelst Telegraph und Telephon von einem Welttheil zum andern zu überlisten trachten; sie bleiben dieselben, ob sie sich mit Keulen und Jatagans todtschlagen oder mit Krupp's und Hinterlader todtschiefsen mit Dynamit und Torpedos in die Luft sprengen.

Es ist kein Fortschritt und kein Rückschritt, es ist

immer dasſelbe, und es kann auch nicht anders ſein, weil die Menſchen immer dieſelben ſind, weil die ſocialen Elemente immer von denſelben Kräften beſeelt ſind, weil die Qualität und Quantität dieſer Kräfte immer dieſelbe bleibt. Und es iſt auch ein Wahn zu glauben, daſs heute gröſsere Erfindungen gemacht worden ſind und gemacht werden als vor Jahrtauſenden. Nicht kleiner und nicht gröſser!

Eine gewiſſe Grenze nach oben kann in ſeiner Entwicklung kein Menſchenhirn überſchreiten — weil es eben ſchlieſslich ein Menſchenhirn iſt und die Natur desſelben ihm anhaftet. Jener Höhepunct aber der von einzelnen Köpfen erreicht werden kann, iſt gewiſs zu allen Zeiten immer von Einzelnen erreicht worden. Und in der That ſteht ja auch die raffinirteſte electrotechniſche Erſindung der Neuzeit gewiſs um keines Haares Breite höher als die Erfindung der erſten Rune, des erſten Keilſchriftzeichens. Und iſt etwa der Erfolg der modernen Erfindung gröſser? Allerdings kann der Telegraph die Verſtändigung zwiſchen entgegengeſetzten Endpuncten der Erde vermitteln, aber erhalten wir durch die Keilinſchrift nicht Kunde darüber was vor Jahrtauſenden geſchehen? Ja! iſt denn die Schrift, die unmeſsbare Zeiträume überwindet, nicht eine gröſsere Erfindung als der Telegraph der doch nur beſchränkte und meſsbare Diſtanzen verbindet? Wir hören den Einwand, daſs unſer Geiſt durch jahrtauſendealte Aufſpeicherung des Wiſſens mächtig geworden auch mehr leiſten kann: doch wer kann jene Schätze an Wiſſen und Erfahrung abmeſſen, die von früheren Jahrtauſenden her aufgeſpeichert, den Menſchen früherer Jahrtauſende zu Gebote ſtanden, von denen aber zu uns nichts mehr gelangte?

Daſs aber letzteres der Fall ſein muſste das können wir daraus erſchlieſsen, daſs es gerade die höchſten Wahrheiten und Erkenntniſſe der Philoſophie ſind, die uns aus den

ältesten uns bekannten Schriften der Philosophen des asiatischen und europäischen Alterthums entgegenleuchten — Erkenntnisse und Wahrheiten über die hinaus die gröſsten Philosophen unserer Zeit nicht hinausgekommen sind. Gerade auf diesem höchsten Gebiete menschlichen Wissens und Erkennens konnten die gröſsten Denker der europäischen Neuzeit nichts Neues erfinden und erforschen was nicht schon in den Büchern des Confucius, in den Veden, in den Lehren Buddha's enthalten wäre. Oder hat es die moderne Philosophie in der Erkenntniſs des menschlichen Lebens weiter gebracht, als zu der Wahrheit die der »Prediger« in dem knappen Satze zusammenfaſst: alles ist eitel? Hat man einen Begriff wie viel wirkliche Philosophie, wie viel Erfahrung und Nachdenken, wie viel wahren Genie's und Hingabe an die Wahrheit dazu gehört, um zu dieser Erkenntniſs zu gelangen, die gewiſs mehr werth ist, als bändereiche Systeme der Ethik? Und Aristoteles? Schauen wir nicht alle zu diesem griechischen Weisen wie zu einem Lehrer empor, der unerreicht in seiner Gröſse seit zwei Jahrtausenden dasteht? Und was lehrt uns gerade Aristoteles mit Beziehung auf geistigen Fortschritt? »Es giebt keine Wahrheit, meint er, die nicht schon einmal den Menschen bekannt gewesen wäre. Was wir zum erstenmal entdeckt und gefunden zu haben glauben, daſs war gewiſs schon einmal den Menschen bekannt und ist nur in Vergessenheit gerathen.« Man gebe sich nur Rechenschaft darüber, welche Erfahrungen und Erkenntnisse über menschlichen »Fortschritt« es sein muſsten die Aristoteles zu diesem Ausspruch brachten und man wird unsere Ansicht in dieser Frage gerechtfertigt finden. Oder bezieht sich dieser Aristotelische Pessimismus vielleicht nur auf die höchsten philosophischen Erkenntnisse der Menschheit? Ist vielleicht in den Massen ein Fortschritt bemerkbar? Werden die Massen vielleicht besser, sittlicher, vernünftiger?

Nun, wer ſich von der Stabilität und Unbeweglichkeit des geiſtigen Weſens der Maſſen überzeugen will, der blicke nur auf die verſchiedenen Gebiete des geiſtigen Lebens, auf Vorſtellungen und Anſchauungen, die wenn ſie auch tauſendemale von Einzelnen als falſch und irrthümlich erkannt wurden, dennoch von den Maſſen mit einer nur durch die natürliche Trägheit zu erklärenden Zähigkeit feſtgehalten werden; man blicke auf die groſsen Maſſen auch unter den »gebildetſten« Nationen und frage ſich ob je in vorgeſchichtlichen Urzeiten die Menſchen auf einer niedrigeren Stufe geiſtiger Entwicklung ſtehen konnten?

Man betrachte die Zähigkeit mit der auf allen Gebieten des Lebens eingewurzelte Vorurtheile von den Maſſen feſtgehalten werden die, unfähig ſelbſtändig zu denken, ohne eigenes Urtheil krampfhaft daran ſich klammern, was ihnen in Kindheit und Jugend eingetrichtert wurde, um es den folgenden Generationen wieder einzutrichtern. Dieſe unbewegliche, ſtagnirende Maſſe iſt neuen ſelbſtändigen Geiſtesſtrömungen unzugänglich; mit indolenter Trägheit wird immer am Alten und Hergebrachten feſtgehalten und allem Neuen, möge es noch ſo vernünftig ſein immer mit Miſstrauen und Unwillen begegnet.

Daher gehen an dieſen indolenten Maſſen die einzelnen denkenden Köpfe wirkungslos vorüber — und darin liegt auch die Löſung der räthſelhaften Erſcheinung, daſs die von Zeit zu Zeit erſcheinenden groſsen Denker immer von Neuem dasſelbe predigen und immer gegen dieſelben Vorurtheile und Irrthümer ankämpfen müſſen; darin liegt ferner der Grund, daſs von einem ſittlichen Fortſchritt der Menſcheit ſo gar nicht zu ſpüren iſt und daſs wir nur dort einen wenigſtens äuſserlichen Fortſchritt conſtatiren können, wo ihn der Staat fördert.

Im Groſsen und Ganzen alſo, im geſammten Verlauf des Naturprozeſſes der Geſchichte giebt es weder

Fortſchritt noch Rückſchritt wohl aber im Einzelnen, in einzelnen Perioden dieſes ewigen Kreislaufs, in einzelnen Ländern in denen der ſociale Prozeſs immer von Neuem beginnt. Da giebt es wohl einen Anfang der Entwicklung, einen Höhepunct und nothwendigerweiſe einſt einen Verfall.

Der Grund aber, warum man immer wieder von einer ſtetigen fortſchrittlichen Entwicklung der ganzen Menſchheit als eines einheitlichen Ganzen ſpricht, liegt einerſeits in der unberechtigten Uebertragung der an einzelnen ſocialen Gemeinſchaften, insbeſondere am einzelnen Staate in ſeiner aufſteigenden Lebensphaſe gemachten Erfahrung auf den vermeintlichen Entwicklungsgang der ganzen Menſchheit, andererſeits in einer beſchränkten und ſelbſtgefälligen Betrachtungsweiſe der ſocialen Welt, die wir mit einem Worte als Ethnocentriſmus bezeichnen möchten. Darnach glaubt jedes Volk immer den höchſten Standpunct ſowohl unter den gleichzeitigen Völkern und Natlonen, als auch mit Rückſicht auf alle Völker der hiſtoriſchen Vergangenheit einzunehmen. Wenn man nun in dem Wahne befangen iſt, daſs man ſelbſt das höchſte und vollendetſte Werk der Schöpfung iſt und daſs alle Völker und Generationen der Vergangenheit nur ſtümperhafte Verſuche des Schöpfers waren, bis ihm das Meiſterwerk dieſes Volkes und dieſer Generation gelungen iſt: dann muſs freilich alle Vergangenheit nur als Vorbereitung der Gegenwart, und alle übrigen Völker nur als Vorſtufen zum Höhepunct des einen Volkes erſcheinen, auf das es die Vorſehung direct abgeſehen hat.

Was hat man nicht alles in unſerem Jahrhundert von dem erleuchteten 19. Jahrhundert gefaſelt, was haben nicht alles Schriftſteller der verſchiedenen europäiſchen Natiönchen von der »Spitze« der Cultur geſprochen und geſchrieben an der ihr Volk angeblich einherſchreitet, — was hat man

nicht alles von »unſerem Zeitalter« und »unſerem Welttheil« etc. etc. gerühmt. Kurz und gut der Ethnocentrismus in allen ſeinen Formen erzeugt die Anſchauung des Fortſchritts, weil ſich jedes Volk und jede Zeit für beſſer hält, als alle andern Völker und alle frühern Zeiten. Das alles aber iſt nur eine Beſchaffenheit unſeres Denkens ganz ebenſo wie es eine Beſchaffenheit unſeres Auges iſt, den Horizont um uns her als einen Kreis zu ſehen, in deſſen Mitte der Betrachter ſteht und den unendlichen Raum als einen Himmel, der ſich über ihm wölbt und zwar am Rande des Horizontes auf der Erde ruhend und über ſeinem Kopfe den Mittel- und Höhepunct des Gewölbes erreichend. Ganz ſo wie die Beſchaffenheit unſeres Auges dieſe Täuſchung erzeugt, ganz ſo ſpiegelt uns die Beſchaffenheit unſeres geiſtigen Auges jenen allmähligen Fortſchritt und unſeren »Höhepunct der Civiliſation« vor. Eine nüchterne wiſſenſchaftliche Betrachtung aber muſs zu dem Schluſs gelangen, daſs es zwiſchen den verſchiedenen »hohen Culturen« wohl eine Form- doch keineswegs eine Grad-Verſchiedenheit giebt — und daſs die Geringſchätzung mit welcher der Europäer auf die Cultur der Chineſen, Hindus oder Araber herabſieht ebenſo wenig berechtigt iſt, wie der Abſcheu und die Geringſchätzung, mit der jene Nationen auf uns Europäer mit all unſern »gottloſen und abſcheulichen« Inſtitutionen herabſehen. —

»Iſt das nun deiner Weisheit tiefſter Sinn? höre ich fragen, iſt das der Nutzen der Sociologie? Was ſoll eine Lehre frommen von einem ewigen Kampf ohne Fortſchritt — von einer Menſchheit, die in's unerbittliche Schickſalsrad eines naturnothwendigen Kreislaufes geflochten, keine Ausſicht auf Rettung und nur eine Hoffnung — gänzlichen Unterganges hat?«

Wohl wahr, daſs unſere Lehre keinen unberechtigten Optimiſmus begünſtigt, doch daſs ſie nicht von Nutzen in

einer edleren Bedeutung des Wortes wäre, möchten wir beſtreiten.

Gewiſs, das Naturgeſetz der Geſchichte bringt den Völkern traurige Nothwendigkeiten, nicht minder wie das Naturgeſetz des Lebens den einzelnen Menſchen. Wer wird aber aus dieſem Grunde die Erkenntniſs der Lebensgeſetze perhorresciren, weil ſie ihm kein ewiges Leben, keine unvergänglichen Genüſſe in Ausſicht ſtellen? Bietet ihm doch dieſe Erkenntniſs im Tauſch für zerſtörte Illuſionen den Vortheil, ſich leeren, unbegründeten Täuſchungen nicht hinzugeben!

Ganz ſo iſt's mit der Sociologie. Wohl lehrt ſie die Völker bittere Wahrheiten, doch entſchädigt ſie dieſelben durch Verhütung noch weit ſchlimmerer Enttäuſchungen und dadurch, daſs ſie ihr Streben auf das Maaſs des einzig Möglichen einſchränkt, ihnen daher unnütze Kräftevergeudungen erſpart.

Nur die Erkenntniſs der wahren Geſetze der Geſchichte kann das Streben der Völker und Nationen oder doch wenigſtens ihrer Leiter und Lehrer in Harmonie ſetzen mit den geſchichtlichen Nothwendigkeiten. Wenn die Sociologie auch nichts mehr als das bewirkt, wer will läugnen, daſs ſie als Wiſſenſchaft von unberechenbarem Nutzen iſt.

Sehen wir es denn nicht täglich, wie ganze Stämme, Völker und Nationen ihre vitalſten Kräfte aufreiben an der Löſung von Aufgaben, die nach einem allgewaltigen Naturgeſetze unlösbar oder doch nicht in ihrem Sinne lösbar ſind? Gewiſs, der Raſſenkämpfe wird es immer wieder in Hülle und Fülle geben — der »ewige Friede« iſt »nicht von dieſer Welt«. Doch wie viel Kämpfe könnten erſpart werden durch geläuterte Einſicht der Führer und Leiter der Menſchheit, wie vieles Leid könnte den Völkern erlaſſen werden, welche Summe ruhigen Glückes in den Schranken der Naturgeſetze der Geſchichte könnte ihnen

zu Theil werden, dessen sie jetzt entbehren müssen, weil sie falsche Götzen anbeten, nach unmöglichen Zielen jagen, von glänzenden Irrlichtern sich auf Abwege verleiten lassen.

Nein! wie alle Erkenntniss der Naturgesetze, bringt uns auch die Erkenntniss der socialen Naturgesetze manche herbe Enttäuschung, doch kommt ja letztere nie zu früh und ist immer heilsamer je früher sie kommt.

Den Vorwurf also der Nutzlosigkeit braucht die Sociologie nicht zu fürchten — denn schliesslich ist Erkenntniss immer ein Glück — und Wahrheit das höchste das den Menschen hienieden zu Theil werden kann. Darnach redlich, wenn auch menschlich, also gewiss nicht frei von Irrthümern und Befangenheiten, gestrebt zu haben, ist unsere tiefste und festeste Ueberzeugung!

Anhang.

A. Stimmen für den Polygenismus.

Im Anhange an das oben Seite 43—48 angeführte, sei es uns noch gestattet, aus der grofsen Anzahl der für den Polygenismus mit Entschiedenheit eintretenden Forscher einen Naturhistoriker und einen Culturhistoriker zu citiren.

Burmeister in seiner Geschichte der Schöpfung spricht sich über die Frage folgendermafsen aus: »Was aber die Entstehung aller Menschen von einem Paare überhaupt anbetrifft, so läfst sich diese Lehre bei wissenschaftlicher Erörterung nur durch eine Thatsache unterstützen, dafs alle Nationen der Erde zu einer und derselben Art (species) im naturhistorischen Sinne gehören, und ihre Unterschiede lediglich als Varietätencharakter angesehen werden können, obgleich dieselben grell genug sind. Solche Unterschiede ist man geneigt auf Rechnung verschiedener klimatischer Verhältnisse zu schieben, denen dieselbe Art im Laufe der Zeiten ausgesetzt wurde, und will nun auch daraus die mannigfaltigen Abweichungen der Nationen von einander herleiten. Bis dahin hat diese Betrachtung ihre völlige Richtigkeit in sich, allein sie begeht einen Irrthum, indem sie das an Thieren beobachtete auf den Menschen überträgt. Denn die Hausthierrassen, welche einem besonderen Klima oder Boden eigenthümlich sind, arten bald wieder aus, wenn sie in andere Heimatsorte übergeführt werden; der schöne Bergstier der Alpen behält nur hier seinen eigenthümlichen Charakter. Das grofshornige Rind Ungarns verändert sich, wenn es die grasreichen Weiden seiner Heimath verläfst; die feinwolligen Schafe kehren nach und nach in die gröbere Stammart zurück, wenn sie nicht mit ihrer ursprünglichen Reinheit von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Indessen behält selbst die ausartende Rasse eine gewisse Eigenthümlichkeit auf dem neuen Boden und nimmt keineswegs ganz den Charakter der hier ursprünglich wohnenden Stammrasse an. Anders aber verhält sich das Menschengeschlecht; denn es artet der nationale Typus nicht aus, wenn er aus der Stammheimat in eine andere Gegend übergeführt wird

fondern behauptet dafelbft um fo beftimmter feine Eigenfchaften, je markirter fie an den Stammeltern hervortreten; welches letztere Verhalten auch von den Thieren nachgewiefen wurde. Wenn alfo in der Zeit unferer hiftorifchen Wahrnehmungen noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines echten Deutfchen angenommen hat, fo lange er auch Deutfchland bewohnte, vorausgefetzt, dafs er reinen jüdifchen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europaer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Laufe von Jahrhunderten zu Negern oder Caraiben wurden; warum follten die Nachkommen Adams, die doch ficher einen eigenthümlichen Familientypus befitzen mufsten, fich zu Negern, Papuas, Caraiben, Malayen oder Mongolen umgeändert haben? Ein Grund dafür kann nicht nachgewiefen werden, und deshalb beftreiten wir die Richtigkeit diefer Annahme. Nimmt man dagegen mehrere Autochtonen an verfchiedenen Stellen der Erde an, denen allen eine gleiche typische Idee zu Grunde lag, was der fpezififchen Uebereinftimmung wegen gewifs der Fall war, fo ftofsen wir durchaus nicht auf irgend eine Schwierigkeit bei Erklärung der wahrnehmbaren Unterfchiede. Denn wir fahen bereits, dafs ein grofser Theil aller wahrnehmbaren Differenzen, auf Rechnung der Einwirkungen von Aufsen her gefchrieben werden muffe, denen die Gefchöpfe zur Zeit ihrer erften Entftehung ausgefezt waren, und werden uns nicht wundern können, dafs der Menfch demfelben Gefetz in feiner äufsern Erfcheinung unterliegt, wenngleich fein Bau keine begriffsmäfsige, d. h. typifche Differenz mehr in fich verftattet, die mit einer folchen Artidentität unverträglich ift. Es haben daher alle Menfchen gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, ftimmen auch in den relativen Verhältniffen derfelben untereinander, wenigftens der Hauptfache nach überein, unterfcheiden fich aber ebenfo mannigfach in Farbe, Gröfse, Bau des Gefichtes, der Extremitäten und der Haare, wie es nur bei den verfchiedenften Raffen der Hausthiere der Fall fein kann. Indem man diefe beiden freilich manche Aehnlichkeiten darbietenden Erfcheinungen mit einander verglich, und für Hausthiere zu der Erkenntnifs gelangte, dafs allerdings ihre Varietäten fpäteren Urfprungs feien, fo glaubte man dasfelbe auch vom Menfchengfchlechte annehmen zu dürfen, und jene Abweichungen für Modifikationen einer Urform halten zu müffen; welchen Schlufs aber die thatfächliche Beharrlichkeit der nationalen Unterfchiede nicht erlaubt. . . . . Nach folchen Thatfachen find wir alfo berechtigt, die Möglichkeit, dafs alle Menfchen von einem einzigen Paare abftammen, zu beftreiten; wir fehen uns vielmehr durch die grofsen Verfchiedenheiten der

Nationen unter einander genöthigt, die urſprüngliche Entſtehung mehrerer Menſchenpaare zu behaupten. Wir können die Richtigkeit dieſer Anſicht allein ſchon durch die bloſse Betrachtung der Farben bei den verſchiedenen Nationen darthun. Sollten nämlich alle Nationen von einem Paare abſtammen, ſo müſsten ſämmtliche Farbennüancen, aus einem Grundton ſich herleiten laſſen, was meiner Meinung nach unmöglich iſt. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiſs vom Europäer und läge das Gelbe der Mongolen in der Mitte, ſo würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in dieſe Skala paſſen. Man würde mit Recht fragen können, warum ſind die Neuholländer und Papuas ſchwarz geworden, während doch die der Linie näheren Bewohner der Geſellſchafts- und Freundſchaftsinſeln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müſsen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rothbraune Farbe annahmen, während auf der öſtlichen Halbkugel bald weiſse, bald gelbe, bald braune, bald ſchwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen. Man würde alſo immer auf neue Unbegreiflichkeiten ſtoſsen, weil man von einem unbegreiflichen Grundſatze ausgieng. — Ueberhaupt ſtellt ſich den wiſſenſchaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forſchers die ganze Lehre in einem ſo ungünſtigen Lichte dar, daſs er getroſt annehmen kann, kein ruhiger Beobachter würde jemals auf den Gedanken gekommen ſein, alle Menſchen von einem Paare abzuleiten, wenn nicht die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte es gelehrt hätte. Ihr zu Liebe und um die Autorität der heiligen Schrift auch auf ſolchen Gebieten ferner zu bewähren, für welche ſie ihrem ganzen Weſen nach nicht als normirend angeſehen werden kann; auf die ſie auch keinen beſtimmenden Einfluſs mehr ausübt, ſeit der Menſch ſeine eigenen, ebenſo mühſam erworbenen, wie wohl geprüften, wiſſenſchaftlichen Erfahrungen gefolgt iſt; — hat eine Anzahl gröſstentheils nicht ſattſam mit den Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaft bekannter Forſcher ſich veranlaſst geſehen, den altteſtamentiſchen Mithus zu vertheidigen, und eine darauf gebaute, wiſſenſchaftliche Anſicht vertreten, die ſich bei näherem Eingehen auf dieſelbe nicht halten läſst. Glauben kann man jene Angabe wohl, aber freilieh nicht begreifen, oder wiſſenſchaftlich begründen; ſo ſehr auch ihre Vertheidiger, deren Anzahl eben umſo ſtärker zunimmt, je entſchiedener die Wiſſenſchaft das Dogma fallen gelaſſen hat, mit Verſuchen aller Art ſich abmühen. Denn, welche Wunder, welche ſeltenen Fügungen des Schickſals gehörten dazu, innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1000,000,000 Menſchen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu nur ein einzelnes Paar trug, bevölkern zu laſſen; welche Mittel hätten dieſe Wanderer zur

Ueberfahrt nach fernen Infeln, zur Verknüpfung fo entfernter Punkte, wie das eine grofse Feftland Amerika's fie fordert? Warum blieben fie nicht hier in den üppigen, gefegneten Fluren bei einander? Warum zogen fie es vor, fich in die eifigen Regionen der Polarländer zu begeben? — Wo, wenn wir auf die Stimme des Fleifches wie fie der Leib uns zuruft, nicht hören wollen, wo war der Grund zu einer fo vielfach verfchiedenen, in den Grundelementen zum Theil heterogenen Sprachentwicklung gegeben? Worin lag die Urfache, dafs eine Nation, die doch mit ihren Stammeltern diefelbe Sprache redete, fpäter eine ganz andere annahm?« (Burmeifter, Gefchichte der Schöpfung. 5. Auflage 1854, S. 564—568.)

Kolb in feiner Culturgefchichte der Menfchheit I. 6. behandelt diefe Frage folgendermafsen: »Was nun aber die Frage wegen der Abftammung von einem Elternpaare oder von verfchiedenen Stammeltern anbelangt, fo däucht uns nur die letzte Annahme wahrfcheinlich. Wir find nämlich gerade auch darin im Gegenfatze zu Darwin, der Anficht, dafs die verfchiedenen Raffen Eigenthümlichkeiten befitzen, welche fie, fo weit die Wahrnehmungen reichen, niemals vollftändig verlieren. Es gilt dies keineswegs blos von der Hautfarbe (die fich vergleichsweife noch am meiften modifizirt, obwohl weder der Neger in nördlichen Klimaten weifs, noch der Europäer unter dem Aequator zum Mohren wird), fondern befonders von der Geftalt, der Schädelbildung und mannigfachen phifischen, namentlich aber Charaktereigenfchaften. Wir glauben dabei nicht blos an Blumenbach's fünf primitive Raffen, fondern nehmen eine weit gröfsere Zahl an. Die Natur mufste fie unter den eben dafür günftigen Verhältniffen fo erfchaffen, wie es den phifischen Zuftänden der verfchiedenen Hauptgegenden entfprach. Die phifischen Zuftände können, feitdem die Erde in ihren jetzigen Verhältniffen befteht, niemals überall die gleichen gewefen fein. An den Polen herrfchte feitdem ftets ein anderes Klima und walteten andere Exiftenzbedingungen als am Aequator. Es wird freilich gerühmt, der Menfch fei befähigt, in allen Zonen zu wohnen. Allein in Wirklichkeit finden wir, dafs nur der aus einer gemäffigten Zone ftammende Menfch eine Veränderung ertragen kann, die — nach Norden oder Süden — für ihn immer blos halb fo grofs ift, als die Verfetzung eines Eskimos unter die Tropen oder eines Negers in die Eiszone fein würde. Verfucht man eine Verpflanzung diefer Art, fo ergibt fich ftets auf's Neue, dafs keineswegs alle menfchlichen Raffen in allen Klimaten zu leben und zu gedeihen im Stande find. Wir gewahren bei näherer Betrachtung fogar eine fehr ungleiche Lebensfähigkeit der verfchiedenen Stämme. Allein felbft die härteften oder lebenszäheften Raffen aus den mittleren Klimaten vermögen

nur dann in wefentlich anderer Zone zu exiftiren, wenn fie bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht haben, und wenn ihnen dadurch und durch den Befitz bedeutender materieller Mittel der verfchiedenften Art die Möglichkeit gewährt ift, fich den Einflüffen des fremden Klima's wefentlich zu entziehen. Der Mitteleuropäer, der unter den Tropen gleich dem Neger das Feld bebauen, oder im Lande der Eskimo's wie diefer leben wollte, würde unfehlbar fchnell zu Grunde gehen, und nicht nur er felbft, fondern ebenfo gewifs würden feine Kinder alsbald erliegen.«

B. Zur Frage der Willensfreiheit.

J. Cuno Fifcher hat in feiner Schrift »Die Freiheit des menfchlichen Willens und die Einheit der Naturgefetze« [1]) fleifsig und emfig alle Gründe und Beweife für die Unfreiheit des Willens zufammengeftellt, welche nur je von Philofophen und Forfchern für diefelbe geltend gemacht worden find. Er hat auf diefelben feine eigene Beweisführung gegen die Freiheit des Willens aufgebaut, die im Allgemeinen ganz tadellos dafteht und die wir vollkommen acceptiren. Und dennoch halten wir den Beweisftandpunkt Fifcher's und feiner Vorgänger für einen verfehlten und zwar aus dem von uns bereits oben Seite 36 angedeutetem Grunde. Fifcher und alle feine Vorgänger in diefer Frage ftellen fich lediglich auf den Boden der Individual-Pfychologie und betrachten alle die Einflüfse, welche auf den Willen des Individuums beftimmend einwirken — doch betrachten fie dabei das Individuum als ein abftraktes Einzelwefen, wie es in der Wirklichkeit gar nicht vorkommt, ftatt dasfelbe fo, wie es in der Wirklichkeit thatfächlich exiftirt, als ein mit taufend Banden und Fafern von einer oder mehreren focialen Gruppen feftumfponnenes Glied zu betrachten. Indem fie letztere fo zu fagen fociologifche Betrachtungsweife unterlaffen, entgeht ihnen eine Reihe der wichtigften Beftimmungsgründe des Einzelwillens, von denen fich derfelbe nie und nirgends losmachen kann und denen derfelbe ganz unbewufst und naturnothwendig folgt. Denn das ganze Geheimnifs der Unfreiheit des Willens fcheint uns darin zu liegen, dafs die focialen Bewegungen gefetzmäfsige und naturnothwendige Maffen- oder vielmehr Gruppenbewegungen find und dafs den Einzelnen nur die Wahl bleibt, diefe fie allgewaltig mitreifsenden Bewegungen mitzumachen oder fich mit Aufwand übernatür-

---

[1]) 2. Auflage Leipzig 1871.

licher Kraft denselben entgegenzustemmen, in welch letzterem Falle aber ihr, ihrer Gruppe entgegengesetztes Handeln nicht minder von der Bewegung ihrer Gruppe als Gegensatz bestimmt wird. Der Einzelne also kommt als Glied irgend einer Gruppe zur Welt und empfängt von derselben, von der ihn umgebenden Atmosphäre seine geistige und moralische Richtung, seine ganze geistige Disposition und die bestimmte Empfänglichkeit für die Motive seines Handelns; und darnach handelt der Einzelne in der Regel. Einen alltäglichen Beweis der Gebundenheit des Einzelwillens durch die Gruppe in der er lebt, haben wir darin, dass die Einzelnen in der Regel nicht das thun, was ihnen als vernünftig erscheint, sondern das was sich schickt, was die Sitte erheischt, was der »Welt« nicht anstössig ist etc. Der normale Einzelne kann gar nicht anders handeln und wenn er nach seiner individuellen Vernunft sein Handeln noch so unvernünftig findet. Man denke an den Zweikampf, an Tausende religiöser Zeremonien, an unsinnige Formen der Etiquette etc. Ja! diese Disposition der Gruppe zwingt den Einzelnen fortwährend gegen sein eigenes Interesse zu handeln!

Nun trifft man wohl auf »starke Geister«, auf kräftige Charaktere, auf Ausnahmsmenschen — aber was können dieselben thun? Nichts anderes, als sich den ihnen naturnothwendig gegebenen Impulsen widersetzen und ihnen entgegenzuhandeln. Damit ist aber auch für diese Ausnahmsfälle ein gesetzmässiges (gegensätzliches!) Handeln naturnothwendig bestimmt. Ein Beispiel aus der Politik soll unsere Meinung erläutern. Das Mitglied eines gesellschaftlichen Standes wird in der Regel in seinem Thun und Lassen die Interessen dieses Standes vertheidigen, wahren und berücksichtigen. Es wird also der Sprosse eines altadeligen Geschlechtes in der Regel den consevativen Interessen huldigen. Nun kommen aber auch Ausnahms-Individuen vor, die sich diesen zwingenden Strömungen ihres socialen Elementes widersetzen oder es wirken Ursachen zusammen, die ein Individuum mit dieser ihn natürlicherweise bestimmenden Strömung in Widerspruch bringen. — Dann wird aber das betreffende Individuum durch das »Gesetz des Gegensatzes« bestimmt und aus dem Junker wird ein Demagog — (man denke z. B. an Mirabeau!) Man würde aber irren, wenn man solche Ausnahmserscheinungen auf einen freien Willen der Einzelnen zurückführen oder dieselben als einen Beweis für denselben anführen wollte. Solche anormale Einzel-Individuen unterliegen mit eben solcher Naturnothwendigkeit dem Gesetze des Gegensatzes, wie die normalen Individuen dem Gesetze der socialen Bestimmung.

Damit wollen wir aber nur eine neue Lücke angedeutet haben, die uns in der bisherigen Psychologie auffällt, welche ebenfalls einem falschen

Atomismus huldigt und immer nur den Einzelnen und die in ihm wurzelnden Kräfte und Triebe in Betracht zieht — ftatt die in den Gruppen fich geltend machenden Strömungen zu betrachten, in denen die den Einzelnen bewegenden Motive in Schlag und Rückfchlag zu fuchen find.

Ein weiterer Irrthum fowohl Cuno Fischer's wie feiner diesbezüglichen Vorgänger, fcheint uns in einer falfchen Auffaffung und Anwendung des »Materialismus« zu liegen. Das Beftreben nämlich aller diefer »materialiftifchen« Philofophen und Gegnern der Willensfreiheit geht dahin, fowohl die »Materialität« des Gedankens, als auch die »Materialität« der denfelben erzeugenden Urfachen zu beweifen. (Fischer l. c. S. 158). Diefen Standpunkt präcifirt Fischer folgenderweife: »Derfelbe mechanifche Procefs, diefelben phyfikalisch-chemifchen (-mechanifchen) Kräfte, wodurch die anorganifchen Stoffe geformt und umgeformt wurden, führte in ununterbrochener Entwicklung und Umbildung bis zum geiftigthätigen Menfchen, in deffen Organismus, trotz feiner höheren Stufe, doch keine neue Kraft quillt, fondern der infolge feiner direkten Abftammung von anorganifchen Gebilden durch Kräfte und Gefetze geformt und bewegt wird, die mit jenen der anorganifchen Welt identifch find.« (l. c. 161). Das heifst denn doch den »Materialismus« zu weit treiben, was nebenbei gefagt zum Zwecke des Beweifes der Unfreiheit des Willens keineswegs nothwendig ift. Die menfchlichen Vorftellungen und Gedanken werden nämlich, wie wir dies oben (S. 19—21 und 27—32) darlegten, nicht nur von materiellen, fondern auch von immateriellen Urfachen, wie z. B. von Ereigniffen, Vorgängen, Erlebniffen und Erfahrungen beeinflufst und beftimmt.

Der in Folge folcher Einflüffe hervorgerufene Vorftellungsapparat und in Bewegung gefetzte Denkprozefs ift keineswegs ein materieller und braucht keineswegs »durch Kräfte und Gefetze geformt und bewegt« zu werden die »mit jenen der unorganifchen Welt identifch« find, um ein naturnothwendiger zu fein! Letzteres ift er allerdings und unterliegt gewifs nicht minder wie alle phififchen Prozeffe allgemeinen und allgewaltigen Gefetzen: die Factoren und Urfachen aber die diefen Prozefs unterhalten und fördern, ihn beeinfluffen und formen find immateriell, es find Vorgänge, Gefchehniffe, fociale Erfcheinungen etc. die doch weder in ihrem Wefen noch in ihren Werken identifch find mit Wefen und Wirken von Säuren und Salzen, von Anziehung und Abftofsung, von Elektricität und Magnetifmus!

Man gebe alfo den quasi »materialiftifchen« Standpunct auf und faffe die Dinge nüchtern, als das was fie find. Eine Vorftellung, ein Gedanke ift eben etwas immaterielles — ift eine geiftige Erfcheinung. Gewifs, derfelbe kann nur aus einer materiellen Unterlage auftauchen;

ohne Hirn kein Gedanke, ohne Phosphor kein Hirn, das ist richtig. Im Momente jedoch wo aus der nothwendigen materiellen Unterlage der Gedanke auftaucht, ist es allerdings eine »neue Kraft« die mit demselben emporquillt, und die nicht identisch ist mit chemischen und phisikalischen Kräften. Aber freilich auch diese Kraft ist keine übernatürliche — und unterliegt wie alle natürlichen Kräfte festen Gesetzen und natürlichen Einflüssen — unter welchen sich nun eine ganze Reihe immaterieller, welche auf die anorganische und auch auf die niedrigere Thierwelt noch keinen Einfluss hatten, geltend macht.

Mit einem Worte die Lehre von der Unfreiheit des Willens muss sich von einem beschränkten »Materialismus« frei machen: dagegen steht ihr seitens der Sociologie, dieser Philosophie der Zukunft, vielfache Förderung und Bereicherung bevor.

C. Ueber Geschichte als Wissenschaft.

(Zu Seite 167.)

Die Frage ob Geschichtsschreibung in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes eine Wissenschaft sei, hat unseres Wissens zuerst Schoppenhauer angeregt und zwar indem er dieser Disciplin den Character einer Wissenschaft, wenn auch noch etwas schüchtern doch mit guter Begründung absprach.

»In jeder Art und Gattung von Dingen, sagt Schoppenhauer, sind die Thatsachen unzählig, der einzelnen Wesen unendlich viele, die Mannigfaltigkeit ihrer Verschiedenheiten unerreichbar. Bei einem Blicke darauf schwindelt dem wissbegierigen Geiste: er sieht sich, wie weit er auch forsche zur Unwissenheit verdammt. — Aber da kommt die Wissenschaft: sie sondert das unzählbar viele aus, sammelt es unter Artbegriffe, und diese wieder unter Gattungsbegriffe, wodurch sie den Weg zu einer Erkenntniss des Allgemeinen und Besonderen eröffnet, welche auch das unzählbare Einzelne befasst, indem sie von Allem gilt, ohne dass man jegliches für sich zu betrachten habe. Dadurch verspricht sie dem forschenden Geiste Beruhigung. Dann stellen alle Wissenschaften sich neben einander und über die reale Welt der einzelnen Dinge, als welche sie unter sich vertheilt haben. Ueber ihnen allen aber schwebt die Philosophie, als das allgemeinste und deshalb wichtigste Wissen, welches die Aufschlüsse verheisst, zu denen die andern nur vorbereiten. Bloss die Geschichte darf eigentlich nicht in jene Reihe treten; da sie sich nicht desselben Vortheils wie die anderen rühmen kann: denn ihr fehlt der Grundcharacter der Wissen-

ſchaft, die Subordination des Gewuſsten, ſtatt deren ſie bloſse Coordination desſelben aufzuweiſen hat, daher giebt es kein Syſtem der Geſchichte, wie doch jeder andern Wiſſenſchaft. Sie iſt demnach zwar ein Wiſſen, jedoch keine Wiſſenſchaft, denn nirgends erkennt ſie das Einzelne mittelſt des Allgemeinen, ſondern muſs das Einzelne unmittelbar faſſen und ſo gleichſam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen; während die wirklichen Wiſſenſchaften darüber ſchweben, indem ſie umfaſſende Begriffe gewonnen haben, mittelſt deren ſie das Einzelne beherrſchen und wenigſtens innerhalb gewiſſer Grenzen die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches abſehen, ſo daſs ſie auch über das etwa noch hinzukommende gefaſst ſein können. Die Wiſſenſchaften, da ſie Syſteme von Begriffen ſind, reden ſtets von Gattungen; die Geſchichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wiſſenſchaft von Individuen welches einen Widerſpruch beſagt.

Auch folgt aus Erſterem, daſs die Wiſſenſchaften ſämmtlich von dem reden was immer iſt, die Geſchichte dagegen von dem was nur einmal und dann nicht mehr iſt.

Da ferner die Geſchichte es mit dem ſchlechthin Einzelnen und Individuellen zu thun hat, welches ſeiner Natur nach unerſchöpflich iſt, ſo weiſs ſie alles nur unvollkommen und halb. Dabei muſs ſie zugleich von jedem neuen Tage in ſeiner Alltäglichkeit ſich das lehren laſſen, was ſie noch gar nicht wuſste. Sofern nun die Geſchichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatſache, zum Gegenſtande hat und dieſes als das ausſchlieſsliche Reale anſieht, iſt ſie das gerade Gegentheil und Wiederſpiel der Philoſophie, als welche die Dinge vom allgemeinſten Geſichtspunct aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenſtande hat, welches in allem Einzelnen identiſch bleibt; daher ſie in dieſem ſtets nur jenes ſieht und den Wechſel an der Erſcheinung desſelben als unweſentlich erkennt: während die Geſchichte uns lehrt, daſs zu jeder Zeit etwas Anderes geweſen, iſt die Philoſophie bemüht, uns zu der Einſicht zu verhelfen, daſs zu allen Zeiten ganz dasſelbe war, iſt und ſein wird. In Wahrheit iſt das Weſen des Menſchenlebens, wie die Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf daher, um erſchöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffaſſung. Die Geſchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erſetzen ihr iſt jede Gegenwart nur ein Bruchſtück, welches ergänzt werden muſs durch die Vergangenheit, deren Länge aber unendlich iſt und an die ſich wieder eine unendliche Zukunft ſchlieſst. Hierauf beruht das Widerſpiel zwiſchen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Köpfen: jene wollen ergründen; dieſe wollen zu Ende zählen. Die Geſchichte zeigt auf jeder Seite nur dasſelbe, nur unter verſchiedenen Formen: die Capitel der Völkerge-

schichte sind im Grunde nur durch die Namen und Jahreszahlen verschiedene, der eigentlich wesentliche Inhalt ist überall derselbe. Sofern nun also der Stoff der Kunst die Idee, der Stoff der Wissenschaft der Begriff ist, sehen wir beide mit dem beschäftigt, was immer da ist und stets auf gleiche Weise, nicht aber jetzt ist und jetzt nicht, jetzt so und jetzt anders: daher eben haben beide es mit dem zu thun, was Plato ausschliesslich als den Gegenstand wirklichen Wissens aufstellt. Der Stoff der Geschichte hingegen ist das Einzelne in seiner Einzelnheit und Zufälligkeit, was immer ist und dann auf immer nicht mehr ist, die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Winde beweglichen Menschenwelt, welche oft durch den geringfügigsten Zufall ganz umgestaltet werden. Von diesem Standpunct aus erscheint uns der Stoff der Geschichte kaum noch als ein der ernsten und mühsamen Betrachtung des Menschengeistes würdiger Gegenstand, des Menschengeistes, der gerade weil er so vergänglich ist, das Unvergängliche zu seiner Betrachtung wählen sollte.«

Nach diesen vollkommen richtigen negativen Bemerkungen gegen die Wissenschaftlichkeit der Geschichte fertigt Schoppenhauer nicht minder richtig und zutreffend den Hegel'schen Versuch ab, aus der Geschichte eine Wissenschaft zu machen — welche allerdings etwas zu leidenschaftliche Abfertigung er mit folgenden Worten schliesst:

»Die Hegelianer, welche die Philosophie der Geschichte sogar als den Hauptzweck aller Philosophen ansehen, sind auf Plato zu verweisen, der unermüdlich wiederholt, dass der Gegenstand der Philosophie das Unveränderliche und immerdar bleibende sei, nicht aber das, was bald so, bald anders ist. Alle die, welche solche Constructionen des Weltverlaufs, oder wie sie es nennen, der Geschichte aufstellen, haben die Hauptwahrheit aller Philosophie nicht begriffen, das nämlich zu aller Zeit das Selbe ist. Alles Werden und Entstehen nur scheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal. Dies will der Plato, dies will der Staat. Man soll demnach zu verstehen suchen, was da ist, wirklich ist, heute und immerdar, d. h. die Ideen (in Platons Sinn) erkennen.«

Eine wirkliche Philosophie der Geschichte soll also nicht das betrachten was, um in Platos Sprache zu reden, immer wird und nie ist und dieses für das eigentliche Wesen der Dinge halten, sondern sie soll das was immer ist und nie wird noch vergeht im Auge behalten. Sie besteht also nicht darin, dass man die zeitlichen Zwecke der Menschen zu ewigen und absoluten erhebt, und nur ihren Fortschritt dazu durch alle Verwickelungen, künstlich und imaginär konstruirt; sondern in der Einsicht, dass die Geschichte nicht nur in der Ausführung, sondern schon in ihrem Wesen lügenhaft ist, indem sie von lauter Individuen und ein-

zelnen Vorgängen redend, vorgibt jedesmal etwas anderes zu erzählen; während sie vom Anfang bis zum Ende stets nur dasselbe wiederholt, unter anderen Namen und in anderem Gewande. Die wahre Philosophie der Geschichte besteht nämlich in der Einsicht, dafs man bei allen diesen endlosen Veränderungen und ihrem Wirrwarr, doch stets nur dasselbe, gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute dasselhe bleibt, wie gestern und immerdar: sie soll also das Identische in allen Vorgängen, der alten, wie der neuen Zeit, des Orients wie des Occidents, erkennen und trotz aller Verschiedenheit der speziellen Umstände, der Costumes und der Sitten, überall dieselbe Menschheit erblicken . . .«

Bis hieher, soweit er der üblichen Geschichtsschreibung den Character einer Wissenschaft abspricht, soweit er die Hohlheit der Hegel'schen und nach Hegel'scher Manier construirten Geschichtsphilosophie nachweist — sind Schoppenhauers Argumente unumstöfslich und unwiderleglich — wie denn überhaupt die Negation Schoppenhauers stärkste Seite ist.

Fragen wir aber ob Schoppenhauer eine Ahnung hatte von der eigentlichen Wissenschaft der Geschichte, eine Idee davon wie diese beschaffen sein müsse? ob er auf den Weg hinwies den eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte zu wandeln habe? — so müssen wir diese Fragen verneinen. Seine positiven Andeutungen in dieser Beziehung sind vollkommen nichtssagend. Hören wir was er da sagt. »Diefs Identische und unter allem Wechsel der Erscheinungen beharrende besteht — in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, vieler schlechten, weniger guten.« — Also die Geschichtswissenschaft soll einfach Psychologie sein? sie soll das menschliche Herz und den menschlichen Kopf studiren? wozu braucht es denn da der Vergangenheit und der Geschichte? Zu diesem Studium liefert die lebendige Gegenwart vollkommen genügendes, ja, ein viel reichlicheres Material und dazu ein viel zuverlässigeres als die autentischeste Geschichtsüberlieferung. Gewifs, wir unterschreiben gerne die Schoppenhauer'schen Worte, dafs die »Devise der Geschichte lauten sollte eadem sed aliter« — wenn aber Schoppenhauer diese Devise nur auf das »menschliche Herz und den menschlichen Kopf« bezieht, so ist ihm die Wissenschaft der Geschichte unter der Hand verschwunden und er behält an ihrer Statt nur eine Wissenschaft vom menschlichen Herz und vom menschlichen Kopf, was etwas ganz anderes ist. Kurz und gut — Schoppenhauer weifs sehr gut, warum die übliche Geschichtsschreibung keine Wissenschaft ist — aber er hat keine blasse Ahnung, worin das Wesen einer solchen Wissenschaft zu suchen wäre. — Er steckt selbst noch zu tief in veralteten Anschauungen, im Individualismus und Atomismus — und trotz seiner vielen richtigen Ansichten über

Welt und Menfchen kommt er doch über einen gewiffen Anthropocentrismus nicht hinaus, welcher meint, dafs der wichtigfte Gegenftand den man in der Gefchichte zu betrachten hat — das menfchliche Herz und der menfchliche Kopf wären! Wir wiffen es, nach all den obigen Ausführungen, welche untergeordnete und gar nicht in Betracht kommende Bedeutung diefe Muskel- und Nervenknoten für die Gefchichte haben — und wie die grofsen Naturgefetze der Gefchichte fich um das menfchliche Herz und den menfchlichen Kopf blutwenig kümmern, gefchweige denn von ihnen beeinflufst werden — ja, wie man im Lauf der Gefchichte alles andere eher ftudiren kann, als das menfchliche Herz und den menfchlichen Kopf. — Denn da der Naturprozefs der Gefchichte fich nicht nach dem Willen des Menfchen abfpielt, fo ift es klar, dafs das menfchliche Herz und der menfchliche Kopf in den Vorgängen diefes Prozeffes gar nicht zum Ausdruck gelangen, daher in demfelben auch nicht ftudiert werden können.

Schoppenhauer war kein Hiftoriker und hat fich mit Gefchichtsfchreibung nicht befafst. Hätte er das gethan und den Verfuch gemacht nach diefen feinen pofitiven Andeutungen Gefchichte zu fchreiben, er würde fich gewifs überzeugt haben, dafs er alles andere als eine Wiffenfchaft der Gefchichte geliefert hätte.

Welch himmelweiter Weg von einer richtigen negativen Kritik zu einem richtigen pofitiven Plan und noch gar zu deffen Ausführung dazwifchen liegt, das können wir übrigens an einem zweiten epochemachenden Schriftfteller fehen, der neben Schoppenhauer als zweiter Gegner der üblichen Gefchichtsfchreibung vom Standpunct der Wiffenfchaft, genannt zu werden verdient. Wir meinen Buckle.

Nicht fo philofophifch wie Schoppenhauer, nicht fo fcharffinnig und fchlagend, doch nicht minder zutreffend hat Buckle der Gefchichte, wie fie gemeiniglich getrieben und gefchrieben wird, den Character einer Wiffenfchaft abgefprochen (wobei er, wie uns fcheint, feinen grofsen deutfchen Vorgänger gewifs nicht gekannt hat).

»In allen übrigen grofsen Gebieten der Forfchung fagt er, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anftrengungen, auf befondere Thatfachen geftützt, fich dazu zu erheben, die Gefetze zu entdecken, unter deren Herrfchaft diefe Thatfachen ftehen. Die Hiftoriker hingegen find fo weit davon entfernt, dies Verfahren zu den ihrigen zu machen, dafs unter ihnen der fonderbare Gedanke vorherrfcht, ihr Gefchäft fei lediglich Begebenheiten zu erzählen und diefe allenfalls mit paffenden fittlichen und politifchen Betrachtungen zu beleben. Nach diefem Plan ift jeder Schriftfteller zum Gefchichtsfchreiber befähigt. Sei er auch aus Denk-

faulheit oder natürlicher Beſchränktheit unfähig, die höchſten Zweige des Wiſſens zu behandeln; er braucht nur einige Jahre auf das Leſen einer gewiſſen Anzahl Bücher zu verwenden und er mag die Geſchichte eines groſsen Volkes ſchreiben und in ſeinem Fache ein Anſehen erlangen.« Buckle weiſt nun auf die Unwiſſenſchaftlichkeit ſolcher Geſchichtsſchreibung im Vergleiche mit der Naturwiſſenſchaft hin. »In der Natur ſind die ſcheinbar unregelmäſsigſten und widerſinnigſten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewiſſen unwandelbaren und allgemeinen Geſetzen nachgewieſen worden. Dieſs iſt gelungen, weil Männer von Talent und vor allem von geduldigem und unermüdlichem Geiſt die Phänomene der Natur ſtudiert haben mit der Abſicht, ihr Geſetz zu entdecken; wenn wir nun die Vorgänge der Menſchenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir ſicher alle Ausſicht auf einen ähnlichen Erfolg.«

Bis hieher können wir Buckle vollkommen beiſtimmen und bis hieher müſſen wir ihm auch gegenüber den vollkommen ungerechtfertigten Einwürfen Droyſen's entſchieden Recht geben. Denn Droyſen hat dieſe ganz richtigen Prämiſſen Buckle's entweder nicht verſtanden oder nicht verſtehen wollen. [1]) Er macht ſich über Buckle luſtig, weil dieſer der Geſchichte nicht den Character einer Wiſſenſehaft zuerkennt und ſich die Aufgabe ſetzt, dieſelbe zum Rang einer Wiſſenſchaft zu erheben.

Was den erſten Punct anbelangt hat es ſich Droyſen leicht gemacht; denn er hätte eigentlich nicht Buckle's wenig erſchöpfende wiewohl richtige Argumentation, wohl aber die von uns oben angeführte Schoppenhauers widerlegen müſſen.

Freilich mit ſolchen flachen Sophiſmen wie er gegen Buckle's Prämiſſe kämpft, läſst ſich gegen alles auch gegen die klarſten Wahrheiten, leicht ſtreiten — nur nicht überzeugen. Droyſen giebt ſich den Anſchein, als ob es Buckle nur um eine andere Methode der Geſchichtsbehandlung und zwar die naturwiſſenſchaftliche zu thun wäre, und meint dagegen: jede Wiſſenſchaft habe ihre eigene Methode, ihre eigene »Betrachtungsweiſe«. Das iſt eine falſche Unterſtellung. Der Kern der Buckle'ſchen Ausführungen gipfelt darin, daſs es nur eine Wiſſenſchaft und eine richtige Methode, die Induction gäbe, — und daſs auch die Geſchichte eine Naturwiſſenſchaft ſei, für die ſomit nur die Methode der Naturwiſſenſchaften, d. i. die Induction angemeſſen iſt. Das will Droyſen nicht verſtehen und ſpricht von einer »theologiſchen, philoſophiſchen, mathematiſchen und phiſikaliſchen Betrachtungsweiſe« um dieſen verſchiedenen Betrachtungsweiſen die »hiſtoriſche« anzufügen·

[1]) S. Droyſen Grundriſs der Hiſtorik Beilage I.

Nach Buckle's Standpunct aber, den wir vollkommen richtig finden, ist die Geschichte eine Naturwissenschaft (des Menschengeschlechts) und giebt es überhaupt nur eine wissenschaftliche Methode, die für dieselbe paſst d. i. die naturwissenschaftliche Methode der Induction. Was nützt gegen diesen klaren Standpunct der Einwand, daſs man die »sittliche Welt« »unter sehr verschiedenartigen Gesichtspuncten betrachten kann« unter dem practischen, technischen, rechtlichen, socialen« und daſs »endlich auch eine Betrachtungsweise der sittlichen Welt die geschichtliche« ist? Allerdings kann man die »sittliche Welt« unter allen diesen »Gesichtspuncten« betrachten — aber keiner derselben ist wissenschaftlich — eben so wenig der »praktische«, wie der »technische«, wie der sogenannte »geschichtliche«. Wie gesagt, Droysen scheint Buckle's ganz richtige Idee von der Geschichte als Naturwissenschaft gar nicht begriffen zu haben und kämpft sophistisch gegen Plattheiten die er Buckle unterschiebt.

Freilich, auf die Frage, ob es Buckle gelungen ist die Aufgabe die er sich stellte, die Geschichte als Wissenschaft und zwar als Naturwissenschaft zu behandeln, zu lösen — antworten auch wir verneinend. Aber sein genialer Versuch dieses richtig gestellte Problem zu lösen, verdient alle Achtung und Anerkenung, die ihm Droysen gewiſs nicht versagt hätte, wenn er die Richtigkeit des Problems begriffen hätte. Denn der Irrthum Buckle's in der Ausführung seiner Aufgabe ist ungemein lehrreich für seine Nachfolger und daher von groſsem Werthe für die Wissenschaft.

Worin aber dieser Irrthum liegt, das wollen wir kurz andeuten.

Buckle steckt noch zu tief in der dualistischen Auffassung der Welt und kann sich von derselben trotz seines eifrigen Bestrebens nicht emancipiren. Er stellt Natur und menschlichen Geist als zwei selbständige Factoren sich gegenüber, aus deren Wechselwirkung und gegenseitigem Einfluſs er die »Geschichte« hervorgehen läſst; damit verfällt Buckle in einen Irrthum aus dessen fatalen Consequenzen er sich nicht mehr herausarbeiten kann und der sein ganzes groſses Werk zu einem verfehlten Versuche macht.

»Und das Alles, meint Buckle, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äuſserer Vorgang sein muſs, so ist es klar, die ganze Mannigfaltigkeit der Ergebnisse, mit andern Worten, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend müssen die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein, der Einwirkung äuſserer Erscheinungen auf unser Inneres und der Einwirkung unseres Innern auf die äuſseren Er-

fcheinungen. Nur aus diefem Material läfst fich eine wiffen-fchaftliche Gefchichte aufbauen.« [1]) Da liegt Buckle's ganzer Irrthum. Schon die Unterfcheidung der »innern« von den »äufseren« Vorgängen ift naturwiffenfchaftlich unhaltbar; es ift eine Unterfcheidung die nichts wefentlich Verfchiedenes trifft. Mag aber auch diefe rein formale oder eigentlich locale Unterfcheidung zum Zwecke gewiffer Demonftrationen (z. B. in der Logik oder Pfychologie) berechtigt fein: hier verführt fie Buckle zur Betretung eines entfchieden falfchen Weges, auf dem er immer tiefer und tiefer in die Abgründe und Irrwege einer dualiftifchen Weltbetrachtung gelangt. Denn nun überfieht Buckle ganz, dafs der menfchliche Geift doch auch nichts anderes ift als ein Stück Natur und arbeitet fich immer tiefer hinein in den allgemein geglaubten und fcheinbaren, doch thatfächlich nicht exiftirenden Gegenfatz zwifchen »menfchlichen Geift« und »der ihn umgebenden Natur«.

Nun bahnt fich Buckle den Weg zur Betrachtung des gegenfeitgen Einfluffes diefer zwei entgegengefetzten Factoren aufeinander durch die Analyfe der »Natur« und zerlegt diefelbe mit Bezug auf ihren Einflufs auf den »menfchlichen Geift« in ihre vier Beftandtheile nämlich »Klima, Nahrung, Boden und Naturerfcheinung im Ganzen«. (S. 35.) Damit glaubt er nun auf der breiten Heerftrafse der Forfchung angelangt zu fein, die ihn ficher zur Erkenntnifs der Wahrheit führen wird: in der That aber ift er auf einen Abweg gelangt, auf dem er fich von der Wahrheit immer mehr entfernt. Denn Buckle überfieht ja ganz, dafs wenn die menfchlichen Handlungen, wenn die menfchliche Gefchichte von der »Natur« beeinflufst werden, die Mittel diefer Beeinfluffung viel weniger in Klima, Boden, Nahrung etc. zu fuchen find, als vielmehr in der Befchaffenheit des Menfchen felbft. Das Gehirn des Menfchen und deffen Qualität ift doch ein wichtigerer Factor als die Bodenbefchaffenheit, als die Configuration der Gebirge und Flüffe; das Tempérament des Menfchen ift doch ein wichtigerer Factor als das Clima; die ganze angeborne oder anerzogene Qualität des Menfchen — das ift die Natur die auf die menfchliche Gefchichte von Einflufs ift — und zwar in einem Maafse von Einflufs, mit dem fich die möglichen Einflüffe von Clima, Boden, Nahrung ect. gar nicht vergleichen laffen.

Diefe »Natur« aber, die »Natur des Menfchen«, überfieht Buckle ganz und vertieft fich ftatt deffen in die Erforfchung des Einfluffes der »Natur« des Erdbodens und Climas auf die menfchliche Gefchichte. Buckle fieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Er fchreibt gefchichtliche Erfcheinungen der Nahrung, dem Clima, der Bodenbefchaffenheit zu

[1]) Band I in Ruge's Ueberfetzung (1860) S. 18.

die lediglich in der von allem Clima und aller Nahrung und Bodenbeſchaffenheit unabhängigen Natur der Menſchen ihren Grund haben. Er iſt ſo verblendet in dieſer Beziehung, daſs er den Einfluſs der ſocialen aus der Natur der Menſchen ſich ergebenden Verhältniſſe auf die Geſchichte ganz unbeachtet läſst — und nur für die ganz problematiſchen, jedenfalls aber verſchwindend geringen Einflüſſe des Climas, der Nahrung etc. Auge und Sinn hat.

»Vor allem, ſagt Buckle, was für ein Volk aus ſeinem Clima, ſeiner Nahrung und ſeinem Boden folgt, iſt die Anhäufung von Reichthum das Erſte und in manacher Hinſicht Wichtigſte.« Wie einſeitig! Allerdings iſt Clima, Nahrung und Boden von Einfluſs auf Anhäufung von Reichthum — doch wie konnte Buckle überſehen, daſs die erſte Bedingung dieſer Anhäufung der Menſch ſelbſt, d. h. ein ſolches ſociales Zuſammentreffen von ſo und ſo gearteten Menſchen iſt, daſs dieſes ſociale Verhältniſs eine Anhäufung des Reichthumes möglich macht. Dieſe Beſchaffenheit der Menſchen und dieſes ſociale Verhältniſs ſind die wichtigſte Bedingung der Anhäufung des Reichthums: das geeignete Clima, Nahrung, Boden etc. kommen erſt in letzter Linie in Betracht.

In dem nach Clima, Nahrung und Boden reichſten Lande wird eine ſich ſelbſt überlaſſene indolente Bevölkerung Jahrtauſende vegetiren, ohne Reichthum anzuhäufen — wovon uns ſo viele in den geſegnetſten Erdſtrichen Aſiens, Afrikas und Amerikas wild herumſtreichende Horden ſogenannter Naturvölker überzeugen. Andererſeits werden in von der Natur ſehr ſtiefmütterlich behandelten Gegenden durch die ſociale Arbeit das heiſst durch gewaltſame Arbeitsorganiſation und ſtaatliche Einrichtungen — alſo durch entſprechend veranlagte Menſchen und ſociale Einrichtungen Reichthümer angehäuft und damit die Grundlagen der Cultur geſchaffen.

Alles dieſes nun, die verſchiedene Natur der Menſchen und die Natur der ſocialen Einrichtungen als wichtigſte Urſachen aller »Geſchichte« und aller Civiliſation — überſieht Buckle vollkommen und zu welchen falſchen Schlüſſen auf dem Gebiete der Geſchichte er in Folge dieſes Ueberſehens gelangt wollen wir an einigen draſtiſchen Beiſpielen nachweiſen.

Die Thatſache, daſs »mongoliſche und tartariſche Horden zu verſchiedenen Zeiten in China, in Indien und in Perſien groſse Monarchien gegründet und bei der Gelegenheit eine Civiliſation erreicht haben, die nicht hinter der zurückbleibt, welche die blühendſten alten Königreiche beſaſsen« führt Buckle auf die Fruchtbarkeit und das günſtige Clima dieſer Länder zurück. Dabei überſieht aber Buckle vollkommen, daſs dieſe mongoliſchen und tartariſchen Horden gewiſs nie im Stande geweſen

wären in jenen Ländern »grofse Monarchien zu gründen« und eine hohe Civilifation zu erreichen, wenn fie nicht dort überall eine einheimifche Bevölkerung angetroffen hätten die fie unterjochten und in ihre ftaatliche Organifation der Arbeit mit Gewalt einfügten.

Mit dem fruchtbaren Boden allein hätten die Mongolen und Tartaren noch immer keine Monarchieen gegründet und keine Civilifation erreicht: die Unterjochung der dort anfäffigen Bevölkerung, das war die wichtigfte condtiio sine qua non diefer Monarchieen und diefer Civilifation. Dafür aber, für diefe wefentlichfte und wichtigfte Urfache diefer gefchichtlichen Erfcheinung hat Buckle weder Sinn noch Auge. Ja er war in diefem Puncte fo fehr verblendet, dafs er fich nicht einmal die fich von felbft aufdrängende Frage ftellte, warum denn die einheimifche zahlreiche Bevölkerung nicht auf dem doch auch vor dem Eindringen der erften Eroberer gleich fruchtbaren Boden, in dem auch früher ebenfo günftigen Clima keine »grofse Monarchien« mit hoher Civilifation gegründet haben mögen? Warum denn diefer fruchtbare Boden und diefs günftige Clima mit fammt der zahlreichen einheimifchen Bevölkerung immer erft auf die fremden Eindringlinge wartet um die »grofsen Monarchieen« und die hohe Civilifation hervorzubringen? Ift es da nicht klar, dafs in den Buckle'fchen Argumentationen und Schlufsfolgerungen ein grober Irrthum liegt.

Nicht minder falfch wie über die Urfache der Culturentwicklung in Indien, China und Perfien urtheilt Buckle über die Urfache des Auffchwunges der arabifchen Herrfchaft im Mittelalter. »Ebenfo, fagt er, find die Araber in ihrer Heimat wegen der Dürre ihres Bodens immer ein rohes ungebildetes Volk geblieben . . . aber im 7. Jahrhundert eroberten fie Perfien; im achten den beften Theil Spaniens, im neunten das Penjab und am Ende faft ganz Indien. So wie fie fich in ihren neuen Nieder'affungen eingerichtet hatten, fchien ihr Character eine grofse Veränderung zu erleiden. Sie, die in ihrer Heimat nicht viel mehr als herumftreifende Wilde waren, konnten jetzt zum erften Male Reichthum anfammeln und machten daher zum erften Male einige Fortfchritte in den Künften der Civilifation. In Arabien waren fie nur ein Stamm wandernder Hirtenvölker gewefen; ih ihren neuen Wohnfitzen wurden fie Gründer mächtiger Reiche, bauten Städte, fundirten Schulen, fammelten Bibliotheken und die Spuren ihrer Macht find noch in Cordova, in Bagdad und in Delhi zu fehen.« Das ift alles fehr fchön, aber wie konnte Buckle überfehen, dafs die blofsen paar Horden halbwilder arabifcher Nomaden es in Spanien gewifs auch mit all der Fruchtbarkeit Spaniens und dem fchönen Clima noch bei weitem nicht zu jenem bewunderungswürdigen Auffchwung der Cultur gebracht hätten, wenn der

sociale Boden der Iberischen Halbinsel nicht seit Jahrhunderten mit dem besten Menschendünger, mit Iberern, Phöniziern, Celten, Römern, Gothen, Vandalen u. s. w. gedüngt worden wäre? Das war der Boden auf dem die arabische Cultur erblühte — aber nicht jener Boden an den Buckle denkt auf dem »die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand.« Nicht aus dem Boden und dem Clima derjenigen Länder, die sie überzogen lässt sich die hohe arabische Cultur erklären, sondern daraus, dass diese halbwilden Horden es verstanden haben in diesen Ländern ihre Herrschaft zu begründen und dass es ihnen speziell in Spanien gelang, ein buntes bereits vielfach civilisirtes Völkergemisch in ihre staatliche Organisation einzuspannen. Aber all diese entscheidenden sociologischen Gesichtspuncte existiren für Buckle nicht: er will alles aus Boden, Clima, Nahrung etc. herleiten. Das ist wie gesagt sein Hauptirrthum — daran scheiterte sein grossartiges wissenschaftliches Unternehmen. Aber trotz alle dem hat Buckle für die Entwicklung der Wissenschaft gewiss eine viel höhere Bedeutung als sein übermüthiger Kritiker, der Historiker der preussischen Politik, der sich über ihn lustig macht. Denn mit all seinen Irrthümern ist Buckle ein grosser Bahnbrecher menschlicher Wahrheitserkennntniss — und wenn es uns gelungen ist in vorliegender Schrift einen Hauptirrthum Buckle's zu corrigiren, und wenn wir vielleicht damit auf den von Buckle gesuchten Weg hinwiesen auf dem es möglich ist aus der Geschichte eine Wissenschaft zu machen — so ist das ja keineswegs unser Verdienst, wohl aber Buckle's der durch sein epochemachendes Werk hunderte Köpfe in Europa und Amerika anregte diesen Weg zu suchen.
